This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

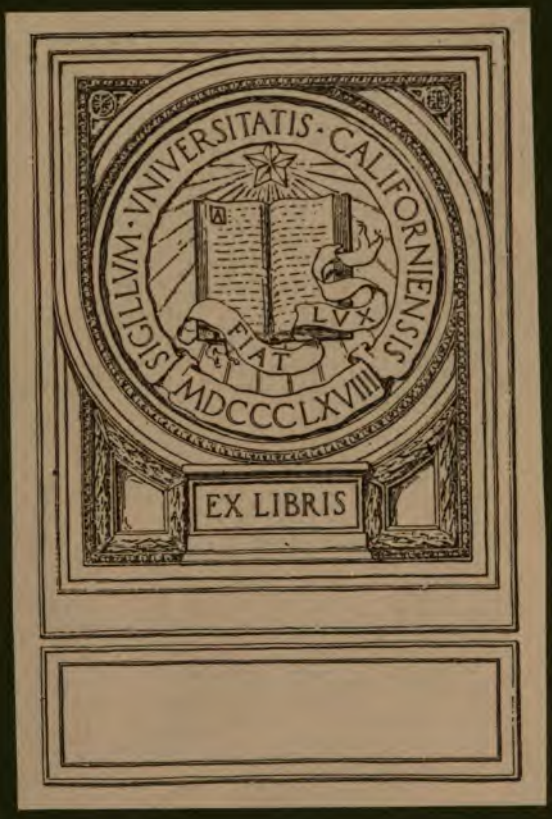
UC-NRLF
$B 58 133

URWALD VELD WÜSTE

LEO WAIBEL

FERDINAND HIRT IN BRESLAU

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Vegetationskarte von Afrika

Digitized by Google

Mit 20 Naturaufnahmen
und einer Karte

DT567
W3

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1921 by Ferdinand Hirt, Breslau

Digitized by Google

Alfred Hettner

dem Lehrer

in Liebe und Dankbarkeit gewidmet

518476

Digitized by Google

Vorbemerkung

Der Einfluß der physischen Welt auf die moralische, dies geheimnisvolle Ineinanderwirken des Sinnlichen und Außersinnlichen gibt dem Naturstudium, wenn man es zu höheren Gesichtspunkten erhebt, einen eigenen, noch zu wenig gekannten Reiz.

Alexander von Humboldt.

Ich habe dies Buch während des erfolgreichen Kriegsjahres 1917 in der Einsamkeit einer südwestafrikanischen Farm geschrieben. Was ich im Schatten grüner Wälder, auf sonnendurchglühter Savanne, auf freier Steppe, in einsam stiller Wüste von deutschen Tropen gesehen, gedacht und erlebt habe, wollte ich in einer Reihe von einzelnen, in sich abgeschlossenen Bildern darstellen und meinerseits dadurch den kolonialen Gedanken in der Heimat fördern helfen.

Die Begeisterung für ein größeres Deutschland, die mir damals nicht nur Herz und Kopf, sondern auch Hand und Feder füllte, berührt mich heute mit Wehmut. Das Unglück, das seither unser stolzes Vaterland betroffen hat, macht alle großen Zukunftspläne hinfällig. Wenn ich trotzdem mein Buch als jugendfrohes Kind in die Welt hinausschicke, das noch nichts von Leid und Schicksalsschlägen weiß, so geschieht es in der eigenen väterlichen Freude an dem lebenslustigen Knaben. Vielleicht lassen sich seine Jugendträume doch noch einmal in der Zukunft verwirklichen! Oder es finden sich andere Freunde, die sich gern der draußen verlebten Zeiten erinnern, und solche, die dankbar sind, wenn ich sie aus dem Wirrwarr unserer Tage hinausführe in ferne, bessere Räume.

Ein weiterer Gedanke noch veranlaßt mich zu diesem Schritt. Heute sind wir ja allen Kolonialbesitzes beraubt; die Landschaften, die ich hier schildere, stehen unter fremder Flagge. Die Feinde haben im Ausland überall die Früchte deutscher Arbeit geerntet und suchen nun jede neue Saat schon im Keime zu ersticken. Aber so fest wir alle überzeugt sind, daß dieser Gewaltfrieden der Erde nicht ihre endgültige territoriale Einteilung gebracht hat, so sicher

Digitized by Google

ist es auch, daß deutsches Wissen und deutsches Können sich wieder ihre gebührende Stellung in der Welt erringen werden. Wenn unsere Kaufleute und Ingenieure, unsere Handwerker und Bauern nur hervorragende, tüchtige Arbeit leisten, dann werden ihnen auf die Dauer die Tore des Auslandes nicht versperrt bleiben können. Eine Grundbedingung dieser Auslandarbeit aber ist es, daß wir die Wohnräume dieser Erde, ihre Einrichtungen und Bedürfnisse, ihre Wirtschaft und Produktion genau kennen. Gerade heute, da unser Staat seinen Besitz und seine Macht im Ausland verloren hat, muß der Einzelne durch Persönlichkeit und Kenntnisse sich selber schützen und durchsetzen. Geographisches Weltwissen ist heute für uns notwendiger denn je, weil wir keine staatlichen Kolonien mehr haben! Möge mein Buch auch in diesem Sinne seine Lebensberechtigung erweisen und geographische Bildung im deutschen Volke verbreiten helfen.

Noch kurz ehe der Krieg ausbrach, und bevor sich die Tore unseres heimatlichen Gefängnisses schlossen, hatte ich das Glück, große Räume Afrikas und unserer dortigen Kolonien kennenzulernen. Im Jahre 1911/12 nahm ich an der Forschungsreise der Deutschen Kolonialgesellschaft nach Kamerun teil, die von Herrn Professor Thorbecke geführt wurde. Zu Anfang des Jahres 1914 unternahmen dann Herr Professor Jaeger und ich im Auftrage des Reichskolonialamtes eine Forschungsreise nach Deutsch-Südwestafrika, die ursprünglich für ein Jahr geplant war; durch den Krieg jedoch wurden wir $5^1/_2$ Jahre im Lande festgehalten. Auch nach Beendigung des Feldzuges hatten wir Gelegenheit, unsere Reisen und Forschungen weiter fortzusetzen, vor allem durch die überreich gewährte Gastfreundschaft der deutschen Farmer. Ihnen allen sei auch an dieser Stelle unser herzlichster Dank ausgesprochen. Länder und Meere trennen uns heute von dem sonnigen Lande und seinen tatkräftigen Bewohnern, in unserm Herzen aber werden sie immer weiterleben. Wir alle in der Heimat wollen Treue um Treue den Landsleuten bewahren, die draußen weit überm Meer auf fast verlorenem Posten stehen. Möge sie dies Bewußtsein stärken im Kampfe um Muttersprache und Väterart!

Heidelberg im Herbst 1920. Dr. Leo Waibel.

Digitized by Google

Inhaltsübersicht

	Seite
Wälder	7
Tierleben des Waldes	37
Auf der Savanne	53
Die Steppe	79
Tierleben der Steppe	99
Farmerleben	123
Auf Pad	143
Orlog	167
Die Wüste	189

Digitized by Google

Univ. of California

Wälder

Digitized by Google

Wer von uns hat nicht in seinen Knabenjahren geträumt von tropischen Urwäldern, von schlanken Palmen, bunten Vögeln, die gleich Schmetterlingen von Blüte zu Blüte schwirren? Von Raubtieren, die mit leisen Sohlen und funkelnden Augen durch das Gebüsch schleichen? Von glatten, schwarzen Wilden, die den einsam wandernden Europäer aus dem Hinterhalt überfallen?

Die Träume haben sich mir verwirklicht .... und sind doch nicht wirklich geworden. Den Urwald, den ich mir als Knabe vorgestellt, den schauerlich schönen Schauplatz von wilden Abenteuern und steten Gefahren, ihn habe ich nicht gefunden. Liegt es an mir, daß ich vor lauter Problemen und Wissenschaft den jugendlich empfänglichen Sinn verloren habe? Liegt es am Walde, daß er doch anders ist, wie ich ihn mir geträumt? Ich weiß es nicht.

Wir Deutschen sind im Walde geboren, im Walde groß geworden; Waldesluft und Waldesrauschen zieht sich wie ein duftend Band durch unsere Sagen und Lieder. Unsere Ahnen waren ganz vom Walde umgeben. Damals war der deutsche Wald noch groß und stark und wild. Der Mensch hatte ihn noch nicht bezwungen. Er erschien deshalb den alten Germanen finster, unheimlich, grauenvoll, von bösen Geistern belebt. Wolf und Bär und Hirsch und Elen hausten in den dunklen Winkeln dieser großen Wälder.

Dann kam die Kultur, kamen die römischen Mönche mit Feuer und Axt und zerschlugen den Wald, vertrieben die alten Götter und die feindlichen Mächte daraus. Als der Wald immer mehr verschwand, immer kleiner wurde auf Kosten der einförmigen, nüchternen Kultursteppe, die man an seine Stelle setzte, da wurde der Wald anmutig und freundlich. Im Walde, in den spärlichen Resten der alten, unberührten Natur suchte man nun Trost und Erholung von den Leiden des Alltags. Der Wald wurde die Natur schlechtweg. Und wie oft hat man seit Eichendorff und den Romantikern das Schweigen des Waldes, das geheimnisvolle Schauern, die Stille, den Frieden besungen,

Digitized by Google

den der Wald in der Seele hervorruft? Welcher Deutsche hätte den Waldesfrieden und die Waldeinsamkeit nicht im eigenen Herzen empfunden?.... Und wer von uns ist nicht mit solchen Waldgedanken über See gefahren, in den tropischen Urwald hinein? Und war dann maßlos überrascht von diesem Tropenwalde, der in seiner Fülle und Wildheit so ganz anders ist wie unser lieber, guter deutscher Wald?

Erst draußen im grünen Schatten tropischer Urwälder empfindet man, daß unser deutscher Wald ja gar kein Wald, keine Urnatur mehr ist. Das ist ein Kulturwerk, so gut wie jedes Haus, jedes Getreidefeld, ja jeder deutsche Mann auch. Der deutsche Wald ist heute organisiert, in ein Schema und feste Ordnung gebracht wie alles in unserm Leben. In Reih und Glied stehen die einzelnen, sorgsam gepflegten Bäume da, wie eine Reihe Soldaten, still, stramm, gerade, gleichförmig. Fast jeder Baum ist gezählt, bekommt seine Marke, seine Nummer.

Und nun betritt man den Tropenwald!

Dem wohlgeordneten deutschen Waldheere gegenüber ist er ein wilder Haufen ringender und kämpfender Gestalten. Klein und groß, gerade und krumm, schwach und stark, jung und alt, alles lebt durcheinander in großartigem Wirrwar. Das ganze Bild ist voll Lebenskraft und fast übertriebener Daseinsfreude.

Der Reisende, der an der Westküste Afrikas entlang fährt, sieht zum erstenmal in Sierra Leone die Welt im tropischen Waldkleide. In dunkelblaugrünem Gewande steigt ein steiles Gebirge unmittelbar aus dem Meere auf. Eine üppig wuchernde Vegetation hüllt wie eine grüne Samtdecke oder wie ein gewaltiger struppiger Pelz Berg und Tal ein, zieht sich bis ans wellenschlagende Meer hinab und füllt als ein gefräßiges Tier gierig jeden Fleck Landes aus. Wunderbar wohlig schmiegt sich die milde, tief grüne Farbe der Pflanzenwelt ins Auge hinein. An flacheren Stellen des Strandes stehen hellgrüne Bananenhaine und malerische Palmgruppen. Unter schattigen Bäumen leuchten die flachen Dächer kleiner Eingeborenenhäuser hervor. Oben am Berghang zieht sich eine tiefrote Linie wie

Digitized by Google

ein blutiger Messerschnitt durch das Gelände. Es ist eine Straße, ein Einschnitt in Pflanzenwelt und Bodendecke; an der Tiefe dieser offenen Wunde erkennt man am besten die Mächtigkeit und die Fülle der tropischen Vegetation.

Wir steuern weiter ostwärts in den Golf von Guinea hinein, und viele Tage bleibt sich nun das Landschaftsbild gleich. An die weiße Brandungslinie grenzt ein schmaler, mattgelber Sandstreifen, und dahinter erhebt sich drohend die dunkelgrüne Waldmauer, von hellgrünen Bananenhainen durchbrochen oder von gewaltigen Baumriesen überragt. Ihre vereinzelten Baumkronen sehen aus der Ferne aus wie kleine Bergkuppen, und oft dienen sie dem Fischer draußen auf dem Meere als Landmarke. Erst beim Näherkommen treten hellere Farbenflecke in dem dunklen Gewölbe auf; es sind große und kleine Lücken, durch die man den Himmel durchleuchten sieht. Frei und stolz tragen diese Riesenbäume ihre haushohen Kronen zum Himmel. Die breit auslegenden Äste und der gewaltige, säulenartige Stamm geben neben der Blätterfülle ein echtes Bild tropischer Kraft und Lebensfreude.

Im Herzen des Golfes von Guinea, da, wo die Küste nach Süden umbiegt und der Götterberg seinen Gipfel bis hoch hinauf zu den Wolken sendet, liegt die ehemals deutsche Kolonie Kamerun. Hier gehen wir an Land und tauchen rasch in der Tiefe der Wälder unter.

Die phantastischen Pflanzenformen, die Fülle und der Reichtum der Gestalten verwirren unsern Sinn, sobald wir in das dunkle Waldhaus eingetreten sind. Dieser tropische Wald hat für den Neuling etwas Feindseliges, Drohendes. Es lebt viel Unheimliches, das Gemüt Bedrückendes in seinem unbekannten Wesen. In dunklen, schweigenden Wölbungen irrt der Fuß nur langsam vorwärts. Armdicke, holzige Schlingpflanzen versperren ihm heimtückisch den Weg, steile Wurzeln treten ihm hinterlistig entgegen. Die dicke, schwüle Luft beengt den Sinn, die unheimliche Stille preßt das Herz zusammen, das dumpfe Licht erregt Furcht und Angst. Krampfhaft suchst du mit den Augen nach einem Ausblick. Vergebens ....

Digitized by Google

Du schaust in das Gebüsch hinein, das dich auf allen Seiten umgibt. Grausam lächelnd starren dir die glänzenden Blätter entgegen. Du schaust hinauf nach den Bäumen, die mit ihren von Lianen verhangenen Stämmen und von Orchideen besetzten Zweigen das Unterholz hoch überragen. Wieder vergebens. Nur ahnen kannst du über der dichten, glänzenden Laubdecke das Sonnenlicht, nach dem deine Augen brennen und deine Seele fiebert.

Ein welkes Blatt fällt neben dir zu Boden. Erschrocken fährst du auf. Was war das? Grillen umzirpen dich nun auf einmal so laut, so schrill, daß du dein eigen Blut in den Ohren klingen zu hören meinst.... Der Pfad wird enger. Du siehst die Waldwände stürzen, auf dich zukommen. Gleich werden sie dich erdrücken. Dichter Schweiß steht dir auf der Stirn, die Angst vor etwas Grauenhaftem, Unsichtbarem bricht durch alle Poren. Der Weg verwächst sich immer mehr. Auf allen vieren mußt du kriechen, unter einer Schlingpflanze hindurch, über einen Baumstamm hinüber, Äste und Zweige schlagen dir ins Gesicht, überschütten dich ganz mit Ameisen.

Endlich, endlich wird der Wald freier. Das Unterholz weicht zurück, zwischen nackten Baumstämmen hast du einen kleinen Ausblick in den dämmernden Schatten dieses grünen Walddomes. Wie jubelt dein Herz, wie rüstig eilst du vorwärts! Nach Stunden erreichst du die Plantage. Todmüde kommst du an. Noch im Traume quälen dich die Visionen des Waldes. Andern Tags bist du vorsichtiger, wenn du es überhaupt wieder wagst, allein in das mystische Dunkel des Waldes einzudringen.

Wälder! .... Tiefe, schwere, große Wälder! Es gibt nichts anderes als Wald, Meilen, Breitengrade weit. Sie überziehen gleich einem riesigen Moospolster Berg und Tal, hüllen die ganze Erde in einen grünen, dichten Mantel.

Den Golf von Guinea begleitet der Wald zuerst in einem 200 km breiten Streifen längs der Küste und zieht sich dann in Kamerun weit in das Innere des Kontinentes hinein. Den ganzen Kongo-

Digitized by Google

staat erfüllt der Wald und reicht fast bis an die Grenzen Ostafrikas heran. Dieses ungeheure Waldgebiet ist etwa 1000 km breit von Nord nach Süd und 2000 km lang von West nach Ost. Weder ein nennenswertes Gebirge noch irgendein größerer Streifen Kulturlandes unterbricht den Zusammenhang des riesigen Forstes; nur auf seiner Südseite greifen längs der Wasserscheiden der Flüsse Grasflächen buchtenartig in das Waldmeer hinein.

Der Reisende, der durch den Wald wandert, sieht ständig die gleiche Umgebung. Wie auf dem Meeresgrunde lebt er, abgeschlossen von Licht und Sonnenschein, zwischen Unterholz und Blättern in einer ewigen Dämmerung. Ein freigeschlagener Weg, eine Rodung, ein Dorfplatz setzen ihn dann nach tagelangem Waldaufenthalt in Entzücken. Und welches Vergnügen erst bereitet ihm ein Aussichtspunkt von einem Berge aus! Vor ihm liegt der weite, offene Raum, den er beinahe schon vergessen, der kobaltblaue Himmel mit einzelnen hingetupften weißen Wattewölkchen. Und zu seinen Füßen wogt das weite Urwaldmeer. Unruhig und wellig ist seine Oberfläche, eine gewölbte Baumkrone neben der andern. Grün in allen Abstufungen ist seine Farbe. Nur die hochaufstrebenden hellgrauen Stämme der Riesenbäume leuchten aus dem dunklen Grün hervor, und vereinzelte Dorfplätze bringen einen zweiten Ton in die Landschaft: die tiefrote Farbe des Lateritbodens .... Der Wind fährt leise über die Zweige hin und kräuselt die Fläche. Dort ist die Wellenbewegung stärker und strudelt rasch davon: an dem Lärm von Affenstimmen erkennen wir, daß sich hier eine Bande dieser lebhaften Tiere unterirdisch weiterbewegt. Nun taucht ein dunkler Vogel aus den Blätterwogen empor, streicht ihre Oberfläche nach Beute ab und läßt sich dann mit einem plötzlichen Ruck wieder fallen, wie ein Kormoran in die Meeresflut. Sonst ist die gewaltige grüne Fläche leblos.

Der einsame weiße Mann oben auf dem Berge denkt daran, wie auch er da unten im Walde ein verborgenes Leben führt, lange schon, so lange, daß er die frische, klare Luft und den weiten Blick hier oben gar nicht mehr verträgt. Melancholisch steigt er

Digitized by Google

wieder hinab in die schattigen Gründe, um sein einsames Dasein weiterzuleben.

Dunkel, lichtarm sind die Tropenwälder wie sonst nur dunkle Keller und unterirdische Höhlen. Grüne Nacht umgibt dich am hellen Tage. Du wagst kaum zu atmen, zu sprechen, um nicht die feierliche Stille, das geheimnisvolle Schweigen dieser Riesensäulenhalle, dieses Naturgotteshauses zu unterbrechen. Man ist befangen, voll staunender Andacht. Hier und da sieht man durch die dunkle Waldesnacht ein rotes, flammendes Licht aufleuchten wie eine große brennende Kerze. Es sind die grellroten Blüten eines Strauches. Oder durch einen Spalt der grünen Blätterdecke tropft wie flüssiges Gold ein einsamer, gelber Sonnenstrahl auf den schwarzen Waldboden. Verstört und ängstlich irrt er hin und her; es ist ihm zu düster hier. Er vermißt die Gespielen, und schleunigst hüpft er wieder hinaus .... Gelegentlich kann man auch auf ein paar Augenblicke den blauen Himmel durch die grünen Zweige schimmern sehen. Aber das ist doch selten. Vor allem in der Regenzeit sieht man das Himmelslicht nicht am Grunde dieser Wälder. Man kann es nur ahnen, vermuten. Man weiß, da oben irgendwo über der grünen Wolke des Blätterdaches und hinter den grauen Regenwolken des Himmels leuchtet vielleicht in blendend schönem Glanze die Sonne. Sehen kann man sie ja nicht, aber es muß doch wohl so sein!

Und sind die Tage dunkel im Walde, um wieviel dunkler noch sind die Nächte! Was Nacht heißt, lernt man erst im Tropenwalde kennen. Wenn schwere Gewitter oder Regenwolken am Himmel stehen, und das letztere ist des Nachts eigentlich fast stets der Fall, wenn der Regen wie entfesselt, wie wahnsinnig zu Boden stürzt, dann steht eine Dunkelheit zwischen den Bäumen, die so schwarz, so dick ist, daß man sie greifen, schneiden könnte. Die ägyptische Finsternis kann nicht schlimmer gewesen sein. Die schönen, sternen klaren Nächte, wie man sie auf den tropischen Grasfluren trifft, fehlen dem Urwalde ganz.

Mit großer Regelmäßigkeit verlaufen die meteorologischen Ver-

Digitized by Google

hältnisse des Waldes. Bis morgens 8 Uhr herrscht auch über dem Tieflande in der Regel starker Nebel. Um 9 Uhr tritt die Sonne aus dem trüben, feuchtgrauen Wolkenschleier heraus, um 11 Uhr wird es drückend heiß. Um 1 oder 2 Uhr des Nachmittags bedeckt sich der Himmel mit dunklen, drohenden Wolkenmassen, um 5 Uhr etwa setzt ein Gewitter mit heftigem Regen ein. Es regnet mit mehr oder weniger großen Unterbrechungen die ganze Nacht.

Fast zehn Monate des Jahres hindurch herrscht diese Regenzeit. Die Sonne ist dann oft wochenlang hinter einer Wolkenschicht verborgen; unerbittlich und gleichmäßig fällt der Regen herunter, und ganz ungeheure Regenmengen werden der Erde zugeführt. Die zahllosen Bäche und Flüsse des Waldes werden der riesigen Wasserflut nicht Herr und treten weithin über ihre Ufer. Bei den ständigen Regengüssen ist die Feuchtigkeit der Luft sehr groß, und vereint mit der hohen Wärme wirkt sie äußerst unangenehm auf den Menschen.

Es fehlt vor allem die belebende und erfrischende Wirkung des Windes in diesem dicht verschlossenen Waldhause. Wohl schütteln die Tornados die Bäume und legen die Oberfläche des Waldmeeres in wogende und rauschende grüne Wellen; die frei ragenden Riesenbäume werden mitunter von heftigen Stürmen gar entwurzelt. Aber durch das Blätterdach und die Zweigwände dringt nur wenig bewegte Luft in das Innere des Waldes ein. Die Feuchtigkeit des Bodens, der Blätter, Pflanzenteile und Baumhöhlen kann deshalb nur langsam verdunsten, und die Luft am Grunde des Waldes ist meistens von Feuchtigkeit gesättigt; deshalb empfinden wir sie so schwül und drückend wie in einem Treibhause, das ja auch vor jedem Luftzug ängstlich behütet wird.

Wie Feuchtigkeit und Regen ist auch die Temperatur im Walde das ganze Jahr über hoch und äußerst gleichmäßig. Im Durchschnitt erreicht sie einen Betrag von etwa 25°; sie schwankt zwischen Tag und Nacht mehr wie zwischen Sommer und Winter, dem höchsten und dem tiefsten Stand der Sonne. Von eigentlichen Jahreszeiten kann man also gar nicht reden.

Digitized by Google

Die Lebensweise von Pflanzen, Tieren und Menschen des Waldes ist durchaus diesen klimatischen Bedingungen angepaßt. Dem großen Reichtum an Wasser und den hohen Wärmegraden entspricht eine äußerst üppige Pflanzenwelt. In vier Stockwerken baut sich der tropische Wald auf. Zu unterst erstreckt sich eine Zone niedriger Kräuter und kriechender Pflanzen. Daraus erheben sich mehrere Meter hohe Sträucher und junge Bäume. Über ihnen schließen sich die ausgewachsenen, etwa 20—30 m hohen Bäume mit ihren breiten Kronen und den zahlreichen sie verbindenden Schlinggewächsen zu dem eigentlichen Dach des Waldes zusammen. Und daraus wieder erheben sich in Abständen von mehreren hundert Metern die vereinzelten Baumriesen mit ihren 60 und 70 m hohen Gestalten.

Auch die innere Einrichtung dieses Waldgebäudes ist äußerst mannigfaltig und entspricht den günstigen Lebensbedingungen. Von den gewaltigen, pfeilerartigen Stämmen der Riesenbäume springen mehrere Meter hohe, bretterartige Wurzeln fächerartig nach allen Seiten. Der Umfang eines solchen Baumes erreicht dadurch oft 20 m. Riesige Lianen, oft bis zu Arm- und Beindicke, umschlingen die Baumstämme, winden sich in grotesken Formen an ihnen hinauf, spannen sich wie das Takelwerk eines Schiffes von einer Baumkrone zur andern, fallen steil hinab zu Boden, liegen in Schlangenwindungen auf der Erde und ranken sich an einem andern Stamme wieder hinauf. In den Ästen, Zweigen und selbst auf den Blättern der Baumkronen siedelt sich ein Heer von Schmarotzern, Orchideen vor allem, an, die zahlreiche, schnurgerade Luftwurzeln in die Erde hinabsenden.

Unendlich reich und mannigfaltig ist die Blattentwicklung an allen Schlingpflanzen, Sträuchern und Bäumen des Waldes. Große und kleine, schmale und breite, harte und weiche, hell silberglänzende und dunkelgrüne Blätter füllen alle Lücken und Fenster des Waldhauses aus. Die meisten von ihnen haben eine rinnenförmig ausgezogene Spitze, die wahrscheinlich zum Abfluß des überreichen Regens dient.

Der Boden des Waldes ist in größerer Höhenlage meist trocken und von vielen Bächen und Flüssen durchzogen, die trübes, fast

Digitized by Google

schwarzes Wasser zu Tale führen. Über dem festen Gestein lagert eine viele Meter mächtige Verwitterungserde, meist roter Lehm, seltener eine geringe Humusdecke. Morsche Baumstämme liegen allenthalben umher, und faules Laub und dürres Holz ist über den Boden gebreitet. Das ist überhaupt das Charakteristische am tropischen Walde, daß man alle Lebenszustände nebeneinander vorfindet. Hier steht ein Baum teilweise kahl, dort ein anderer ist vollkommen laublos, und hier der dritte trägt Blüten und der vierte gar Frucht. Dem Fehlen bestimmter Jahreszeiten entsprechend haben die Pflanzen keine bestimmte Entwicklungsperiode. Unaufhörlich blühen und wachsen sie, bringen Früchte und sterben ab. Es ist ein ewiges geiles Treiben, ein ununterbrochenes Zeugen neben einem ständigen Sterben und Verfaulen.

Trotz der reichen Pflanzenwelt, trotz der übergroßen Wärme und Feuchtigkeit ist der tropische Wald nicht das Paradies des Menschen, als das wir uns ihn so häufig vorstellen.

Zwar grünt und blüht es jahraus, jahrein im Walde, immer trägt er junge Knospen und reife Früchte. Aber gerade die Früchte sind in ihrem natürlichen Zustand doch nicht so reichlich vertreten, daß der Mensch von ihnen allein leben könnte, zumal da er sich mit den Tieren des Waldes darin teilen muß. Wer auf die Früchte und sonst wild wachsenden Nahrungsmittel des Waldes angewiesen ist, sieht sich sehr bald dem Hungertode gegenüber. Nur die Pygmäen, die kleinen Waldzwerge, verstehen es, ausschließlich von den wilden Produkten des Waldes zu leben, wozu wir allerdings auch das wirkliche Wild rechnen müssen. Die andern Bewohner des Waldes aber, die Bantuneger, müssen inmitten der reichsten und üppigsten Vegetation sich ihre Nahrungsmittel pflanzen.

Der Reichtum und die Mannigfaltigkeit der pflanzlichen Gestalten, die überreiche Blattentwicklung sind in erster Linie der Ausdruck des Klimas, der großen Wärme und der hohen Regenmengen. Die Fruchtbarkeit des Bodens, auf die es ja bei den Nahrungsmitteln

Digitized by Google

Urwald phot. Thorbecke

Digitized by Google

phot. Thorbecke

Waldlanddorf

Digitized by Google

des Menschen vor allem ankommt, wird dadurch gar nicht erwiesen. Im Gegenteil, die Humusdecke ist in diesen Wäldern wegen der schnellen Zersetzung der Pflanzen sehr gering.

Der Mensch muß sich also seine Nahrung pflanzen im Walde; Viehhaltung kommt wegen des Mangels an Weide und wegen des ungesunden Klimas gar nicht in Betracht. Er muß sich Felder anlegen, muß die üppige Vegetation entfernen, bekämpfen. Sie ist sein Feind. Gerade die Üppigkeit des Waldes macht dem Naturmenschen das Leben so sehr sauer. Mit seinen primitiven Werkzeugen bereitet ihm das Roden des Waldes, das Fällen der Riesenbäume vor allem, unendliche Mühe, zumal da die Anwendung des Feuers in dem stets von Feuchtigkeit triefenden Walde recht beschränkt ist.

Deshalb können die Eingeborenen nur das Allernötigste tun. Die 60—70 m hohen Riesenbäume werden oberhalb ihrer weitausgreifenden Bretterwurzeln angebrannt oder abgehauen, und ihre 4—5 m hohen Stümpfe bleiben stehen. Andere Bäume bleiben überhaupt unversehrt; wieder andere liegen der Äste und Zweige beraubt zu Dutzenden am Boden. Nach kurzer Zeit schießen zwischen ihnen die Unkräuter mächtig empor, so daß in dem das Feld bedeckenden Durcheinander die Maniok- und Bananenstauden ganz verschwinden. Die Pflanzungen im Walde machen daher keineswegs einen sauberen und wohlgepflegten Eindruck, wie wir ihn bei der Vorstellung von Feldern unwillkürlich voraussetzen. Hier scheint der Mensch nur verwüstet, nicht aber gerodet und geordnet zu haben. Und da der Boden sogar in diesen Wäldern nur eine beschränkte Zeit ohne Dünger ausgenützt werden kann, so müssen die Farmen ziemlich häufig verlegt und neue Ansiedlungen von den Eingeborenen gegründet werden.

Mit der Zeit wachsen die verlassenen Felder des Menschen ganz zu, langsam breiten sich die Sträucher und Bäume des ursprünglichen Waldes wieder aus, und nach einigen Jahrzehnten kann man kaum mehr erkennen, daß hier einmal Felder und Hütten der Menschen gestanden haben. Die Veränderungen, die die Kultur der Eingeborenen im Landschaftsbilde des Waldes hervorruft, sind nur

Digitized by Google

unbedeutend. Ihre Rodungen sind klein und verlieren sich als vereinzelte, hellrote Flecken in der ungeheueren Walddecke. Eine Kulturlandschaft großen Stils, etwa weite baumfreie Felder und Flächen kann der Eingeborene dem Walde nicht abringen. Der Wald bereitet ihm deshalb auch dauernd Schwierigkeiten; der Mensch hat hier einen harten Kampf ums Dasein zu führen.

Im allgemeinen haben die Bewohner des Waldes nur eine geringe Körpergröße. Besonders die Frauen sind oft von geradezu zwerghafter Statur. Und auch das Vorkommen der eigentlichen Zwerge, der Pygmäen — Bagielli oder Bequelle heißen sie in Kamerun — ist sehr bezeichnend für den Wald. Mit größter Geschicklichkeit und Behendigkeit wissen die Zwerge überall im Walde durchzuschlüpfen, an Stellen, an denen der Europäer erstaunt haltmacht und die sogar der Neger umgeht. Durch das viele Umherstreifen im dichten Urwald sind die Schulterblätter der Zwerge häufig verkümmert, der Hals ist kurz, ihre Körperhaltung ist ducknackig. Diese Waldkobolde verstehen es auch vortrefflich, sich auf den Bäumen zu bewegen. Außer der Greifhand befähigt sie ihre Kleinheit und die verhältnismäßig stark entwickelte Brustmuskulatur sehr zum Klettern.

Neben der geringen Körpergröße zeichnen sich alle Waldbewohner durch plumpen Körperbau aus, besonders die Frauen neigen stark zu Fettbildungen. Das warme, feuchte Klima, das einen trägen Stoffwechsel bedingt, ist wohl die Ursache dieser Erscheinung.

Wenn der Wäldler die schwierige Arbeit der Rodung hinter sich hat, dann bereiten ihm seine Pflanzungen nur noch wenig Arbeit. Bei der andauernden Wärme, bei dem Reichtum an Niederschlägen gedeihen die herrlichsten Produkte zu jeder Jahreszeit. Jahraus, jahrein wird gesät und geerntet. Dies ewige Blühen und Gedeihen, das Fehlen einer vegetativen Ruheperiode ist charakteristisch in der Wirtschaft des Waldlandbewohners.

Saftige, wohlschmeckende Früchte, die leicht faulen und verderben, sind für den Menschen die Hauptnahrung im Walde. Bananen, vor

Digitized by Google

allem Mehlbananen, sog. »Planten«, Kürbisse und Melonen spielen in der Küche eine große Rolle. Die Mehlbanane, in Palmöl gekocht, zu Mehl gerieben oder am offenen Feuer geröstet, ist das Hauptnahrungsmittel, das tägliche Brot des Wäldlers.

Alle aber übertrifft die Ölpalme an Bedeutung für den Haushalt. Sie liefert das Öl, das zu jeder Mahlzeit verwendet und aus den Palmkernen gewonnen wird. Aus den abgeschnittenen Blütenständen und der Rinde junger Bäume wird berauschender Palmwein hergestellt. Die Blattrippen werden zum Hausbau verwendet. Die Fiederblätter stellen das Material zur Herstellung von Matten, Körben und sonstigen Hausgeräten.

Neben Früchten kommen auch verschiedene Knollen und Wurzeln für die Ernährung im Walde in Betracht. So sind Makabo, Yams und Süßkartoffeln überall recht häufig.

Viehzucht wird im Walde fast gar nicht getrieben, und es kommt nur Kleinvieh, Ziegen, Schafe, Schweine und Hühner vor. Rinder und Pferde kennen die Waldmenschen nicht. Da im tropischen Walde kein Gras vorkommt, so würde es den Tieren an Weide fehlen. Der Wald ist aber auch für Großvieh zu ungesund, die Luft ist zu feucht und zu sehr von schädlichen Keimen erfüllt.

So ist der Waldbewohner fast reiner Vegetarianer, allerdings mehr aus Not, als aus freiem Willen. Gerade deswegen ist sein Bedürfnis nach Fleisch sehr groß, und nicht mit Unrecht führt man die krasse Menschenfresserei, die heute zum Teil noch und früher ganz allgemein im Waldlande herrschte, auf den Mangel an jagdbarem Wild und an Haustieren zurück.

Das Leben im Walde ist für den Menschen sehr ungesund. Im feuchten, heißen Wald fehlt der Sonnenschein, der die Krankheitskeime austrocknet und vernichtet. Fieber in seinen verschiedenen Erscheinungsformen ist die Hauptkrankheit im Walde.

Nach alldem ist es nicht weiter erstaunlich, daß nur wenig Menschen im Walde wohnen. Große Teile sind überhaupt unbewohnt, der Rest ist — mit Ausnahme der europäisierten Küste — dünn besiedelt.

Digitized by Google

Im Jahre 1886 stellte die Expedition Kund an der Batangaküste fest, daß nur ein schmaler Streifen längs der Küste Siedlungen der Eingeborenen aufwies. Schon anderthalb Stunden östlich von Kribi wurde die Grenze des bewohnten Landstriches erreicht. Nach dem Innern zu folgte eine etwa 150 km breite Urwaldregion, die so gut wie gänzlich unbewohnt war. Erst allmählich ließ sich weiter nach Osten hin eine Zunahme der Bevölkerung wahrnehmen. Ähnliche Verhältnisse wurden von den ersten Europäern im Norden der Kolonie angetroffen. In zahlreichen, kleinen Siedlungen wohnten die Menschen zerstreut im Walde, und viele Dörfer machten noch einen sehr jugendlichen Eindruck.

Es ergibt sich überhaupt als Grundtatsache für den ganzen Wald, daß er erst spät vom Menschen besiedelt worden ist, wenigstens später als die offenen Graslandschaften Afrikas. Der Wald macht den primitiven Naturvölkern eben zu große Schwierigkeiten, und sie dringen nur notgedrungen in ihn ein, wenn sie von ihren Feinden verfolgt werden. Dann aber bietet er ihnen, den Schwächeren, Schutz und Schirm. So treffen wir die kleinen Zwerge, die Pygmäen, im Walde, die auf der tiefsten Stufe eines Menschenvolkes stehen, und die Bantus, die von den mächtigeren Sudannegern vertrieben wurden.

Waren die Menschen einmal in den Wald hineingedrängt, dann fehlte ihnen in der Abgeschlossenheit seiner Schlupfwinkel die Gelegenheit, sich weiter zu entwickeln. Es fehlte ihnen zunächst an Raum, sich auszubreiten, sich zusammenzuschließen und größere Ortschaften zu bilden. Andererseits war auch kein Anlaß dazu vorhanden, da die dichte Vegetation bei einem Angriff und Überfall dem kleinen Dorf so gut ein sicheres Versteck bot, wie dem großen.

Durch die Raumbeschränkung ist auch die Form der Siedlungen beeinflußt. Die Häuser stehen im Walde in langer Reihe nebeneinander. Der Wald mit seinem für den Naturmenschen fast unüberwindlichen Dickicht gestattet keine Ausdehnung in die Breite. So stellt der Wäldler seine Häuser nebeneinander, in langer Reihe, manchmal hundert Hütten und mehr. Dabei sind die Häuser ebenfalls lang-

Digitized by Google

gestreckt, oft viermal länger als breit. Meist stehen sie in zwei Reihen die Dorfstraße entlang. Doch kommen auch einreihige Dörfer vor.

Das Haus ist ganz aus Produkten des Waldes hergestellt. Die Wände bestehen aus breiten Stücken von Baumrinde oder aus geflochtenen Matten; zu ihrer Stütze sind zahlreiche Holzpfähle in den Boden eingeschlagen. Als Dachbalken und Sparren werden Raphiapalmstengel und Rippen verwandt, und das Dach besteht aus Matten von Palmblättern. Lianen werden zum Festknüpfen der Balken, Matten usw. benutzt. Das Haus ist äußerst leicht und luftig gebaut. Schutz gegen Kälte ist im feuchtheißen Walde nicht nötig. Durch zahlreiche Spalten und Fugen kann die Luft ungehindert aus- und eintreten. Auch ein schwacher Sonnenstrahl verirrt sich gelegentlich in das von Rauch und Ruß geschwärzte Innere. Das dichte Blätterdach hindert sogar den stärksten Regen am Eindringen.

Im unzugänglichen, verkehrsfeindlichen Walde herrscht die größte staatliche Zersplitterung und Differenzierung. Die kleinen, verschiedensprachigen Stämme sind scharf voneinander getrennt. Jeder Stamm, ja fast jedes Dorf haust für sich und lebt souverän neben dem andern, ist ein isoliert lebender, kleiner politischer Organismus für sich. All die unzähligen, zersplitterten, kleinen Staatswesen stehen einander feindlich gegenüber.

Da das Waldland schon an und für sich schwer zugänglich ist, so ist es begreiflich, daß Handel und Verkehr vor dem Eindringen des weißen Mannes ausschließlich kleinliche Verhältnisse zeigten.

Die begehrten europäischen Waren mußten ihren Weg von der Küste aus ins Innere nehmen. Freier, durchgehender Verkehr konnte bei der großen staatlichen Zersplitterung und der großen Unwegsamkeit des Waldes nicht bestehen. So mußten die Waren von einem Dorf ins nächste verkauft werden. Ebenso war es bei den aus dem Innern nach der Küste zu wandernden Waren. Dies Zwischenhandelssystem ist vielleicht nirgends in der Welt so ausgeprägt gewesen, wie gerade hier in Kamerun. Die einzelnen Stämme waren sehr auf die Erhaltung der Handelssperre bedacht, aus der ihnen

Digitized by Google

recht beträchtliche Vorteile erwuchsen. Die Malimbesen am Sanaga z. B. lebten lediglich vom Zwischenhandel und scheuten jede andere Arbeit; sie legten sich nicht einmal Farmen an, sondern kauften sich ihre Lebensmittel von den hinter ihnen sitzenden Stämmen.

Lange leisteten die Küstenneger dem Eindringen der Weißen den größten Widerstand, aus Furcht, die einträgliche Handelssperre könne durchbrochen werden. Wenn sich der Sperrhandel an der Kameruner Küste in so hohem Maße entwickelt und solange zäh erhalten hat, so ist nicht zum wenigsten die Natur des Waldes daran schuld. In dem unwegsamen Gelände ist die Wahl der Wege beschränkt. Es war deshalb einem jeden Stamm äußerst leicht, den freien Durchgang der Waren durch sein Gebiet zu verhindern. Über seine Hinter- oder Vordersassen hinweg konnte keiner mit dem andern in Verbindung treten.

Aus diesen Naturbedingungen erklärt sich auch der Charakter der Waldbewohner. Allgemein werden sie für verschlagen und stumpfsinnig erklärt. Ich habe sie unfreundlicher und verschlossener gefunden als andere Neger. Die Zwerge vor allem sind scheu, unkriegerisch und den Menschen gegenüber feige; sie ziehen die Flucht jedem Widerstande vor. Freundlicher Verkehr und freundliche Gesinnung sind im Walde wirklich nicht möglich.

Die Unwegsamkeit und die Abgeschlossenheit des Waldes, der schwere Kampf mit der Natur, der meistens trübe Himmel, der engbegrenzte Blick, all das sind Dinge, die nicht geeignet sind, gesellige und heitere Menschen hervorzubringen.

In der bisherigen Betrachtung, die sich im wesentlichen auf die Zustände vor Ankunft der Europäer bezog, erschien uns der Wald im wirtschaftlichen Sinne als ein von Natur wenig bevorzugtes Gebiet. Mit dem Eintreffen der Deutschen im Jahre 1884 und ihrem Vordringen ändern sich die Verhältnisse von Grund aus. Der Wald kann der europäischen Kultur nicht widerstehen, seine Eigenwerte kommen voll zur Geltung. Der Reichtum an Nutzpflanzen wird

Digitized by Google

jetzt überhaupt erst erkannt und ausgenutzt, neue werden entdeckt, wieder andere eingeführt und finden hier ihr bestes Gedeihen. Und heute ist der Wald nach seinem wirtschaftlichen und kulturellen Wert weitaus der wichtigste Teil Kameruns. Sehen wir, wie diese Umkehr vor sich ging!

In einer Zeit, wo der Sudan und die weiten Savannen des inneren Hochlandes schon recht gut bekannt waren, blieb die Kenntnis des küstennahen Waldes noch außerordentlich gering. Die »terra incognita«, der weiße Fleck auf der Landkarte, reichte im Golf von Guinea bis fast unmittelbar an die Küste heran! Nur wenige Forscher waren einige Tagemärsche weit ins Innere vorgedrungen. Der ungesunde, undurchdringliche und in weiten Teilen unbewohnte Wald ließ neben der feindlichen Haltung der Eingeborenen jeden Versuch, weiter vorzudringen, fehlschlagen.

Erst als von der deutschen Regierung die Erschließung des Landes offiziell in die Hand genommen wurde, glückte es nach mancherlei Ansätzen im Jahre 1888 der Expedition Kund zum ersten Male, im Süden von der Batangaküste aus, den feindlichen Wald zu durchqueren und das innere Grashochland zu erreichen. Im Jahre darauf gelang es auch im Norden dem unermüdlichen Zintgraff nach vielen vergeblichen Versuchen, bei Bali das lang ersehnte Grasland zu betreten, zu erobern, kann man fast sagen.

So waren zwei Breschen in den Wald geschlagen, der Zugang zum inneren Hochland war gefunden, seine Natur war entdeckt. Groß war die Freude in der Kolonie und in der Heimat. Jetzt endlich hatte man doch Gewißheit, daß der dunkle, entsetzliche Wald auch ein Ende nahm. Dahinter aber wußte man eine andere Welt, ein Land voll Sonnenschein und heiterer Grasfluren, mit einer höher stehenden Bevölkerung und einem besseren Klima.

Die Erforschung und Besitzergreifung des Grashochlandes ging rasch vor sich, während unten der Wald immer noch wenig bekannt blieb. Viel später, endgültig erst im Jahre 1904, wurde der Küstenwald von der Schutztruppe, zum Teil nach schweren Kämpfen, unter

Digitized by Google

die deutsche Herrschaft gebracht. Und der Süden der Kolonie wurde noch in den Jahren 1900—1907 erforscht und teilweise unterworfen.

In dem unwegsamen Walde konnte die Schutztruppe eben nur langsam vordringen. Überfälle fanden jeden Augenblick statt, ohne daß man den Feind manchmal überhaupt zu Gesicht bekam, geschweige denn an eine Verfolgung denken konnte. Wo die Eingeborenen überraschend unter dem Schutze des Waldes auftraten, waren wir immer im Nachteil. Dabei war die Verpflegung oft mangelhaft und schwierig, und nicht selten sahen sich die ersten Expeditionen dem Hungertode gegenüber.

Mit der Erforschung des Landes und der Unterwerfung der Eingeborenen ging die wirtschaftliche Erschließung des Waldes Hand in Hand. Sie vollzog sich für den Europäer unter ähnlichen Verhältnissen, wie wir sie in der Wirtschaft der Neger kennengelernt haben. Die Ungunst der sanitären Verhältnisse, die Schwierigkeit der Nahrungsbeschaffung, die Unwegsamkeit, die feindlichen Völkerstämme erschwerten das Vordringen von Handel und Verkehr ungemein.

Um den Wald wirtschaftlich zu erschließen, war es erst notwendig, ihm seinen Hauptmangel, seine Undurchdringlichkeit, zu nehmen. Gute Wege mußten hergestellt werden. Dem Neger mit seinen primitiven Werkzeugen wäre dies nie gelungen, der Europäer wird mit Sprengstoff, Beil und Säge auch über den üppigsten Tropenwald Herr, allerdings nur unter Aufwand von viel Geld und Arbeit.

Wenn im Jahre 1914 Kamerun mit seinen 310 km Eisenbahnen am weitesten hinter allen Kolonien, sogar dem kleinen Togo, zurückstand so war der Wald nicht zum wenigsten schuld daran. Noch viel wichtiger als bei Straßen ist beim Bahnbau das Freimachen der Strecke von Wald. Es kommt häufig vor, daß die Gewitterstürme einen Urwaldriesen quer über die Schienen werfen, so daß viele Stunden bis zur Entfernung des Hindernisses vergehen. An der Nordbahn, die von Duala auf das Manenguba-Hochland hinaufführt, hat man deshalb zu beiden Seiten der Bahnlinie alle Bäume bis zu 60 m Entfernung umgeschlagen. Dadurch wird natürlich der Bahnbau

Digitized by Google

sehr teuer. Es kommen riesige Erdbewegungen in dem durchfeuchteten Urwaldboden dazu, die die Trasse immer wieder verschütten; Krankheiten unter Weißen und Eingeborenen brechen aus, so daß im Walde 1 km Bahnstrecke auf 125000 bis 130000 Mk. Friedenswert zu stehen kam.

Bei dem Bau von Telegraphenlinien bieten sich ähnliche Schwierigkeiten. Auch ein Telegraphenweg muß im Urwald sehr breit ausgeschlagen werden, damit umfallende Baumstämme sich nicht mit ihren Kronen in den Drähten verfangen. Hölzerne Stangen können in den Tropen nicht verwendet werden; sie würden sehr bald den Termiten und Ameisen zum Opfer fallen. So muß man eiserne Stangen benutzen, und die sind ein recht teures Material, da sie ja vorläufig auf den Köpfen von Negern ins Innere befördert werden müssen. Dasselbe gilt von den schweren Kupferdrähten. Um möglichst viel Material zu sparen, um möglichst billig zu arbeiten, hat man auf der Strecke Jaunde – Kribi stellenweise eine eigene Telegraphenstraße gebaut, die neben der eigentlichen Verkehrsstraße herläuft, über Berg und Tal, in gerader Richtung, die Umbiegungen und Umwege der andern vermeidend.

Der Bau und die Anlage von Verkehrseinrichtungen ermöglichte erst die wirtschaftliche Ausnutzung des Waldes. Das naturgegebene Produkt des Waldes, sein Reichtum an Nutzhölzern, wird seit einigen Jahren ausgenützt. Große Werte liegen noch brach, die mit steigender Transportmöglichkeit gehoben werden können.

Die mancherlei Früchte, die der Wald im wilden Zustande birgt, erfrischen wohl Mensch und Tier, sind aber wirtschaftlicher Ausnutzung im großen nicht fähig. Nur die Früchte der Kulturpflanzen, Bananen und Ölpalme vor allem, kommen in Betracht. Große Ölpalmenbestände kommen wild im Walde vor. Man muß nur die Neger anhalten, die Ölpalmen zu pflegen und rationell zu behandeln, man muß für eine billige Absatzmöglichkeit sorgen, dann kann in Zukunft die Ausfuhr an Öl und Palmkernen sehr gesteigert werden. Vorerst fehlt es noch an dem Wichtigsten, an den Verkehrswegen!

Digitized by Google

Das wertvollste Produkt des Waldes für den Handel war noch bis vor kurzem der Kautschuk. Kautschukbäume und Lianen sind im Walde sehr zahlreich. Ihr hoher Wert war den Negern vollkommen unbekannt. Erst durch den Weißen auf den Nutzen und die Art der Anzapfung aufmerksam gemacht, wendeten sie sich rasch seiner Gewinnung zu. Zwar ist das Gummischneiden in dem feuchten, vor Nässe triefenden, halbdunklen Walde, in dem die Leute fernab von den Wohnungen einige Tage leben müssen, keine angenehme Beschäftigung. Doch bringt es riesigen Gewinn. Der Eingeborene im Gummigebiet verdient durch zwei- bis viertägige Arbeit ohne sonderliche Mühe mehr als sein Stammesgenosse im europäischen Dienst in einem ganzen Monat. Der Gummisaft wird in einen Kessel gezapft und so auf die Faktorei eines tief im Busch — an der Gummiquelle — sitzenden schwarzen Händlers gebracht. Der gibt als Gegenwert europäische Waren und schickt den Gummi weiter nach einem größeren Ort, wo ein weißer Angestellter seiner Firma stationiert ist.

Dem Gummi nach drangen schwarze und weiße Händler zahlreich in die entferntesten Waldgebiete ein. Ein riesiger Aufschwung von Handel und Verkehr war die Folge. Faktoreien wurden gegründet, Straßen gebaut, neue Stationen entstanden. Doch trugen alle diese Gründungen einen mehr oder weniger vorübergehenden Charakter. Die Art, wie der Gummi gewonnen wurde, war Raubbau. War ein Gebiet erschöpft, so drangen die Händler tiefer in den Wald vor; die alten Faktoreien wurden verlassen, neue angelegt. Der Kautschuk war es, der Leben in den Wald brachte. Er bildete noch im Jahre 1912 bei weitem den wichtigsten Ausfuhrartikel Kameruns. Neben ihm spielten Palmkerne, Palmöl, Kakao, Elfenbein eine geringe Rolle; doch ist bezeichnend, daß auch sie ganz dem Walde entstammen. Diese Waldprodukte bildeten damals 99 % der Gesamtausfuhr der Kolonie!

Vor dem Kriege, wo der Kautschuk auf dem Weltmarkte so riesig gesunken war, daß sich der teure Transport auf Negerköpfen nicht mehr lohnte, stand Kamerun einer schweren Krise gegenüber. Die

Digitized by Google

Kaufleute hatten in den unermeßlichen Schätzen des Waldes nur geerntet, nie gesät. Sie hatten es versäumt, Pflanzungen anzulegen und, wie in anderen tropischen Waldländern, die wertvollen Tropenprodukte zu bauen. Sie hatten es auch unterlassen, die Eingeborenenkulturen zu fördern, um deren Produkte auf den Markt zu bringen. Freilich hatte der Trägertransport alle verfügbaren Menschenkräfte für sich in Anspruch genommen, für Anbau blieb niemand mehr übrig außer schwächlichen, alten Frauen.

Das rächte sich nun. Es wird die nächste Aufgabe sein, das Versäumte nachzuholen: die Eingeborenen zu vernünftigem Ackerbau anzuleiten und selber auf eigenen Plantagen die wertvollen Tropenprodukte zu pflanzen.

Zwar leiden die Pflanzungen im Walde unter mancherlei Schwierigkeiten. Die Arbeiter sind spärlich und taugen nicht viel. Das Klima ist ungesund. Häufiger Wechsel im Personal erhöht die Betriebskosten. Die Rodungsarbeiten sind schwierig und teuer, ebenso das Freihalten der Pflanzungen von Unkraut. Und vor allem: Wir hatten bis jetzt nur wenig geschulte Landwirte, die die tropischen Agrikulturen kennen. Trotzdem waren vor dem Kriege schon recht gute Erfolge zu verzeichnen. Die Kakaokultur vor allem hatte sich sehr günstig entwickelt, nachdem man die ursprünglich minderwertigen Arten verlassen hatte und zum Anbau von besseren Qualitäten übergegangen war. Auch die Kultur von Deckblattabak schien auf geeignetem vulkanischen Verwitterungsboden recht gut zu gedeihen. Zuckerrohr, Tee, Kaffee dagegen lohnten sich nicht unter den damaligen Weltmarktpreisen.

Die für das tägliche Leben notwendigen Nahrungsmittel dagegen, wie Gemüse, Fleisch usw., fanden kein Gedeihen. In allen tropischen Wäldern waren die Kolonisten zu jeder Zeit auf die Zufuhr an Lebensmitteln von außen her angewiesen. Der Europäer kann so wenig wie der Eingeborene von den eigenen Produkten des Waldes leben. Auch wird er nicht dauernd im Walde wohnen können, vor allem nicht aus gesundheitlichen Rücksichten. Der erwachsene Mann

Digitized by Google

kann wohl viele Jahre seines Lebens im tropischen Walde zubringen. Aber er wird gesundheitlich sehr darunter leiden; und vor allem für seine Kinder ist ein Klimawechsel absolut notwendig. In Indien oder Java werden die Kinder, die dort geboren sind, mit sieben oder acht Jahren nach Hause, das ist nach Europa, geschickt und kehren zu dauerndem Aufenthalt erst zurück, wenn sie die Pubertät erlangt haben. Geschlechter, die älter als zwei oder drei Generationen sind, kennt man nicht in tropischen Tiefländern.

Dauernde Besiedlung des Waldes durch dieselben Familien ist bei den heutigen sanitären Verhältnissen wohl ausgeschlossen. Es wird voraussichtlich immer so bleiben, wie es schon heute großenteils der Fall ist: Man bringt ein Jahrzehnt oder länger draußen zu, müht sich ab unter großem Schaden für die Gesundheit. Wenn man ein gutes Stück Geld erworben hat, kehrt man nach Hause zurück, um die Früchte der Arbeit in Ruhe zu genießen.

Aber nicht jedem gelingt dieser Plan. Oft genug schwächen Klima und Krankheiten vorzeitig den Körper oder führen einen frühen Tod herbei. Darum ist ein vernünftiges, maßvolles Leben die erste Regel für den Europäer im tropischen Walde.

Wer als Beamter fest auf seiner Station sitzt oder eine Plantage zu leiten hat, für den ist ja das auch gar nicht so schwer. Er wohnt in einem bequemen Hause, dessen Räume er durch Gazegitter gegen seinen gefährlichsten Feind, die Moskitos, schützt. Er hat eine zahlreiche Dienerschaft, Koch, Waschmann, Kammerdiener, die sein Leben so leicht wie möglich machen. In Nahrung, Kleidung kann er sich das möglichst Zuträgliche auswählen. Wenn er sich von Ausschreitungen jeglicher Art fernhält, kann er die Unbilden des feuchtwarmen Klimas ganz gut überwinden.

Aber nur der starke, in sich gefestigte Charakter kann den Lockungen des Waldes widerstehen. Über dem Schwachen schlagen seine Wogen zusammen, verzehren seine Kraft, entblößen seine Sinne, vergiften seine Seele. Denn feindlich ist der Wald dem Men-

Digitized by Google

schen. Mit heimlicher List führt er ihn auf Irrwege, lockt ihn immer tiefer in seine Netze und verschlingt den Unglücklichen, der ein Opfer seiner eigenen Gier geworden.

Und auch der Starke wird häufig seines Lebens unfroh. Die Angst vor dem Fieber begleitet ihn wie ein unheimlicher Schatten Tag und Nacht. Er lebt ständig in einem Treibhaus mit dünnen Glaswänden. Es kann jeden Augenblick zusammenbrechen. Nicht einen Schluck frischen, klaren Quellwassers kann er trinken, ohne sich der Gefahr einer schweren Erkrankung auszusetzen. Jede Überanstrengung, jedes frische Drauflosgehen rächt sich. Die schwüle, erschlaffende Hitze ertötet gar bald jeden Unternehmungsgeist. So kann der weiße Mann im Walde nur die Aufsicht in den Betrieben führen. Die geringste körperliche Arbeit überläßt er seinen zahlreichen Eingeborenen. Jeder weiße Mann ist also hier ein sozial hochstehendes Wesen. Zu der Aristokratie von Geburt und Leistung kommt in Afrika noch die der Farbe!

Für ein weißes Proletariat sind die Tropen kein geeigneter Boden. Dafür ist das Leben zu teuer, die eingeborene Arbeitskraft zu zahlreich und intelligent. Der Weiße wechselt jeden Tag mehrere Male seine Wäsche, er geht stets in Weiß, gewöhnt sich durchaus vornehme Allüren an. Das Geld spielt ja keine Rolle. Natürlich hat dies großzügige Leben einen hohen Reiz. Und dies ständige Vabanque-Spielen mag manchen locken. Aber nicht jeder hat die nötige Ruhe und Kaltblütigkeit zu einem gefährlichen Spiel. Schon mancher ist ein Opfer seiner Leidenschaft geworden.

Drum hüte sich der weiße Mann vor den dämonischen Kräften des Waldes. Unter dem glänzenden, farbenprächtigen Kleide wohnt eine heimlich-tückische Seele!

Weniger von seelischen Gefahren ist das Leben desjenigen Europäers umgeben, den sein Beruf, sei es Kaufmann oder Beamter, viel auf Reisen führt. Der bunte Wechsel von Landschaft und Menschen hält seinen Geist frisch, und die körperlichen Anstrengungen machen die Sinne widerstandsfähiger. Er hat aber auch

Digitized by Google

Leiden und Strapazen zu ertragen, die der Stationsmann nicht kennt; er läßt den ganzen Apparat eines wohlgeordneten Haushaltes zurück und tritt von der Schwelle seiner Wohnung ab in eine wilde Natur ein. Das »Leben im Busch«, wie man in Kamerun sagt, ist höchst beschwerlich, anstrengend und ungesund. Da im Walde die Haustiere des Menschen schlecht gedeihen, so kann man nicht reiten oder fahren, sondern muß ständig zu Fuß gehen. Das ist die Quelle von Unannehmlichkeiten aller Art. Draußen unter freiem Himmel kann sich der Reisende auch nur wenig gegen die Moskitos und Bakterien schützen; er ist den Krankheiten viel mehr ausgesetzt. Vielerlei Ungeziefer, Scherereien mit den Eingeborenen verbittern ihm manche Stunde. Aber trotzdem übt das Buschleben, der Aufenthalt in der wilden, großen Natur einen eigenartigen Zauber aus auf jeden, der es kennengelernt hat.

Mit einem Zelt, der Dienerschaft und einer großen Anzahl Eingeborenen, die Gepäck und Proviant tragen, beginnt die Buschreise. Der Europäer geht voraus, den Stock in der Hand, oder das Gewehr geschultert, einen breiten Tropenhut auf. Es folgen die Diener mit dem Langstuhl, dem leichten Handgepäck und dem Küchengerät; die Träger mit ihren schweren Lasten kommen erst in weitem Abstand. Dann taucht die Karawane im Waldesdunkel unter.

Etwa 25 km legt man an einem Tage zurück; in einer Ortschaft macht man halt und bringt die Nacht zu. Die Diener schlagen das Zelt auf, richten Bett, Tisch und Stuhl zurecht, und in kürzester Zeit ist die Wohnung für den Weißen fertig. Dann zieht er sich um, nimmt ein heißes Bad und ruht im Langstuhl aus, bis der Koch das Essen zubereitet hat. Nach einiger Zeit kommen auch die Träger an, legen ihre Lasten um das Zelt nieder und verstreuen sich im Dorfe. Des Nachmittags ist Ruhepause, die Träger plaudern, kochen, schäkern mit den Dorfschönen. Der Weiße streift vielleicht im Wald umher oder sieht sich die Hütten der Eingeborenen und ihre Einrichtung an. Am andern Morgen beginnt frühzeitig der Weitermarsch bis zum nächsten Lager.

Digitized by Google

Ich will eine solche Reise durch den Wald schildern, um das Buschleben dem Leser anschaulicher vorführen zu können.

Im Juni 1912 zog ich von Jaunde aus durch den 280 km breiten Urwald hinunter nach Kribi an die Küste. Diese letzte Wanderung in Kamerun war für mich eine schöne Tour. Ich hatte nur eine kleine Karawane und brauchte mich nicht viel um den Reisebetrieb zu kümmern. Aufgaben und Arbeit hatte ich auch weiter nicht; ich machte eine richtige Vergnügungsreise. Der Urwald entzückte dauernd durch neue Bilder, Farben, Stimmungen.

Am Njong, dem einzigen schiffbaren Waldfluß Südkameruns, machte ich ein paar Tage Rast. Die dunklen Fluten des Flusses sind auf beiden Seiten von einer hoch aufstrebenden, ganz geschlossenen Blätterwand umgeben .... Selten ist der Wald so üppig, wie gerade an Flußufern, wo er frei dem Lichte ausgesetzt ist. Was nur irgendwie Lebenskraft hat, drängt sich hier heran, schiebt sich empor, füllt alle Lücken aus. Bäume, Schlingpflanzen, Schmarotzer, Unterholz, alles durchwebt und durchdringt sich. Vor allem der unermeßliche Reichtum an Blättern, großen, kleinen, schmalen, breiten, hellen und dunkeln, ist auffallend. Die Flußufer sind von einer richtigen Blättermauer begleitet. In lebhaftem Gegensatz zu diesem undurchdringlichen, dunklen Wirrwarr schiebt sich vor dem Walde, da wo der Fluß nicht so tief und der Boden mehr schlammig ist, ein mehrere Meter breiter Grasstreifen entlang, einfach und schlicht. Weithin läßt sich dies hellgrüne Band verfolgen.

Gegen Abend zog von Osten her ein Gewitter herauf. Grauschwarz hob sich der Himmel von dem dunklen Walde und der noch dunkleren Wasserfläche ab. Großartige Blitze, von furchtbarem Donner begleitet, zuckten hier und dort. Der Abendhimmel dagegen war wunderbar hell erleuchtet. Rotgolden schimmerte der Horizont vor der untergehenden Sonne. Nach oben zu wurde der Himmel zart hellgrün, und darüber im Zenit wölbte sich der tiefblaue Himmel bis hinüber zu der drohend schwarzen Wand, die immer näher rückte.

Digitized by Google

Ich griff selber zum Ruder, um noch vor dem Regen das Dor zu erreichen. Am Landungsplatze saß mein kleiner Diener, der Fotuni, mit Gummimantel und Regenschirm, wer weiß wie lange schon auf seinen Massah (Herrn) wartend.

Doch rasch zog das Gewitter vorbei. Der Himmel wurde wieder hell und klar, und der Mond streute sein weißes Licht weithin über den noch grollenden, rauschenden Urwald. Wunderbar hoben sich die Palmen, die Bananen, die stattlichen Waldriesen, die Negerhütten, der tiefrote Boden in dem zarten, zauberhaften Lichtschein heraus. Die Luft schwül, weich, verführerisch. Neger tanzten in der Ferne, in wilder Ekstase, mit lautem Geschrei. Solche Mondnächte sind schön, schön vor allem hier unten im Walde, wo die Vegetation in ihrer wechselnden Gestaltung dem Bilde Leben und Abwechslung schafft. Im Hause des Häuptlings wohnend, auf der Veranda, im bequemen Liegestuhl, freute ich mich lange an dem Zauber dieser wundersamen Nacht.

Die Straße von Jaunde nach Kribi ist die beste und schönste Kameruns. Sie ist 5—6 m breit und auf beiden Seiten von Wassergräben begleitet; da sie ungeschottert ist, so macht sie bei den häufigen Regengüssen viel Arbeit. Überall sind die Leute, besonders Frauen und Kinder, mit dem Reinigen des Weges, mit dem Entfernen des Unkrautes beschäftigt. Jede Frau hat neben sich ein kleines Feuer brennen. Der qualmende Rauch soll ihr bei der Arbeit die unzähligen lästigen Fliegen abhalten. Männer sieht man in den Feldern und Dörfern, die die Straße ununterbrochen begleiten, fast gar nicht. Sie sind alle unterwegs und tragen Lasten.

Je weiter an die Küste zu, um so belebter wurde die Straße. Täglich traf ich mehrere hundert Träger an, Männer und auch sehr viele Frauen. Sie trugen ihre Lasten auf dem Rücken in eigens dazu geflochtenen Körben. Manche von ihnen sahen geradezu jammerhaft aus. Die Mehrzahl aber war frisch und guter Dinge. Es sind stämmige, untersetzte Figuren.

Es ist interessant, was alles vorbeigetragen wird. An die Küste

Digitized by Google

geht ausschließlich Gummi in kopfgroßen Ballen. Ins Innere wandern auf den Köpfen der Neger Zeuge, Haushaltungsgegenstände, Eßwaren für die Eingeborenen, vor allem getrocknete Stockfische. Aber auch sämtliche Gegenstände, die der Weiße braucht, werden auf diese Weise ins Inland geschafft, wie Möbel, Glas, Wellblech usw.

Häufig sah ich in den letzten Tagen eiserne Telegraphenstangen vorbeitragen. Und heute wurden zwei große Fässer Petroleum an mir vorbeigerollt, die die weite Reise nach Dume auf so originelle Weise zurücklegen. Jedes der beiden Fässer wog zwei Zentner. Das Fehlen von Eisenbahnen zwingt zu solch merkwürdigen Transportmitteln. Zwar scheint da bald eine Änderung einzutreten. Schon einmal hat ein Automobil die 285 km lange Strecke von Kribi nach Jaunde in 11 Stunden zurückgelegt. Alle Kaufleute würden sofort mit Kraftwagen arbeiten, wenn der Weg geschottert wäre. So aber weicht die Straße bei jedem Regenguß auf. Alles ist ein Brei. Ein Schritt vorwärts, zwei rückwärts, wie es mir heute gegangen ist. Nur da, wo Raseneisenstein ansteht, bleibt der Weg stets trocken.

3. Juli 1912. Mitten im Busch.

Verirrt. In den unermeßlichen Winkeln dieses Riesenwaldes ohne Weg und Steg. Wie hilflos verlassen kommt man sich vor unter all den gewaltigen Baumriesen! Heute morgen bin ich mit dem Stationsleiter aus Lolodorf weggezogen. Wir wollten ein paar Tage im Walde untertauchen und seine Bewohner, die kleinen Zwerge, aufsuchen. Und jetzt hält er uns fest mit seinen Riesenarmen. Zwei Führer nahmen wir mit von der Station, sie sollten uns zu den Zwergen bringen. Der Weg führte zu Anfang bergauf, bergab, durch verlassene Farmen und in unberührten, jungfräulichen Urwald. Dabei mußten wir viel Flüsse durchqueren, solche mit hochschwebenden Hängebrücken, andere, über die ein großer Baumstamm als Steg gelegt war, wieder andere bis an die Brust im Wasser.

Im dichten Wald geht man lieber in einem Bachbett entlang, bis an die Knie im Wasser, als daß man ständig über umgefallene

Digitized by Google

Baumstämme hinüberklettert oder mit dem Fuß in Schlingpflanzen hängenbleibt. Besonders schlimm zu passieren sind verlassene Farmen. Mehrere Meter hohes Gras, Gebüsch, Lianen durchwuchern und durchdringen sich. Gefällte Bäume liegen in großer Zahl umher.

Überall konnten wir Pfade und Hütten der Zwerge beobachten, sie selber aber bekamen wir nicht zu Gesicht. Ihre Hütten sind sehr primitiv gebaut. Ein paar Zweige werden in den Boden gesteckt, Blätter darüber geworfen, und fertig ist das Haus. Die Pfade laufen überallhin, meistens ans Wasser und an fruchttragende Bäume. An deren Fuß sieht man sehr häufig die Reste der Mahlzeit, entkernte Früchte und verkohlte Holzstücke. . . . Doch lange wandern wir schon im düstern Schatten des Waldes umher, durch Primärwald und Lichtungen, über Bergrücken und längs des Wassers der Bäche. Was ich schon lange geahnt, stellte sich als wirklich heraus: unsere Führer hatten den Weg verloren, wohl absichtlich, um sich nicht den Unmut der Zwerge zuzuziehen.

Da standen wir nun mit unseren 20 Leuten in der dunklen Wildnis. Niemand wußte, wo wir waren. Eine Frau, die uns von ferne hörte, lief eiligst weg. Aufs Geratewohl gingen wir weiter, über Felsen und Bäche, durch unglaubliche Dickichte und wieder offene Lichtungen. Bis gegen Abend irrten wir umher. Es begann dunkel zu werden, und wir mußten übernachten, wo wir gerade waren. Für den Weißen ist in solchen Fällen ja stets gesorgt. Aber unsere Leute bekamen nichts zu essen und mußten auf dem feuchten, moderigen Waldboden schlafen. Für uns wurde das Zelt aufgeschlagen, Tisch und Stühle zurechtgestellt, und in angenehmer Unterhaltung verbrachten wir den Abend. Tropenwald umgab uns in einer Reinheit, wie ich ihn mir schon immer gewünscht habe.

Am andern Morgen brachen wir frühzeitig auf. Nach einem schwierigen Flußübergang erreichten wir um 11 Uhr endlich ein Dorf. Die Freude war groß. Es gab zu essen für die Schwarzen, und für uns Hühner und Bananen. Heute bleiben wir hier. In einer rauchigen Hütte haben wir es uns gemütlich gemacht. Draußen

Digitized by Google

stürzt ein heftiger Regen nieder. Wir rösten uns jungen Mais am Feuer und essen unglaublich viel saftige Bananen. Mein Begleiter erzählt mir aus seinem Leben.

Er ist ein alter Heidelberger Korpsstudent und Zoologe von Beruf. Die Wissenschaft, wenigstens die zünftige, hat er sehr bald an den Nagel gehangen und ist heraus nach Kamerun gegangen. Zuerst war er drei Jahre bei einer Firma Pflanzer, dann ist er nach Hause gefahren und hat sich eine reizende Frau geholt. Sie hat drei Jahre auf ihn gewartet, obwohl Eltern und Verwandte sie vor dem fahrigen, verkrachten Studenten warnten. Jetzt ist er Beamter, Vorsteher der schönsten Verwaltungsstation in Kamerun und hat die reizendste Frau der Welt. »Ich bin neidlos glücklich«, sagte er am Schlusse seiner Erzählung. Wahrlich ein stolzes Wort, das mir der Urwald mit auf den Weg gab!

Digitized by Google

Digitized by Google

Tierleben des Waldes

Digitized by Google

Wie die dunklen, dumpfen Räume des Waldes von Menschen dünn besiedelt sind, so sind sie auch arm an tierischen Bewohnern. Das ist noch jedem Reisenden in den tropischen Wäldern aufgefallen: Die Stille, die Ruhe, das melancholische Schweigen des Waldes. Ich betrat den Urwald mit der besten Absicht, seine Tiere kennenzulernen und zu studieren. Von einer frisch angelegten Tabakplantage aus machte ich Tag für Tag Streifzüge in den Wald. Breit ausgetretenen Elefantenpfaden folgend, drang ich in das geheimnisvolle Dunkel ein. Die schüsselgroßen Fährten dieser Riesen traf ich Tag für Tag an, mitunter auch frische Losung; aber weder sie selber noch ein anderes Tier bekam ich je zu Gesicht. Es war, als ob der Wald ausgestorben wäre! Fast lautlose Ruhe herrschte. Nur das langsame Aufschlagen der Feuchtigkeitstropfen auf Blätter und Zweige machte ein immerwährendes, trübes Geräusch. Sonst Stille wie in einem Totenhause. Dann erschallt plötzlich ganz in der Nähe der langgezogene, dumpfe Ton eines Nashornvogels, ein paar kleinere Vögelchen schrecken auf und verschwinden pfeilschnell im Gebüsch, ein bunter Schmetterling gleitet durch den Schatten, und dann ist alles wieder still. Man wandert immer weiter im Walde; unten auf der Erde ist alles ruhig, nur Sandfliegen und Moskitos belästigen den Reisenden in ungezählter Zahl. Von Zeit zu Zeit aber hört er oben in den Baumkronen die Äste brechen, ein Zweig oder ein Stück Holz fällt zu Boden, Affenstimmen werden laut, und der Schrei eines Papageis wird hörbar. Bald aber verliert sich der Lärm in die Ferne, die Gesellschaft ist weitergezogen, ohne daß man auch nur ein Tier gesehen hätte.

Lebhaft wird der Wald erst in der Nacht, in den frühen Morgen- und Abendstunden. Regelmäßig vor Sonnenuntergang beginnen Tausende von Zikaden ihre eintönige Musik und setzen die ganze Nacht hindurch nicht aus. Halbaffen erheben ihr abscheuliches Geschrei, das wie das Bellen eines boshaften Hundes klingt, und die

Digitized by Google

Baumschliefer stören fast jede Nacht den Reisenden durch ihre klagende Stimme. Raubtiere und Fledermäuse werden munter und beginnen ihr geheimnisvolles, gespenstisches Treiben.

Bei längerem Aufenthalt erfährt man dann allerdings, daß der Wald doch eine ganze Anzahl höherer Tiere beherbergt. Aber sie führen alle ein scheues, verstecktes Leben; in dem ohnehin schon schlecht durchleuchteten Wald treibt nur der Zufall sie dem Europäer in den Weg oder ein tage- und wochenlanges, mühseliges Suchen. Das Auflauern am Wechsel ist selten erfolgreich, da die meisten Waldtiere gar keinen bestimmten Wechsel haben, sondern regellos umherbummeln, in der Zeit und im Raum. Deshalb ist es leicht zu begreifen, daß das Tierleben des tropischen Waldes uns Europäern noch sehr unbekannt ist. Nicht nur, daß man noch in jüngster Zeit große Tiere hier entdecken konnte, und daß noch andere Entdeckungen dieser Art wahrscheinlich sind, auch über die Lebensweise alter, längst bekannter Tierformen sind wir noch sehr wenig unterrichtet. Es besteht sogar die Gefahr, daß solche Tiere (wie die großen Menschenaffen) durch zügellose Jagd der Eingeborenen vernichtet werden und aussterben, noch ehe wir sie genauer kennengelernt haben. Auch in der europäischen Gefangenschaft, in zoologischen Gärten lassen sich die meisten Waldbewohner schlecht halten. Sie sind vielfach so scheu und empfindlich, so sehr an ihre Waldheimat gewöhnt, daß selbst die beste Pflege sie nicht rettet. Sie verschmähen Speise und Trank, die tiefste Niedergeschlagenheit prägt sich in ihren Gesichtszügen aus, und langsam welken sie dahin, wie ein Blatt, das vom Baume gefallen. Mit ihrer Waldheimat haben sie auch ihren Lebensmut und ihre Lebensfreude verloren.

Eine Schilderung des Tierlebens dieser Wälder, mit naturgetreuen Farben anschaulich dargestellt, ist heute noch nicht möglich. Vielleicht wird sie einmal einem Manne gelingen, der Jäger und Naturforscher zugleich ist und lange Jahre seines Lebens im Urwald zugebracht hat. Ich persönlich kann mehr die allgemeinen Umrisse des Bildes geben, als es in den Einzelheiten genau richtig ausführen.

Digitized by Google

Meine eigenen spärlichen Beobachtungen habe ich durch die Erfahrungen anderer ergänzt und hauptsächlich die schönen Schilderungen v. Oertzens über wilde und gefangene Tiere des Kameruner Urwaldes mit viel Freude und Erfolg benutzt. (Jasper v. Oertzen: In Wildnis und Gefangenschaft. Kameruner Tierstudien Berlin. 1913.)

Die niedere Tierwelt ist im Walde vor allem durch verschiedenartige und farbenprächtige Insekten vertreten; man kann fast sagen, daß sie dem Tierleben des Waldes das beherrschende Kolorit geben. Die Insekten sind im schattigen Waldesdunkel und an offenen Lichtungen, am Tage und in der Nacht, überall und immer sind sie vorhanden. Moskitos und Sandfliegen schwärmen legionenweise umher, das Zirpen der Zikaden schrillt fast ununterbrochen, Ameisen überlaufen den Boden und wimmeln auf allen Sträuchern und Bäumen. Große, buntgefärbte Käfer summen durch das Unterholz, und farbenprächtige Schmetterlinge sind stellenweise so häufig, daß sie den Wald mit bunten Wolken erfüllen. Sie lassen sich in großen Schwärmen zum Trinken am Wasser nieder, setzen sich dichtgeschart an faulende Früchte oder an Tierlosung.

Auch Kriechtiere, Schlangen und große Eidechsen, sind im Walde anscheinend sehr häufig. Man bekommt sie aber selten zu Gesicht; nur wenn der Wald gerodet und abgebrannt wird, müssen sie aufgescheucht aus ihren Schlupfwinkeln flüchten.

Die höheren Tiere, die den Wald bewohnen, gliedern sich in zwei große Gruppen, in Baumtiere und in Bodentiere.

Die Baumtiere halten sich fast dauernd in den Kronen der Bäume auf und betreten kaum je den Boden des Waldes. Es sind alles hervorragende Kletterer, die sich mit großer Leichtigkeit auf den Ästen und Zweigen bewegen, stammauf- und -abwärts klettern oder von einem Baum zum andern hinüberspringen; bei allen sind die Gliedmaßen sehr beweglich. Äste und Zweige bieten dem aufrecht sitzenden Tiere eine stützende Unterlage; daher werden die Gliedmaßen nur wenig zum Tragen des Körpergewichtes benutzt, sie sind

Digitized by Google

nicht säulenförmig fest gebaut wie die Beine des Menschen, sondern sie sind frei beweglich wie unsere Arme. Genau so vielseitig wie diese lassen sie sich auch verwenden; sie dienen zum Festhalten an den Zweigen, zum Greifen der Nahrung, zu Spiel und Scherz. Der Fuß ist meist handförmig entwickelt, die Zehen sind lang und nicht verwachsen, und die große Zehe läßt sich den anderen entgegenstellen wie der Daumen. Ein langer, buschiger Schwanz dient manchen Baumtieren dann noch als Balancierstange oder als Steuer, wenn sie von einem Ast zum anderen springen; auch ein langer Haarmantel kann dieselben Dienste tun.

Hauptsächlich gehören die Affen zu dieser Gruppe von Tieren. Ihre Nahrung besteht in Baumprodukten, in Früchten und Blättern, auch in Kleingetier, wenn sie es erwischen können. Diese Kost ist überall im Walde und das ganze Jahr in reicher Fülle vorhanden; so schweifen die Affen meist in großen Banden durch die Baumkronen, lärmend und schreiend, mehr verwüstend als verzehrend.

Wo die Nacht sie überrascht, da lassen sie sich in den Ästen eines hohen Fruchtbaumes nieder, und morgens beim Aufwachen ist der Tisch schon von neuem für sie gedeckt. An die Tränke gehen sie selten oder nie; in Blattwinkeln, in der feuchten und saftigen Nahrung bekommen sie genügend Wasser. Sommer und Winter, den Wechsel von Not und Überfluß kennen die Affen nicht, wie überhaupt alle Waldtiere. Der Wald trägt das ganze Jahr hindurch ununterbrochen Blätter und Früchte. So merken die Affen wenig von der Sorge ums tägliche Brot und vom Kampfe ums Dasein; sie haben viel freie Zeit und verbringen sie mit Spiel und Scherz, sind lustig und lebhaft.

Eine ganze Anzahl von Affenarten kommen im Walde vor. Allbekannt aus unseren zoologischen Gärten ist die Klasse der Meerkatzen (Cercopithecus). Es sind gesellige, muntere, meist eintönig dunkel gefärbte Tiere, die in großer Zahl in den Wäldern hausen. Ihre Kletterkünste übersteigen allen Glauben. Mehr träge und träumerisch sind die schönen Seidenaffen (Colobus) veranlagt. Sie tragen um die Schultern einen langen Mantel schneeweißer, seiden-

Digitized by Google

glänzender Haare. Beim Springen von einem Baum zum andern wird der Mantel wie ein Fallschirm ausgebreitet, der überkörperlange Schwanz dient als Steuer, und wie ein Vogel fliegen sie durch die Luft, in langer Kette, einer hinter dem andern. Es ist ein prachtvoller Anblick.

In der Heimat dieser schönen Seidenaffen, in den Waldstreifen, die die Flußläufe des offenen Landes begleiten, ist auch der Schimpanse häufig, der zu den Menschenaffen gehört (Anthropithecus). Er lebt in kleinen Gesellschaften und streift als übermütiger, unsteter Geselle lärmend und polternd durch den Wald. Besonders in mondhellen Nächten vollführen sie schauerliche Konzerte.

Die Affen sind die zahlreichsten baumbewohnenden Säugetiere; ihnen gegenüber treten andere, wie Halbaffen, Eichhörnchen, Flughunde und Baumschliefer, an Zahl und Bedeutung sehr zurück. Alle diese Tiere zeichnen sich durch eine geringe Größe aus und durch hervorragende Fähigkeit im Klettern; die meisten führen ein scheues, nächtliches Leben.

Auch unter den Vögeln des Waldes treffen wir eine ganze Anzahl ausgesprochener Baumtiere, die man jedoch gleichfalls wenig zu Gesicht bekommt; die Höhe der Bäume und das dichte Unterholz entzieht sie den Blicken. Ihr Gesang ist meist unschön und belebt selten den Wald. Die hauptsächlichsten Klettervögel sind die Papageien, die Nashornvögel, die Bartvögel, Pisangfresser, Goldkuckucke, einige Baumhopfe, Spechte und Meisen. Sie weisen zum Teil bunte, abenteuerliche Formen auf; in dem dichten Walde sind viele von ihnen zu schlechten Fliegern geworden, und auch auf dem Boden sind sie durchweg ungeschickt. Ihre eigentliche Heimat sind die Bäume, Stämme sowohl wie Kronen; hier bewegen sie sich mit großer Fertigkeit, selbst in dem dichtesten Gewirr von Blättern, Zweigen und Schlingpflanzen.

Genau wie bei den Affen sind die Füße der Klettervögel zu Greiforganen umgewandelt, indem zwei Zehen nach vorn und zwei nach hinten gerichtet sind und sich gegeneinander bewegen lassen.

Digitized by Google

Scharfe, gebogene Krallen, die sich in die Unebenheiten der Rinde einheften, erhöhen die Kletterfähigkeit. Die Spechte stützen sich ferner beim Klettern auf ihre starren Schwanzfedern, auch benutzen sie, wie die Papageien, ihren Schnabel zur Fortbewegung. Überhaupt sind viele Kletterer unter den Vögeln durch einen kräftigen Schnabel ausgezeichnet; bei einigen ist er scharf gebogen und spitz, bei anderen mehr meißelartig; die einen gebrauchen ihn, um die Bäume nach Insekten und deren Larven zu durchsuchen, andere meißeln sich mit dem Schnabel ganze Löcher im Holz aus, um darin zu nisten.

Die meisten Klettervögel sind Fruchtfresser und leben als solche gesellig in großen und kleinen Banden. Vor allem gilt dies für die Papageien, die überhaupt in Gestalt und Lebensweise merkwürdig an die Affen erinnern. Wie die Affen, so sind auch die Papageien hervorragende Kletterkünstler. Beide gebrauchen ihre Füße als Hände, benutzen sie zum Klettern und führen die Nahrung damit zum Munde. Es sind gesellige, hochbegabte Tiere; unaufhörlich lärmen und plappern sie und ahmen die Laute und Bewegungen anderer Tiere nach. Vor allem letztere Eigenschaft ist sehr auffallend bei so verschiedenen Tieren, läßt sich aber sehr wohl aus der gleichen Lebensweise begreifen: Affen und Papageien verzehren hauptsächlich Früchte, die ihnen der Wald in großer Zahl und zu jeder Jahreszeit bietet. Mit Nahrungssuche und Aufnahme sind sie deshalb wenig beschäftigt, sie haben viel freie Zeit und verbringen sie mit Spiel und Scherz. Da Affen und Papageien nun meist neben- und untereinander vorkommen, miteinander gesellig leben, sich miteinander sehr beschäftigen und einander beobachten, so ist es wohl kein großer Schritt mehr, daß sie auch andere Tiere scharf beobachten und sie nachzuahmen suchen. So kann man Brehm nur beistimmen, wenn er die Papageien »befiederte Affen« nennt.

Auch andere Baumvögel, wie Bartvögel, Pisangfresser, Hornvögel usw., sind sehr lebhafte und muntere Tiere. Dasselbe gilt für viele baumbewohnende Säugetiere, wie wir schon gesehen haben. Die Baumtiere des Waldes, die Bewohner des Walddaches, ent-

Digitized by Google

sprechen noch am ersten dem üppigen Bild, das sich der Laie von dem Tierleben des tropischen Waldes macht.

Außer den Baumtieren, die ihre luftige, freie Wohnung kaum je verlassen, und den Bodentieren, die ausschließlich auf der Erde leben, gibt es nun noch im Walde eine große Gruppe von solchen Tieren, die Bäume und Boden gleichzeitig bewohnen, die sowohl klettern als auch laufen können. Hierher gehören all die kleineren Nagetiere des Waldes, wie Mäuse, Ratten, Stachelschweine, die Insektenfresser, vor allem die Raubtiere, wie der Leopard, der Luchs, die Zibetkatzen, der Palmenroller, und der große Menschenaffe, der Gorilla.

Von den größeren Raubtieren ist der Leopard wohl der geschickteste Kletterer; sein schlanker Bau, der elastische Körper und die langen Krallen befähigen ihn dazu, selbst bis in die Gipfel der Bäume seiner Beute nachzusteigen. Ebenso gewandt und geschickt bewegt sich das Tier auf dem Boden. Von kleineren Räubern gehen hauptsächlich die Palmenroller auf Bäume; sie leben nicht nur von Kleingetier sondern verschmähen auch Früchte nicht. Dasselbe wird dem Leoparden nachgesagt.

Die Schuppentiere, die sonst unterirdisch in Höhlen leben, haben sich auch im Walde das Klettern angewöhnt; sie benutzen ihren langen Schwanz zum Greifen und die scharfen Krallen zum Festhaken.

Während der Schimpanse noch ganz auf Bäumen lebt, hat sich sein größerer, schwererer Kollege, der Gorilla, schon mehr auf den Boden zurückgezogen. Die plumpe Figur, der kurze Hals und die dichte, zottige Behaarung des Rückens und der Gliedmaßen geben dem Gorilla fast das Aussehen eines Bären. Ein ausgewachsenes Männchen wird vom Scheitel bis zur Sohle 2 m hoch und wiegt 5 Zentner. Bei kurzen Beinen ist der Rumpf sehr groß, die Schulterbreite ist ungeheuer und die Brust äußerst muskulös. Die Spannweite der Riesenarme beträgt 2,80 m. Wie ein Ringkämpfer oder Athlet sieht dieses Muskelungetüm aus, und es ist begreiflich, daß er sich lieber auf dem Boden aufhält, als daß er sich in die schwankenden,

Digitized by Google

gebrechlichen Baumkronen hinaufwagt. Das Weibchen ist wesentlich schwächer und kleiner; es schläft mit den Jungen des Nachts stets auf den Bäumen, während der Alte unten am Fuße sich lagert. Über die Lebensweise des Gorillas sind wir noch sehr wenig unterrichtet. Nach von Oertzen lebt er familienweise im tiefsten Urwald, weit entfernt von allen menschlichen Ansiedlungen. Trotz seines gewaltigen, raubtierartigen Gebisses nährt er sich hauptsächlich von Früchten; und trotz seiner Riesenkräfte rettet er sich lieber durch die Flucht als durch den Angriff. All die vielen Schauergeschichten, die man von ihm erzählt, daß er Menschen angreife, deren Frauen belästige und entführe, sind jedenfalls erfunden. Der beunruhigte Gorilla stößt einen lauten Schrei aus und trommelt sich dabei mit den Fäusten in eigentümlicher Weise gegen die nackte Brust; dadurch entsteht ein dumpfes, weit durch den Wald schallendes Geräusch, das einem furchtsamen Jäger wohl Angst einflößen kann und wahrscheinlich die Erzählungen über Angriffe entstehen ließ (Oertzen.) Verwundet allerdings greift der Gorilla den Menschen an, und wehe dem Unvorsichtigen, der dem Riesen zu nahe kommt. Er reißt ihm Arme und Beine aus dem Gelenk, zerfleischt sie entsetzlich und beißt wütend um sich wie ein Raubtier. Sonst aber führt der Gorilla trotz seines erschreckend tierischen und wilden Aussehens ein scheues Leben. Seine Sinne sind nur wenig entwickelt. Er scheint sich meist auf der Erde zu bewegen und Bäume seltener zu besteigen. Auf dem Boden geht er anscheinend meist auf allen vieren, mitunter aber auch nur auf den Hinterbeinen, wobei er mit der ganzen Sohle auftritt, wie die Bären, und nicht bloß mit deren Außenrand, wie die andern Affen.

Der Gorilla, der trotz mancher Menschenmerkmale noch ganz ins Tierreich gehört, führt uns über zu den Tieren des Waldes, die dauernd auf der Erde leben und Bäume nicht besteigen. Von diesen Bodentieren gilt es hauptsächlich, was ich früher von den Waldtieren schlechtweg gesagt habe: daß sie ein einsames, scheues Leben

Digitized by Google

führen, daß wir nur wenig von ihnen wissen, und daß man erst in jüngster Zeit ganz neue Tiergattungen entdeckt hat. Der Boden des Waldes bietet seinen Bewohnern aber nicht nur Schutz vor den Augen der Wissenschaft, er schützt sie auch im Kampfe gegen ihre Feinde. Die dichte Vegetation und das Dämmerlicht schaffen ungezählte Schlupfwinkel für ein von Räubern verfolgtes Tier. Es drückt sich hinter einen Riesenbaum, verbirgt sich im Unterholz, schiebt sich unter Baumwurzeln oder bleibt überhaupt nur regungslos stehen, und schon ist es dem Auge seines Verfolgers entzogen, in vielen Fällen wenigstens. Durch diese Eigenschaft bietet der Wald vor allem Schutz und Schirm den schwächeren Tieren, die dem harten Kampf ums Dasein draußen auf den offenen Landschaften nicht gewachsen sind, und die sich deshalb gerne in den Wald zurückziehen. Hier, umhegt von der dichten Mauer der Bäume und Blätter, führt auch der Schwache ein ungestörtes Dasein. So treffen wir hauptsächlich kleine Tierformen am Grunde des Waldes und ferner altertümliche Arten, deren Verwandten draußen im offenen Lande längst ausgestorben sind.

Es ist leicht begreiflich, daß dieses Gesetz sich hauptsächlich auf die Bodenbewohner des Waldes bezieht. Die Baumtiere sind im Walde einheimisch, sie haben sich hier entwickelt und in allem einem Waldleben angepaßt. Vor allem der Drang nach oben, in die Kronen der Bäume hinauf, war das Ziel ihrer Entwicklung. Hier saßen sie der Nahrungsquelle, den Baumfrüchten, am nächsten, hier hatten sie in den Baumkronen genügend Freiheit, sich zu bewegen und ein höher organisiertes Leben zu führen. Hier spielt sich ihr Dasein in harmonischer Weise ab; andere, bessere Lebensbedingungen gibt es für sie nicht mehr. Sie haben das Endziel ihrer Entwicklung erreicht. . . . Anders ist dies bei den Bodentieren des Waldes. Sie sind nicht einheimisch im Walde, sondern ihm fremd und erst nachträglich eingewandert. Ihre laufende Lebensweise können sie sich nur in offenen, grasreichen Landschaften erworben haben, und von hier stammt auch ihre Gewohnheit, die Nahrung wiederzukäuen.

Digitized by Google

Heute noch lebt das große Heer der wiederkäuenden Antilopen außerhalb der Wälder; sie meiden die dunklen Gründe und vermissen dort ihre beliebte Gräseräsung. Nur die Schwächeren von ihnen wurden unfreiwilligerweise in den Wald hineingedrängt und führen hier heute ein ebenso einsames und scheues Leben wie die primitiven Zwergvölker und manche Bantustämme unter den Menschen. So wirkt der Wald für schwache Tiere und Menschen als eine Art Konservierungssubstanz.

Daß viele Bodentiere erst nachträglich in den Wald eingewandert sind, ergibt sich auch aus ihrer Verbreitung innerhalb desselben. Während die alteingesessenen Baumtiere, die Affen und Papageien hauptsächlich, das ganze große Waldgebiet vom Golf von Guinea durch den Kongostaat hindurch bis an die Grenzen von Ostafrika gleichmäßig bevölkern, haben manche Bodentiere eine sehr engbegrenzte Verbreitung. Das erklärt sich zum Teil daraus, daß sie seit ihrem Eindringen in den Wald nur erst eine beschränkte Gegend besiedeln konnten; bei der ungeheueren Ausdehnung der Wälder ist dies sehr verständlich. Dann aber ist in manchen Fällen das lokale Verbreitungsgebiet einer Tierart wohl auch nur eine Folge unserer lückenhaften Kenntnis von der Tierwelt des Waldes.

Von den Bodentieren sind nach der Anzahl der Arten die Antilopen am häufigsten vertreten. Wir finden die kleinsten und am zierlichsten gebauten Antilopen im Walde (Cephalophus-Arten). Charakteristische Namen tragen sie: Die Waldböcke, Ducker und Zwergantilopen finden zwischen den engsten Verschlingungen ihren Weg; fast alle haben sie die Gewohnheit, mit gesenktem Köpfe und beinahe wagrecht getragenem Hals behutsam zu schleichen, sich zu ducken und zu drücken, wo immer sie Gelegenheit finden. Entdeckt und verfolgt, vermögen sie jedoch auch pfeilschnell durch Gestrüpp und Unterholz hindurchzudringen. Sie haben ein sehr ungeselliges Wesen. Ihre Nahrung besteht hauptsächlich in Früchten, eine für Wiederkäuer recht merkwürdige Erscheinung! .... Das Aussehen dieser kleinen Waldantilopen ist sehr ähnlich und die Unterscheidung

Digitized by Google

der einzelnen Arten dadurch für den Jäger recht schwierig, zumal man sie begreiflicherweise nur selten zu sehen bekommt. Wohl findet man im feuchten Boden des Waldes diese oder jene schalige Spur, doch das Tier selbst erblickt man kaum je, bestenfalls nur als undeutlichen Körper, der wie ein Schatten durch die Blätterwirrnis huscht (Oertzen).

Sehr kleine und niedliche Geschöpfe sind auch die Zwergmoschustiere (Neotragus). Es sind dies die kleinsten Vertreter der Huftiere, die nur so groß wie Hasen sind und Läufe von kaum mehr als Bleistiftdicke haben. Sie sind die tiefststehenden aller lebenden Wiederkäuer und haben in ihrem Körperbau sehr altertümliche Merkmale. Über ihre Lebensweise sind wir durch von Oertzen hauptsächlich unterrichtet; er war der erste Europäer, der diese Tierchen längere Zeit in der Gefangenschaft am Leben erhielt, und schildert sie sehr anschaulich folgenderweise: »Wo eines Menschen Fuß in dem Gestrüpp kaum vorwärts kommt, da durchschlüpft dieser Gnom, sich behende um jeden Wurzelstock und jede Staude herumwindend, das Blattgewirr. Nur selten verläßt das Tierchen sein sicheres Waldversteck, und dann meist zu seinem Schaden. Ahnungslos gerät es wohl in Ortschaften, in eine ihm fremde Welt. Es hat noch keine bösen Erfahrungen gemacht, überrascht von dem neuen Anblick und der ungewohnten Fernsicht trabt es vertraut einher, bis ein Dorfköter es entdeckt und erwürgt, oder ein Neger irgendein Wurfgeschoß auf es schleudert.«

Von größeren Antilopen bewohnt die Sumpfantilope (Tragelaphus) den Wald und führt in der Nähe von Sümpfen ein verstecktes Leben. Das gleiche gilt von der Streifenantilope (Boocerus), die die Stärke eines Rothirsches erreicht; über ihre Lebensweise sind wir noch gar nicht unterrichtet. Die Eingeborenen behaupten, daß sie in etwa zehnköpfigen Rudeln lebe und sehr bösartig sei.

Mit diesen Antilopen teilt das immer noch sagenhafte Okapi die Vorliebe für Lichtungen und Sümpfe des Waldes. Dieses Tier, das einen nahen Verwandten der Giraffe darstellt, nur wesentlich kleiner

Digitized by Google

ist, wurde zum ersten Male im Jahre 1901 aus dem östlichen Kongostaat bekannt, und seine Entdeckung erregte ungeheures Aufsehen in der ganzen gebildeten Welt. Es handelte sich hier nicht um eine jener Arten und Unterarten, wie sie die Zoologen fast täglich in ihren Museen entdecken, sondern ein großes Tier, von dem man bisher im Buche der Natur noch gar keine Kunde hatte und das den Anspruch auf eine neue Gattung machen durfte, trat plötzlich aus den Dämmertagen der Schöpfungszeit und des afrikanischen Waldes hinein in den Lichtkreis der modernen Welt. Große Expeditionen wurden ausgerüstet, um das Tier zu jagen und näher kennenzulernen. Aber nur zwei Europäer haben bis heute das Okapi persönlich erlegt.

Das Okapi wird 1,5 m hoch, ist also wesentlich kleiner als die Giraffe. Sein Rumpf ist plump und kräftig, die Gliedmaßen sind beinahe gleich groß, und infolgedessen hat auch der Hals eine normale Länge. Der Kopf trägt zwei kleine Stirnhöcker. Der Rumpf ist braunrot gefärbt, die Beine sind zebraartig schwarz und weiß gestreift. Ohne hinderndes Gehörn, mit gesenktem Kopfe, streift das Okapi lautlos durch den Wald, im Gegensatz zu seinem Verwandten, der Giraffe, die turmhoch und aufrecht über die Steppe flüchtet. Nach einem Jäger, Dr. David, hält sich das Okapi in der Nähe von Sümpfen auf. Seine vorstreckbare Muffelschnauze befähigt es zur Nahrungssuche im Unterholz und Morast; die Hufe der Vorderbeine sind tellerförmig verbreitet und verhüten ein Einsinken des Tieres in den schlammigen Boden. Fährten und Wild sind sehr schwer zu finden, so daß man annehmen kann, daß das Okapi selten vorkommt. Außerhalb des östlichen Kongostaates hat man es bisher noch nicht aufgefunden. Seiner systematischen Stellung nach ist das Okapi sehr merkwürdig und weist altertümliche Merkmale auf, die an längst ausgestorbene Tiere erinnern.

Ähnliches gilt für ein anderes großes Waldtier, das drei Jahre nach dem Okapi im Urwald des Kongobeckens entdeckt wurde, das Waldschwein oder Hylochoerus; es bildet ebenfalls eine neue Tiergattung

Digitized by Google

mit altertümlichen Merkmalen. Im Gegensatz zu den Pinselohr- und Warzenschweinen kommt dieses Tier nur im Walde vor, ist hier aber anscheinend weit verbreitet. Über seine Lebensweise sind wir noch gar nicht unterrichtet.

Auch über einen anderen, merkwürdigen Waldbewohner, der schon im Jahre 1849 in Liberia aufgefunden wurde, wissen wir noch nicht viel. Es ist dies das Zwergflußpferd. Dieses Tier ist wesentlich kleiner als das gewöhnliche Flußpferd. Nach H. Schomburgk ist es viel weniger ein Wassertier als sein großer Verwandter. Es lebt mitten im dichtesten Urwald und schläft hier den ganzen Tag in Uferlöchern der Flüsse. Des Nachts durchstreift es einzeln, nur manchmal zu zweien den Wald und sucht seine Nahrung, die in Wurzeln, Kräutern und Waldfrüchten besteht.

Während das Zwergflußpferd nur ein sehr beschränktes Vorkommen hat, ist der Zwergbüffel im Walde weit verbreitet. Auch er unterscheidet sich seinen Verwandten im offenen Lande gegenüber durch eine geringere Größe, eine hellere, ins Rötliche spielende Färbung und eine mehr ungesellige Lebensweise. Mit langsamem Schritt, den Hals etwas gesenkt und weit vorgestreckt zieht er lautlos durch den Wald. Gewandt windet er sich durch das dichteste Lianengewirr, mit Leichtigkeit überspringt er umgestürzte Bäume oder zieht durch tiefe Sümpfe und Flüsse (Oertzen). Aufgescheucht, verharrt der Büffel zuerst regungslos in seiner Deckung, dann ein kurzes Gepolter und wieder lautlose Ruhe. Die Herde ist verschwunden. Tagsüber schlafen die Büffel und halten sich irgendwo versteckt; in den späten Abendstunden werden sie lebhaft und ziehen dann meist zu zweien den Feldern der Eingeborenen zu, wo sie böse hausen. Gegen Morgen kehren sie auf ihrem eigenen Wechsel zurück. Den Menschen, seinen schlimmsten Feind, nimmt der Büffel nur an, wenn er in die Enge getrieben wird, ist aber dann sehr gefährlich. Der Jäger, der stundenlang mehr gekrochen als gegangen ist, bis er ganz erschöpft an das Wild herankam, ist bei solchen Angriffen häufig schon getötet worden.

Digitized by Google

Das letzte und größte Tier, das den Urwald bewohnt, ist der Elefant. Er scheint dem Gesetze zu widersprechen, daß nur kleine Tierformen im Walde vorkommen, die unter der erdrückenden Vegetation hindurchkriechen können. Aber der Elefant ist ein solch gewaltiger Riese, daß er umgekehrt die Pflanzenwelt erdrückt. Wie eine Dampfwalze schreitet er unbekümmert durch den Wald. Was ihm den Weg versperrt an Gestrüpp, Schlingpflanzen, selbst Bäumen, das drückt er zur Seite und läßt einen schönen breiten Weg zurück. Weithin hört man das Knacken der Zweige, das Brechen der Äste und das Prasseln der Blätter, wenn der Riese durch sein Revier schreitet. Dadurch, daß die dichte Pflanzenwelt für den Elefanten kein Hindernis darstellt, braucht er nicht einsam durch den Wald zu schleichen wie die übrigen Bodentiere, sondern er kann sich in großen Herden vereinigen, die gemeinsam alles niedertrampeln, und er kann auch große Wanderungen unternehmen.

Der Elefant lebt im Walde von Zweigen, Blättern und Früchten. Mit seinem Rüssel holt er sich Äste und Zweige herunter, oder er nimmt einen ganzen Baum zwischen seine beiden Stoßzähne und stemmt mit seinem Körper so lange dagegen, bis die Früchte niedergeprasselt sind. Mittels seines beweglichen, langen Rüssels hebt er sie dann einzeln von der Erde auf. So wird der Rüssel ein wichtiges Greifwerkzeug für den Elefanten, das ganz an die Hände der Affen oder die Füße der Papageien erinnert. Der Elefant ist ursprünglich wohl das zahlreichste Wild der afrikanischen Wälder gewesen. Durch die sinnlose Jagd nach Elfenbein aber ist er stellenweise schon ganz ausgerottet und anderorts stark im Verschwinden begriffen. Bald wird der Riese des Tierreiches aus dem Buche der Natur gestrichen sein, wenn man nicht Schongesetze zu seinem Schutze erläßt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Auf der Savanne

Digitized by Google

Wenn man den Urwald, der sich wie ein breiter Gürtel längs der Küste Kameruns entlang zieht und sich im Süden weit in den Kontinent hinein erstreckt, durchquert hat, trifft man eine ganz andere Welt: Das Grasland, die Savanne. Es ist eine neue Natur, die uns da entgegentritt, ein Land mit wenig Schatten und Schlupfwinkeln, eine Welt voller Licht und Raum. Der Anblick des offenweiten Graslandes ist um so überraschender, weil man eben noch im engen, tiefen Waldesdunkel marschiert ist, an einen begrenzten Blick und eine erdrückende Pflanzenwelt gewohnt.

Als wir im Dezember 1911 an der Mbostraße das innerafrikanische Hochland erreicht hatten, da schweifte mit dem Verlassen der Wälder der Blick weit und frei über endlose Flächen, über ein gelbes Grasmeer, das leise im Winde hin und her wogte. Weit war der Himmel und weit der Blick. Heller Sonnenschein lag über der Landschaft, und in der klaren Luft ließen sich scharf umrissen die Konturen ferner Bergzüge erkennen. Mit Vergnügen atmeten wir die frische, kräftige Luft ein, nachdem wir kurz vorher noch in den feuchten, dumpfen Wäldern gewandert waren. Mit dem Trompeter von Säkkingen konnten wir singen: »Bald erreichet war der Waldrand, und der Blick, der in der Enge lang unheimlich war befangen, schweifte fröhlich in die Weite.«

Sogar die Träger, die zum erstenmal diese neue Welt sehen, von der sie schon soviel Sagenhaftes gehört, bleiben überrascht stehen. Ihr Auge muß sich erst an das viele Licht, an den freien Blick gewöhnen; manche von ihnen, die noch nie ihren dunklen Wald verlassen haben, sehen auch wohl mit Angst dem leeren Raum entgegen. Andere, die von hier oben stammen, begrüßen mit lautem Jubel die weiten Flächen, die fernen blauen Berge, wandern glücklich unter dem heitern, sonnigen Himmel der Heimat dahin. Als Zintgraff mit seinen tapferen Sudanesen im Jahre 1889 nach der langen, beschwerlichen Urwaldwanderung zum erstenmal das sonnen-

Digitized by Google

durchglühte Grasland erreichte, da brachen seine Leute in lauten Jubel aus. Wie Xenophons tapfere Schar das Meer, so begrüßten diese Kinder des Sudans das Gras, das Symbol ihrer heimatlichen Welt. Unter Freudengeheul, alle Müdigkeit vergessend, eilten sie die bequemen Pfade des Graslandes dahin.

Durch das ganze tropische Afrika geht der Gegensatz dieser beiden verschiedenen Welten. An den dunklen, feindlichen Wald grenzt das offene, heitere Grasland. Dieses ist in seiner großen Bewegungsfreiheit dem weiten Ozean zu vergleichen; den Wald aber kann man das hohe, dunkle Ufer der unendlichen Grasmeere nennen. Auf den hochgelegenen Savannen erscheint uns die Natur heimischer; es fehlt die sinnberückende Pracht der Wälder, es fehlen aber auch die feindlichen Mächte, die dämonischen Gewalten. Man atmet auf unter dem freien Himmel, es dehnt sich wohlig die Brust, Mut und Kraft kehren zurück. Auch hier oben drohen Gefahren; aber sie treten uns offen entgegen, ohne Hinterhalt und Tücke. Man kann sich ihrer erwehren, ist ihnen nicht so hilflos preisgegeben wie da unten im Hexenkessel der Wälder.

Dieser bedeutende Wechsel des Landschaftscharakters ist durch das Auftreten des Graswuchses bedingt. Der weite Blick, der heitere Sonnenschein, die gehobene Stimmung, all das geht auf das Gras zurück. Gras, hohes Gras findet sich allüberall, auf den Flächen und Bergen, Rücken und Hängen. Nur an den zahlreichen Wasserläufen zieht sich ein schmaler, silberglänzender Raphia-Palmenbestand oder ein dunkelgrüner Galeriewald entlang, und in den Feldern und Dorfanlagen des Menschen leuchtet der tiefrote Lateritboden uns entgegen. In Abständen von mehreren Metern ist die Grasdecke von einzelnen, niederen Bäumen durchsetzt, die etwa nach Aussehen und Gestalt unseren Obstbäumen gleichen. Sie sind nicht überall anzutreffen, gehören aber doch in der Regel mit zur Physiognomie der Savannen. Seltener sind Palmen.

Die meiste Abwechslung in das Landschaftsbild bringen — neben den isolierten Gebirgsstöcken — die zahlreichen großen und kleinen

Digitized by Google

Flußläufe mit den sie auf beiden Seiten begleitenden dunklen Waldgalerien. Durch sie erhält die einheitlich grün- oder gelbfarbene Grasdecke der Savanne ein verschlungenes, oft mosaikartiges Aussehen, besonders wenn man von einem Berge aus darauf hinabsieht. Die Schlangenlinien der dunklen Wälder, die den flachen Tälern und kleinen Schluchten folgen, verzweigen sich hierhin und dorthin, berühren sich sogar mitunter auf den kleinen Wasserscheiden und trennen sich wieder, wie das reich verzweigte Netz von Amöbenfüßen. Auch für den Reisenden, der unten die Landschaft durchwandert, macht sich dieser Wechsel sehr stark fühlbar.

In glühender Hitze eilt er über flache Rücken, die Sonne strahlt senkrecht vom kahlen Himmel, und die hohen, starren Gräser peitschen sein Gesicht oder schlagen über seinem Kopfe zusammen. Kein Tier zeigt sich, und keines Vogels Stimme erschallt. Da senkt sich der Weg und führt den Wanderer in eine ganz andere Welt. Plötzlich umgibt ihn üppiger, tropischer Wald, wie er ihn von der Küste her kennt. Hochstrebende, glatte Bäume, von Lianen umrankt, und niederes Gebüsch bilden links und rechts vom schmalen Weg ein undurchdringliches Gewirr. Ein klarer Bach gleitet mit lebhaftem Geplätscher unter dem Gehäuse von Blättern und Zweigen dahin. Das dichte Dach läßt nur an wenig Stellen die Sonne durchblicken. Angenehme Kühle herrscht hier, Vögel zwitschern, schwarzweiße Affen turnen durch die Zweige. Der Reisende atmet auf .... Nach wenigen Minuten hat er das Tal oder die Schlucht passiert, und von neuem führt ihn der Weg hinauf in die freiere, heißere und eintönigere Savanne.

Nur noch an diesen dauernd fließenden Bächen und Flüssen zeigt sich im Graslande die Natur in der Üppigkeit und Fülle, wie wir sie vom Walde her kennen; wo das lebenspendende Wasser fehlt, da wird sie einfacher und ärmer. Denn hier oben regnet es nicht mehr jahrein, jahraus, wie unten im Walde, sondern die Niederschläge sind nur noch auf die eine Hälfte des Jahres beschränkt, auf den Sommer, während der Winter trocken ist. Dieser

Digitized by Google

klimatische Wechsel bedingt den Graswuchs der Savanne und damit ihr ganzes, dem Walde gegenüber so verändertes Landschaftsbild. Die wesentlich verringerte Regenmenge reicht zur Ernährung der üppigen Wälder nicht aus, die mehr anspruchslosen Grasfluren treten an ihre Stelle.

In der winterlichen Trockenzeit sieht die Savanne öde und traurig aus. Der Himmel ist stets wolkenlos, aber voller Staub und Dunst. Der Blick ist eingeengt, Nähe und Ferne, Flächen und Berge sind in einen undurchsichtigen Dunstschleier gehüllt; alles ist unklar und verschwommen. Des Morgens liegt viel Nebel in den feuchten Tälern, der erst zwischen acht und neun Uhr verschwindet. Dann nimmt die Erwärmung so rasch zu, daß die durchfeuchteten Gräser unter ihren austrocknenden Strahlen knistern, als wären sie vom Feuer angesengt. Des Mittags über ist es sehr heiß, die Temperatur steigt im Schatten gewöhnlich bis 35 und 40 Grad C. Doch ist dabei die Luft trocken, man schwitzt nur wenig. Deutlich sieht man jetzt die erhitzte Luft in leise zitternder Bewegung in die Höhe steigen. Der schimmernde Boden, die schwankenden Bäume, die matt umränderten Berge, der graue Himmel, alles geht ineinander über; nirgends lassen sich scharfe Linien oder Umrisse erkennen. Gelblich glüht die stauberfüllte Atmosphäre, und gelb sind die Grasmeere; die Bäume sind grau und kahl. Nur die Galeriewälder mit ihren sattgrünen Farben heben sich kontrastreich aus der flimmernden, gelblichen Gräsermasse ab.

Gegen drei Uhr setzt regelmäßig ein stoßweißer, sehr heftiger Wind ein; er weht bis in die Nacht hinein und bringt oft starke Abkühlung. Es kommt hinzu, daß bei dem wolkenlosen Himmel die Luft ungehindert ausstrahlen kann; so sinkt die Temperatur des Nachts oft bis auf drei Grad herab. Frost kommt dagegen nur in großer Höhenlage vor. Immerhin sind auch in den tiefgelegenen Flächen die Temperaturschwankungen zwischen Tag und Nacht in der Trockenzeit sehr bedeutend.

Digitized by Google

Überall wird jetzt das hohe, dürre Gras von den Eingeborenen abgebrannt und angezündet. Allabendlich wälzen sich die Feuer in glutigroter Linie auf der Ebene heran oder ziehen in Schlangenwindungen einen Berghang hinauf. Auf diese einfache Art wird das Land hier von den Eingeborenen gerodet, das hohe Gras wird zur düngenden Asche verbrannt, und Raum für frisches Gras und neue Felder wird gewonnen. Rasch verbrennt das dürre Gras, und rasch wandert die Feuerlinie weiter. Eidechsen, Schlangen und zahllose Heuschrecken werden von den Flammen aufgescheucht und fallen einem Heer von Raubvögeln zum Opfer, die sich bei jedem Grasbrande einfinden. Für den Menschen werden diese Brände selten gefährlich; er kann ihnen bei genügender Vorsicht immer ausweichen oder sich mit raschem Sprung zwischen den brennenden Grasstengeln in Sicherheit bringen. Anders ergeht es dem verängstigten Wild. Die Antilopen vor allem werden in kreisförmig angelegten Feuern eingeschlossen und dann oft massenhaft von den Eingeborenen niedergemetzelt. Auch der Baumwuchs leidet sehr durch diese Brände; im Nu sind Blätter und Knospen zerstört, die Zweige versengt und die Stämme angekohlt. Furchtbar öde sieht diese gebrannte Savanne aus mit den ärmlichen Baumgestalten über dem rußigschwarzen oder aschgrauen Boden und den vereinzelt stehengebliebenen Grasstengeln.

Im März, April ändert sich das Landschaftsbild. Der Himmel hellt sich auf, der Dunst verschwindet, weiße Haufenwolken verteilen sich auf der tiefblauen Himmelsflur. Die Luft wird klar und rein, und weithin kann das Auge über ferne Flächen und isolierte Berge hinschweifen. Später verdichten sich die weißen Wolkenballen zu dunkeldrohenden Schichtwolken; wie eine schwarze Mauer wälzen sie sich heran, der erste Donner rollt von fernher über die schweigende, furchtsame Landschaft. Vor der dunklen Wolkenwand treibt ein sturmartiger Wind graue oder rotbraune Staubwirbel einher und läßt sie wie Türme hoch zum Himmel steigen. Dazwischen wieder sieht man für einige Augenblicke in klare, blaue Fernen. Dann kommt der Sturm näher, der Himmel schließt und verdunkelt sich, Blitz und

Digitized by Google

Donner folgen in fürchterlichen Schlägen rasch aufeinander, und zuletzt prasselt ein heftiger Regen zur dürstenden Erde nieder. Der zerrissene, ausgetrocknete Boden ist in kurzer Zeit durchtränkt und aufgeweicht, in breiten Lachen fließt das lehmgelbe Wasser zwischen den Gräsern hindurch ab. Nach einer Stunde ist alles vorbei, der Himmel ist friedlich und tiefblau, die Sonne scheint lächelnd, und die Luft ist angenehm frisch.

Alle zwei bis drei Tage stellt sich nun ein solcher »Tornado« ein; sie treten oft zu mehreren hintereinander des Nachmittags oder in der Nacht auf, die Vormittagsstunden sind immer klar und sonnig. Die Temperatur zeigt nicht mehr die großen Schwankungen zwischen Tag und Nacht, sie bleibt sich mehr gleich. Besonders bei bedecktem Himmel ist es sehr schwül, und man schwitzt dann eigentlich dauernd. Doch jeder auch nur kurze Regenfall bringt sofort Abkühlung, und die ganze Natur atmet auf. Das junge Gras, das seltsam keck und munter auf hohen Erdbulten steht, trieft und glänzt vor Feuchtigkeit; auf dem jungen, üppigen Laub der Bäume und Sträucher glitzern tausend Regentropfen, in flachen Vertiefungen haben sich kleine Seen gebildet. Die Bäche und Flüsse füllen sich mit neuem Wasser und rauschen schnell zu Tale.... Das Mannah des Himmels ist gefallen, und froh und eilig entwickelt sich alles Leben. Die Insekten treten plötzlich wie aus dem Nichts hervorgezaubert in großen Massen auf, zahlreiche Vögelchen fliegen munter umher und singen ihr einfaches, aber herzliches Lied. Die Büffel und Antilopen verbreiten sich paarweise über die weiten Flächen und äsen das grüne, frische Futter.

Das wiesenartige Aussehen der jungen Gräser, die verkümmerten Bäume, die sich im Winde schütteln, der Blick, der sich träumerisch in weite Fernen verliert, all das erinnert uns jetzt mit Macht an eine nordische, heimische Landschaft. Doch die Sonne, die senkrecht über unserem Haupte strahlt, der tiefrote Boden und die Hütten der Eingeborenen gemahnen uns daran, daß wir uns weit von der Heimat entfernt in Afrika und fast unter dem Äquator befinden.

Digitized by Google

Der Wechsel von Regenzeit und Trockenzeit beeinflußt aber nicht nur das Landschaftsbild, er prägt sich auch in der Gestalt und in der Lebensweise der pflanzlichen, tierischen und menschlichen Bewohner des Graslandes aus. Der langen Trockenzeit vor allem sind die Gräser angepaßt. In ihrem unterirdischen Wurzelstock können sie die schlimme, trockene Zeit überstehen; sie werden bei den starken Regenfällen des Sommers im Durchschnitt 2 bis 3 m groß, doch kommen auch 5 bis 6 m hohe Arten vor. Blätter und Stengel haben ein steifes, starres Aussehen. Die einzelnen Gräser stehen nicht im geschlossenen Rasen, sondern büschelweise in Abständen von mehreren Dezimetern; dazwischen ist der Boden frei und mit Erdklumpen und Wurmkonkretionen bedeckt.

Die Bäume der Savanne sind oft von Grund aus verzweigt, oder sie haben einen niederen, verbogenen und verkrüppelten Stamm. Ihre Rinde ist dick und borkenartig; die Äste sind ganz unregelmäßig verzweigt und zerschlissen, bei vielen sind die Zweige fingerartig dick, und büschelartig sitzen ihnen die auffallend großen und üppigen Blätter an. All das sind Anpassungen, die eine allzu große Wasserverdunstung in der Trockenzeit verhindern sollen. Deutlich sieht man den Savannenbäumen diese Not, den härteren Kampf ums Dasein an. Im Walde die stattlichen, glattrindigen Riesen, daneben auf der Savanne die kleinen und verkümmerten, dickborkigen Zwerge. Es gibt auch in der Pflanzenwelt Reiche und Arme, Aristokraten und Proletarier!

Einen ähnlichen Unterschied zeigt die Tierwelt. Im Galeriewalde hausen die lebhaften, schön gefärbten Seidenaffen, daneben auf der Savanne leben die einfarbig braunen Paviane. Der Wald beherbergt große, farbenprächtige Vögel, die Savanne mehr kleine, einfarbene; im Galeriewald herrscht besonders in den Morgen- und Abendstunden ein reiches Tierleben, die Savanne ist still und tot, vor allem in der Trockenzeit. Das ganze Heer der Baumtiere, die lebhaften, leichtbeweglichen Affen und Papageien bleiben mit der Waldgrenze zurück. Dagegen breiten die Bodentiere, die im Walde ein so scheues

Digitized by Google

Savanne in der Trockenzeit

phot. Frau Thorbecke

Digitized by Google

Graslanddorf

phot. Frau Thorbecke

Digitized by Google

und zurückgezogenes Dasein führen, sich in den offenen Grasfluren aus und beleben sogar mitunter die Landschaft.

Das Charaktertier der Savanne ist der Büffel, der in zwei Arten vorkommt. Daneben sind verschiedene große Antilopen (Pallah- und Schirrantilopen) häufig, und auch kleinere Zwergantilopen sieht man öfters. Wildschweine, Erdferkel, unterirdisch wohnende Nagetiere usw. bekommt man weniger zu Gesicht, dafür aber sieht man um so häufiger ihre Erdbauten.

Auf dem Erdboden leben zahlreiche weißköpfige Perlhühner in Flügen von 8 bis 10 Stück; des Nachts über bäumen sie auf. Wie den Pavianen ist der Leopard auch ihnen der gefährlichste Feind. Über die Oberfläche des Gräsermeeres schwirren viel kleine, einfarbene Vögelchen dahin, die ihre Nester an Sträuchern und Büschen haben; manche von ihnen nisten auch auf dem Erdboden zwischen den Grasbüscheln. In der Nähe von menschlichen Siedlungen beleben die Webervögel die Landschaft mit ihrem geschäftigen Tun und beständigen Gezwitscher.... Von niederen Tieren geben die Termiten und Ameisen in ihren zahllosen Erdbauten der Savanne ein charakteristisches Gepräge. Insekten sieht man allenthalben, und auch Kriechtiere sind häufig.

In den zahlreichen Gewässern leben sehr viel Flußpferde und Krokodile. Eine ungeheuere Menge Wasserwildes, wie Enten, Gänse, Taucher, Störche, Schwäne usw., findet man mitunter an Untiefen und Sandbänken.

In der Trockenzeit konzentriert sich fast das ganze Tierleben der Savanne in der Nähe der Flußläufe, in deren Waldgalerien sowohl Säugetiere wie Vögel reichlich Wasser und Nahrung finden. Die Büffel und Antilopen kann man dann oft in Herden von 80 bis 100 Stück beieinander sehen.... Mit dem ersten Regen und dem Neuaufsprießen des Grases verlassen die Bodentiere die Flußläufe und zerstreuen sich einzeln oder paarweise über die weiten Flächen. Nun setzen sie auch ihre Jungen, die in dem frischen Gras ein gutes, bekömmliches Futter finden.

Digitized by Google

Die niederen Tiere, die in der Trockenzeit eine Art Winterschlaf gehalten haben, werden durch den Regen aus ihrem Schlummer geweckt und beleben wieder die Landschaft.

Auch die Lebensweise der Menschen zeigt wie die von Pflanzen und Tieren im Graslande eine ausgesprochene Periodizität. Die regenlose, trockene Zeit ist auch für sie die Zeit der Nahrungsarmut. Die Pflanzen verdorren, der Boden trocknet aus. Will der Graslandbewohner nicht verhungern, so muß er Vorräte sammeln für diese magere, dürre Zeit. Die leicht faulenden und verderblichen Früchte des Waldes sind wenig geeignet zum Aufbewahren; sie werden auf der Savanne, wie in allen Grasländern der Erde, durch dauerhafte Körnerfrüchte ersetzt. Die Gräser, vor allem verschiedene Hirsearten, liefern dem Graslandbewohner die Hauptnahrung.

Dem Ertrag nach lassen sich die Getreidearten nicht mit den Früchten des Waldes vergleichen. Um so leichter aber fällt es dem Savannenbewohner, viele und große Flächen zugleich zu bebauen, gegenüber der unendlichen Schwierigkeit, die der Wald dem Roden bietet. Mit einer kurzen Haçke wird der Boden umgearbeitet, noch ehe der erste Regen fällt. Sobald dann die Erde genügend durchfeuchtet ist, wird gesät, Hirse vor allem, doch auch Mais. Die Feldarbeit wird hauptsächlich von Frauen verrichtet.

Schmuck und sauber sehen die Felder aus, oft reihen sie sich schachbrettartig aneinander wie zu Hause auf kleinen Parzellenwirtschaften. Dünger ist unbekannt. Nach einiger Zeit werden deshalb die Felder auf neues, noch nicht bebautes Land verlegt. Der Boden ist im allgemeinen sehr fruchtbar, und der Regen fällt überall auf der Savanne so reichlich, daß die Saat bald mächtig in die Höhe treibt. Nach 4 bis 5 Monaten wird geerntet und die Frucht in einer Kammer oder in einem eigens dazu errichteten Hause aufgespeichert.

Außer Körnern werden noch Fische in großen Mengen gesammelt. Ende der Trockenzeit, wenn die zahlreichen Flüsse wenig Wasser führen und die kleinen Bäche ganz austrocknen, dann gehen

Digitized by Google

Männer und Weiber hinaus aufs Land, um Fische, hauptsächlich eine Welsart, zu fangen. Sie werden getrocknet und in großen Mengen aufbewahrt. Neben Fleisch bilden sie eine beliebte Zukost zu der Nationalspeise der Grasländer, dem »Fufu«, einem aus Mais- oder Hirsemehl hergestellten Brot. Kein Grasländer fühlt sich auf die Dauer wohl ohne sein geliebtes Fufu, wie der Waldbewohner nicht ohne geröstete Bananen leben zu können glaubt.

Wenn wir so den Ackerbau auch bei dem Graslandbewohner als die Hauptbeschäftigung finden, so spielt bei ihm die Jagd und die Viehzucht doch eine viel größere Rolle als unten im Walde. Wild ist hier oben zahlreicher vorhanden, und die Jagd für den Einzelnen wie für eine größere Schar ist viel leichter im offenen Gelände als im dichten Wald. Das Charaktertier der Savanne, der mächtige Büffel, wird nicht selten von einem einzelnen Manne, nach Art unserer Vorfahren, mit dem Speer erlegt! Und die kleineren Antilopen, auch Flußschweine und Pinselohrschweine fallen häufig den Speeren und Pfeilen der Eingeborenen zum Opfer.

Haustiere werden im Grasland zahlreicher gehalten als im Walde, besonders auch Rinder und Pferde, die jedoch hauptsächlich bei den unter mohammedanischem Einfluß stehenden Stämmen vorkommen. Das eigentliche, dem Walde benachbarte Grasland scheint für die Viehzucht sehr wenig geeignet zu sein; hier tritt vor allem die gefährliche Tsetsefliege auf. Dann sind die hohen und starren Gräser der Savanne auch sicher keine guten Futtergräser.

Im Gegensatz zum Walde ist das Grasland dichter bevölkert, die Dörfer sind zahlreicher und größer. Ganze Stämme oder doch große Teile davon wohnen dichtgedrängt in befestigten Städten, die mit Wall und Graben umgeben sind. Da während einer Belagerung Ackerbau und Viehzucht innerhalb der Befestigung getrieben werden kann, so haben manche Städte, z. B. Bamum und Ngambe, jahrelang den Fullahs widerstanden, Ngambe 9 Jahre lang!

Eine Stadt in unserm europäischen Sinne, mit wirtschaftlicher Differenzierung, die nur von Handel und Gewerbe lebt und auf

Digitized by Google

kleinem Raum sehr viele Menschen beherbergt, kennt der Neger nicht. Seine Städte sind große Dörfer. Besonders die westlichen Randgebiete des Graslandes sind dicht besiedelt. Wohin das Auge reicht, überall sieht man Dörfer im Gras lang hingezogen. Und das sind keine winzigen Dörfchen wie unten im Walde, die meisten von ihnen haben mehrere hundert Einwohner, und viele noch weit mehr. Bamum darf man nach Zählungen der dortigen Missionare auf 20000 Einwohner schätzen!

Gegenüber den langgestreckten Reihendörfern des Waldes herrscht im Graslande die offene Bauweise. Die Dörfer sind weitläufig angelegt. Ein jedes Gehöft ist in Gärten eingebettet, und regellos zerstreut stehen die Häuser nebeneinander.

Das Haus des Grasländers sieht ganz anders aus wie das des Waldbewohners. Das Langhaus wird durch ein rundes Kegeldachhaus ersetzt. Es ist höher und viel massiver gebaut als das Giebeldachhaus. Sein Dach ist hoch und steil und mit einem dichten Belag aus Gras bedeckt. Ein Grasdach erscheint uns hier oben im Graslande so selbstverständlich, wie unten im Walde ein Blätterdach! Das Kegeldachhaus eignet sich vorzüglich für die Savanne. Diese verhältnismäßig niedrigen Hütten schmiegen sich ausgezeichnet dem Boden an. Sie scheinen direkt an ihm zu kleben. Mit ihrer runden Form bieten sie den mit aller Gewalt über die weiten Flächen dahinbrausenden Stürmen in der Tornadozeit eine viel geringere Angriffsfläche, als es die Langhäuser des Waldes tun würden. Das hohe, steile Dach ermöglicht rasches Ablaufen des Wassers. Die allzeit geschlossene Lehmwand hält in den oft kalten Nächten der Regenzeit die Wärme fest und verhindert in der Trockenzeit allzu große Erhitzung. So bietet das Haus dem Graslandbewohner manchen Schutz gegen die Unbilden der Witterung, und er verwendet deshalb sehr große Sorgfalt auf seine Herstellung. Auch das Innere ist, besonders in den Frauenhäusern, mit viel Sinn für Ordnung und Sauberkeit eingerichtet. Wenn draußen die naßkalten Regenschauer niedergehen, wenn klatschend die schweren Regen-

Digitized by Google

Palast von Bamum

phot. Frau Thorbecke

Trommelspiel in Bamum

phot. Frau Thorbecke

Digitized by Google

Häuptling Njoia

phot. Frau Thorbecke

Digitized by Google

tropfen, auf den Boden aufschlagen, dann fühlt sich auch der Europäer wohl in einem solchen Hause, in der angenehmen Wärme, die ein lustig flackerndes Feuer verbreitet.

Die Wege sind — von Natur aus — im Grasland sehr viel besser und leichter zu begehen wie unten im Walde. Da oben ist's ein ander Marschieren! Der Boden ist trocken und hart, oft sogar steinig und rauh. Wenn das Gras hoch ist, schlagen seine scharfen Halme wohl dem Wanderer ins Gesicht. Aber der Fuß kann auf dem ausgetretenen Boden rüstig weiterschreiten, er ist nicht in seiner Bewegung gehemmt. Oder wenn gar das hohe, braune Gras abgebrannt ist, wenn später allenthalben die zarten, jungen Triebe emporsprießen, dann ist die Bewegungsfreiheit überhaupt fast unbeschränkt. Die einzigen Hindernisse sind Bäche und Flüsse. Nun kann man überall vom Wege abweichen, der sich schon kilometerweit vorher sichtbar als rotes Band langsam durch das flache Gelände dahinschlängelt .... Jetzt rüsteten sich in früheren Zeiten die feindlichen Nachbarn zum Kriege, sammelten die Fullahherrscher ihre Scharen, um in raschem Fluge auf ihren beweglichen Rossen die Negerdörfer zu überfallen, auszurauben und schnell wieder mit der lebenden Beute zu verschwinden.

Die dichtere Bevölkerung, die freiere Wegsamkeit bedingen höhere staatliche und soziale Zustände. Statt der einzelnen Sippen treffen wir hier ihre Vereinigung in einen Stamm. Jeder Stamm steht in der Regel für sich allein da; doch unter Führung intelligenter Häuptlinge kommt es auch zu Bündnissen. Selbst größere staatliche Verbände kommen vor. Aber erst bei den mohammedanischen Völkern finden wir die Vereinigung von einzelnen Stämmen zu wirklichen Staatsgebilden. Die großen Fulbereiche erstreckten sich im Emirat von Adamaua bis weit in die Savanne hinein. Ihre Macht aber reichte über das ganze Gebiet hinweg, bis fast an den Wald heran. So weit gingen ihre Sklavenraubzüge. Überallhin konnten im offenen Grasland ihre Reiterscharen gelangen, am Rande des Waldes brach sich ihre Macht, wie die heranstürmende Woge am steilen Strande.

Digitized by Google

Sklavenraubzüge im großen Stil durch die Fullahs hat das Waldland nie gesehen!

Der höheren Staatsform der Graslandbewohner entspricht auch eine höhere zoziale Gliederung. Besonders der Häuptling spielt hier eine ganz andere Rolle als unten im Walde. Er ist ein wirklicher König mit despotischer Gewalt über seine Untertanen. Die Zahl des Gefolges und der Beamten ist oft groß. Strenges Zeremoniell herrscht im höfischen Leben. Nicht selten waren die Häuptlinge des Graslandes hochbedeutende, weitblickende Männer, wie der alte Garega in Bali, oder heute Njoia in Bamum. . . . Man kann sich einen so begabten und lebensvollen Mann wie Njoia als Waldlandhäuptling gar nicht vorstellen. Ebenso sind seine große Stadt, sein Riesenpalast, sein zahlreiches Gefolge — er hat allein 400 Frauen — und sein Reichtum im Walde undenkbar. Ein Wink von ihm genügt, und eine tausendköpfige Menge ist totenstill. Wo er sich zeigt, jubelt ihm sein Volk entgegen. Seine Macht und sein Ansehen sind gewaltig! An seinem Hofe herrscht strengste Zeremonie, die nach uralten Bräuchen geübt wird. Die prächtigen, nach mohammedanischer Art gekleideten Menschen, die bunten, farbenreichen Gewänder, die eigenartigen Erzeugnisse einheimischer Kunst, all das ruft in uns den Eindruck einer in sich abgeschlossenen Kultur hervor, die wir da unten im Walde vergebens suchen.

Auch der Europäer wird im Grasland noch ganz anders gewertet als unten im Walde. Wie die Häuptlinge hier oben reich und mächtig sind, stets zu Pferde reisen, von Trommlern und Pfeifern und einer großen Menge Volkes begleitet, so wird auch der reisende Europäer oft mit königlichen Ehren begrüßt. In den wenig begangenen Tikarländern reisten wir wirklich wie Fürsten. Boten brachten oft tagelang vorher Geschenke, stundenweit kamen uns die Häuptlinge mit Musik und großem Gefolge entgegen, und wie im Siegeszug zogen wir in die Dörfer ein.

Einen ebenso freien und großen Zug wie die politischen Verhältnisse zeigten Handel und Verkehr im Grasland. Die größere

Digitized by Google

Bewegungsfreiheit auf den weiten, offenen Savannen, die höheren staatlichen Zustände ermöglichten einen lebhaften Verkehr zwischen den einzelnen Stämmen. Nicht Handelssperre, sondern Handelsbündnisse fanden die ersten Weißen hier oben vor.

Wirklich großartig (gegenüber dem Waldland) ist der Handel aber erst mit dem Vordringen der Fullah und der islamitischen Kultur geworden. Wie im offenen Grasland ihre Heere rasch und siegreich vordrangen, wie sie ihre Sklavenjagden immer weiter ausdehnten, bis ihnen der undurchdringliche Wald ein Hindernis setzte, so erging es auch dem friedlichen Vordringen der islamitischen Händler. Rasch gelang es den Haußahs, den Handel im Grasland an sich zu reißen. Am feindlichen Waldrand machten auch sie halt. Sie versorgten — im Rücken des Waldes — die Graslandbewohner mit europäischen Waren zu einer Zeit, da die Waldbewohner von dem Vorhandensein der Europäer an der viel näheren Küste noch keine Ahnung hatten.

So tritt uns in allen Dingen das Grasland als das von der Natur bevorzugte Gebiet entgegen, wenn wir die Zustände vor dem Eintreffen der Weißen betrachten. Dann aber, vom Jahre 1884 ab, wird das Verhältnis gerade umgekehrt. Der Wald kann der europäischen Kultur nicht widerstehen, sein Nachteil tritt zurück, seine Vorzüge kommen voll zur Geltung. Dem Grasland fehlen die wildwachsenden Produkte, der Kautschuk vor allem; es ist vorerst für den Weltmarkt wertlos geworden. Handel und Verkehr der Weißen bleiben auf den Wald beschränkt. Das Grasland ist tot. Selten trifft man einen Europäer.

Und doch ist auch die Savanne reich an Schätzen aller Art. Man muß nur verstehen, sie zu heben, haben doch andere Kolonialvölker gezeigt, wie man Savannenländer bewirtschaften kann. Ich erinnere an die großen Erfolge der Engländer in Vorderindien, an die der Portugiesen in den brasilianischen Südstaaten Minas Geraes und São Paulo. Betrachten wir die Verhältnisse im letzteren Staate etwas näher.

Digitized by Google

São Paulo ist nach Klima und Naturcharakter ein typisches Savannenland, das schon seit vier Jahrhunderten von Weißen besiedelt ist. Es ist heute eine der reichsten Provinzen Brasiliens, und dieser Reichtum beruht vor allem auf einem wohlentwickelten Anbau. Die Landwirtschaft wird in großen und kleinen Betrieben ausgeübt. Während sich die ersteren den Kaffee- und Baumwollbau angelegen sein lassen, bauen die anderen mehr Getreide, Tee, Zuckerrohr und Tabak. São Paulo ist vor allem die Haupterzeugnisstätte des brasilianischen Kaffees.

In dem mehr trockenen Innern wird Viehzucht getrieben, und auch sie ist sehr bedeutend. Besonders gut gedeiht das Rindvieh. Die Viehhöfe, meist sehr einsam gelegene Landhäuser, führen die Erzeugnisse der Viehzucht, Talg, Fleisch, Speck, Horn, Knochen, besonders aber Häute nach den Häfen aus. Für den regen Verkehr in São Paulo spricht das ziemlich alle Teile des Landes durchziehende Eisenbahnnetz. Hier reichen die Eisenbahnen am weitesten ins Innere von ganz Brasilien. Die Einwohnerzahl der Provinz betrug 1910 3½ Millionen Menschen. Davon waren 70 Prozent Weiße. Außer der Hauptstadt São Paulo, die mit 400 000 Einwohnern einen ganz europäischen Anstrich hat, sind noch 8 bis 10 weitere Städte von Bedeutung. All diese Kulturerfolge hängen natürlich in erster Linie mit der zahlreichen weißen Bevölkerung zusammen. Aber diese ist ihrerseits geographisch bedingt durch das gesunde Klima, die Graslandnatur und den fruchtbaren Boden.

Von den milden Fluren der brasilianischen Campos wenden wir unsern Blick zurück auf die hochgelegenen Savannen Kameruns. Was wir dort als Wirklichkeit gesehen haben, kann hier die Wege für die Zukunft weisen.

Anbau tropischer Kulturen wird die Hauptaufgabe sein, gegen die Steppen des Sudans hin Viehzucht, wie sie ja auch in São Paulo mehr in dem trockenen Innern gedeiht. Das ist das Arbeitsprogramm für die Savanne Kameruns.

Dabei stehen zwei Möglichkeiten zur Verfügung.

Digitized by Google

Der Europäer kann die Eingeborenen zur Arbeit ermuntern, ihnen zeigen, wie man Baumwolle, Mais, Tabak usw. pflanzt. Ihre Produkte kauft er ihnen ab und bringt sie auf den Weltmarkt. Bei den intelligenten und zahlreichen Bewohnern des Graslandes wird dieser Weg zweifellos Erfolg haben.

Die andere Möglichkeit ist die, daß der Weiße sich selber draußen ansiedelt, selber Ackerbau treibt, natürlich mit Hilfe der Arbeit der Eingeborenen. Auch diesen Weg halte ich für erfolgreich. Die Savanne ist ja verhältnismäßig gesund. Bei einiger Vorsicht werden sehr wohl europäische Familien hier leben können. So leicht wie den Portugiesen wird den Nordländern die Akklimatisation allerdings nicht werden. Dafür stehen ihnen aber sanitäre Mittel zur Verfügung, um der Natur ihre größten Gefahren zu nehmen. Dann werden unternehmungslustige Leute auf der Savanne eine Lebensaufgabe finden, die ihnen Erfolg, der Allgemeinheit Nutzen bringen wird. Und Platz hat das Grasland, auch da, wo es von Negern besiedelt ist, für viele Weiße!

Die erste Bedingung einer Besiedlung durch Europäer ist natürlich die, daß Bahnen gebaut werden, die das Land an den Weltverkehr anschließen. Im Graslande wird sich der Bahnbau viel billiger und leichter gestalten als unten im Walde. Die Erdbewegung ist hier viel geringer — nach ostafrikanischen Verhältnissen zu urteilen nur ein Drittel von der im Walde —, das Freischlagen der Linie wird fast gar keine Schwierigkeiten machen; reiches Arbeitermaterial steht zur Verfügung, die Sterblichkeit unter Weißen und Schwarzen wird lange nicht so groß sein. Man müßte versuchen, von der Küste aus auf möglichst raschem Wege das Grasland zu erreichen, etwa bei Jaunde. Denn die Bahn muß aus dem Walde heraus! Das langsame Fortschreiten der Strecke bis zum Njong hat uns zur Genüge über die Schwierigkeiten des Bahnbaus im Walde belehrt. Dann sollte man am Rande des Waldes entlang das Geleise nach Osten ins Gebiet von Neukamerun weiterführen. So würden die Kosten wesentlich geringer, als wenn man die Bahn ganz durch den Wald führen wollte, der Bau ginge, was ebenfalls sehr wichtig ist, rasch vonstatten, und

Digitized by Google

der Wald und der Süden des Graslandes könnten gleichzeitig — durch Zweigstrecken und Zufuhrstraßen — mit einer Bahn erschlossen werden. Ohne Eisenbahnen ist heute keine wirtschaftliche Erschließung von Neuländern denkbar; sie sind gleichzeitig auch die billigste Methode. Diese »eisernen Haustiere«, wie man sie genannt hat, sind die erste Bedingung einer erfolgreichen Kolonisation.

An Leuten, die Lust und Geld hatten, sich anzusiedeln, hätte es uns sicher nicht gefehlt. Ein Volk, das die meisten Abenteurer und Handwerksburschen jedes Alters und jedes Berufes in die Welt schickt, sollte nicht imstande sein, das zu leisten, was Portugiesen und Engländer schon lange vor uns fertiggebracht haben? . . . . . Ob den Franzosen eine ebenso rasche und gründliche Erschließung des Graslandes gelingen wird, muß man mehr als bezweifeln.

Das Kameruner Grasland wird sich also in erster Linie als Ackerbauland entwickeln. Zwar gedeihen lange nicht mehr alle tropischen Gewächse in dieser Höhe und vertragen nicht die lange Trockenzeit. Die Wärme und Feuchtigkeit liefernden Tropenpflanzen, wie Kakao, Gewürznelken, Zimt, Pfeffer und andere müssen in der Hauptsache dem Walde vorbehalten bleiben. Dagegen werden Mais, Reis, besonders Bergreis, vielleicht auch Weizen, Tabak, Zuckerrohr, Sesam, Sisalagaven und vor allem Baumwolle hier oben ihre geeigneten Existenzbedingungen finden. Die Produktion wird also viel mannigfaltiger sein wie im Walde!

Baumwolle und Tabak werden übrigens heute schon stellenweise von den Eingeborenen angepflanzt, und die deutsche Regierung war auf der Versuchsstation Kutje bei Bamum eifrig bemüht, diese Kulturen zu fördern. In Togo und Ostafrika hat man ja mit Baumwolle in ganz ähnlichen Naturgebieten schon gute Erfolge erzielt.

Ähnlich wie die inneren Teile von São Paulo dürfte das Kameruner Grasland in seinen Grenzgebieten zu den mehr trockenen Grasfluren des Sudans hin günstige Aussichten für die Viehzucht bieten. Bei vernünftiger Viehhaltung, bei der Anlage von Ställen, beim Übergang von der Naturweide zur Heufütterung wird man zweifellos größere

Digitized by Google

Erfolge erzielen als heute die Eingeborenen mit ihrer primitiven Viehwirtschaft.

In ähnlicher Weise darf man annehmen, daß europäische Gemüse aller Art im Grasland gedeihen werden. In Joko z. B. habe ich im Garten der Station viele Gemüsearten im besten Zustand gesehen.

Die Bedürfnisse des Europäers werden also in Zukunft zum großen Teil in der Kolonie selbst, und zwar durch das Grasland, gedeckt werden. Zudem ist das Grasland dem Walde gegenüber als gesund anzusprechen. Die erschlaffende Wirkung des feuchtheißen Waldes fällt weg. In der trockenen, frischen Hochlandsluft ist der Europäer viel leistungsfähiger. Nicht ohne Grund haben die Paulisten alle übrigen Brasilianer so weit überflügelt!

Es ist deshalb sehr wahrscheinlich, daß der Weiße mit der Zeit im Graslande eine dauernde Heimat finden wird. Allerdings wird er auch hier, wie unten im Walde, stets ein aristokratischer Typus bleiben. Er wird nur Leiter, Herrscher sein; die Ausführung seiner Pläne und Arbeiten überläßt er dem Eingeborenen. Aber in der trockenen Luft, bei den erfrischenden kühlen Nächten werden die Ansiedler sich im Grasland wohlbefinden und wohl auch mit ihren Kindern und Kindeskindern Generationen lang dort leben können.

Auch das Wandern und Reisen ist aus solchen Gründen im Grasland viel schöner als unten im Walde. Doch trägt die kulturell hochstehende, frohe Bevölkerung ebenso dazu bei. Ich will eine kleine Savannentour schildern, um diese Zustände anschaulicher wiedergeben zu können.

Bumbo, den 11. Februar 1912.

Ich bin heute von Ngambe mit 39 Trägern abmarschiert. Dschimbe ist Koch, Dreidam und Fotuni die Diener. Der Djem ist mein Soldat; er hat auch einen Diener mit, und natürlich seine Frau, die Mammi. Die Träger sind alles Ngambeleute, in Ditam soll ich sie wieder zurückschicken. Der erste Marschtag, der ja immer der schwierigste ist, ist ziemlich ruhig verlaufen. Nur hat der Träger, der die Ziegen

Digitized by Google

unter seiner Aufsicht hatte, drei davon eingehen lassen. Die liefen ihm zu langsam, und da hat er sie einfach alle drei auf den Rücken genommen und sie die 18 km getragen. Natürlich sind sie erstickt.

Bukamba, den 14. Februar 1912.

Die Straße hierher ist ziemlich gut bewohnt. Auf Befehl der Regierung müssen alle Leute, die abseits sitzen, sich am Wege ansiedeln, um sie leichter kontrollieren zu können. Der Weg ist anscheinend von Europäern wenig begangen. Wenigstens sind die Leute hier sehr entgegenkommend, im wahrsten Sinne des Wortes. Überall schicken mir die Häuptlinge Boten schon Tage vorher, und sie selbst stellen sich am Wege auf. Leider müssen sie oft stundenlang warten, wenn ich unterwegs auf einen Berg gehe, um dort Aufnahmen zu machen. Unter einem Baum setzt sich die ganze Gruppe in den Schatten. Ein Posten wird ausgestellt, und wenn ich dann angeritten komme, erhebt sich alles, der Häuptling kommt mir entgegen, und wir begrüßen uns gegenseitig durch Handschlag.

Dann muß ich ihm eine kleine Rede halten, natürlich in Pidgin-Englisch, dieser einzigen Verkehrssprache Kameruns. Ein Dolmetscher übersetzt. Man sagt ungefähr folgendes:

»Du hast wohl schon gehört, daß ich ein großer Herr bin. Ich habe viel schöne Sachen bei mir, Kleider, Pfeifen, Tabak, Streichhölzer. Wenn du meinen Trägern reichliches Essen gibst, sie gut unterbringst in deinen Häusern und dafür sorgst, daß deine Leute sich ordentlich betragen, so sollst du ein großes Geschenk bekommen. Wenn — und jetzt muß sich die Stimme heben — du aber »mistake« (Unfug) machst, dann kann ich auch anders sein!« ...

Der Häuptling nickt zum Zeichen, daß er verstanden und daß er diese Rede billige. Darauf setzt sich der ganze Zug in Bewegung, die Musikanten voraus, meist Posaunenbläser und Trommler. Dann komme ich, hoch zu Roß. Hinter mir der Häuptling in prächtigen Haußahkleidern, dann folgen seine Leute, und den Schluß bilden meine Träger. Der Soldat ist bald hinten, bald vorn. Er muß überall

Digitized by Google

Tikarhäuptling mit seinen Frauen

phot. Frau Thorbecke

Digitized by Google

Vornehme Tikarmänner

phot. Frau Thorbecke

Digitized by Google

nachsehen. So ziehen wir ins Dorf ein, vom schrillen Geschrei der harrenden Weiber begrüßt. Auf dem Dorfplatz lasse ich mein Zelt aufschlagen, unter dem Staunen der ganzen Bevölkerung. Allmählich verläuft sich die neugierige Schar, nur einige wenige bleiben da, die sofort bei Hofe melden, wenn ich irgend etwas unternehme.

Nachmittags kommt der Häuptling und macht mir einen feierlichen Besuch, wieder mit zahlreichem Gefolge. Sie setzen sich halbkreisförmig um mich herum, und dann wird mir mit großer Feierlichkeit ein Geschenk überreicht: eine Ziege, ein Dutzend Eier und eine Schüssel Bananen. Nun kommt das große Ereignis, das Gegengeschenk. Das will sich der hohe Herr aber selber aussuchen. Kisten und Säcke werden geöffnet, alles will er sehen, alles will er haben, wie ein kleines Kind.

Ich schenke ihm einige Meter Tuch, eine Pfeife, einige Kopf Tabak, bunte Perlen und eine kleine Handorgel. Und dann habe ich einen kleinen Kletteraffen, der an einem Strick hochklettert, wenn man an beiden Enden zieht. Unter ungeheuerem Gelächter muß ich immer wieder das Kunststückchen probieren. Allmählich sammelt sich das ganze Dorf an, alt und jung will das Wundertier sehen. Um jeden Preis will der Häuptling das Spielzeug haben. Ich wäre viel jünger wie er, ich müßte ihm auch ein entsprechend größeres Geschenk geben, meint er. Aber es ist der letzte Kletteraffe, den ich habe; er soll mir noch zu Großem helfen. Nur halb befriedigt geht der Häuptling nach Hause.

Gegen Abend kommt er wieder. Ob er play (Spiel) machen soll? Ich habe nichts dagegen. Im großen Kreise treten etwa hundert, zum Teil prächtig gebaute Menschen an. In der Mitte sind zwei Musikinstrumente aufgestellt, eine Fell- und eine Schlitztrommel. Sie werden abwechselnd von vier Leuten bearbeitet, in immer gleichem Rhythmus. Zum Takte der Trommeln bewegt sich dann die ganze Schar im Kreise, immer hüpfend, etwa eine Fußlänge weit. Dabei bewegen sie den ganzen Körper, vor allem die Brust- und Rückenmuskeln mit enormer Eleganz und Geschwindigkeit. Von Zeit zu Zeit springt ein Vor-

Digitized by Google

tänzer in die Mitte, er gibt Takt und Ton für die anderen an. Er singt vor, die andern wiederholen den Refrain und ahmen seine Bewegungen nach. Mit voller Begeisterung sind alle beim Spiel, es ist ein wirklich prächtiges Bild. Der Häuptling selbst macht eine Stunde mit, und alle seine Bewegungen und besonders sein Gesichtsausdruck zeichnen sich durch Ruhe und Würde aus. Frauen beteiligen sich nicht am Spiel.

Ditam, 17. Februar 1912.

Auch hier kam mir der Häuptling mit großem Gefolge und viel Musikanten entgegen. Er ist fast noch ein Kind, ich schätze ihn auf 12 Jahre. Er hat mir eine Gesandtschaft zwei Tage weit mit Geschenken entgegengeschickt. Wir haben uns rasch angefreundet durch Spielzeug, das ich ihm verehrt habe. Er kommt jeden Augenblick gelaufen, will alles sehen, was ich mache. Da der Soldat vor mir stramm steht, so tut er es ebenfalls. Heute hat er mich auf einem sehr interessanten Ausflug begleitet. Wir haben zwei Stunden westlich von hier den Kim erreicht, den Kim, der nach der Karte 50 km nördlich von hier in den Mbam mündet. Die ganze Gegend von hier ist überhaupt noch wenig erforscht.... Morgen will ich direkt nach Westen auf den Mbam zu marschieren.

Ditam, 22. Februar 1912.

Der Mbam ist hier unten in eine leicht gewellte Fläche eingeschnitten, etwa wie der Rhein im Schiefergebirge. Man wandert über niedere Rücken und flache Täler entlang, und plötzlich sieht man tief unten im Tale eine breite, glänzende Wassermasse, von Galeriewäldern umsäumt. Ein kleines Dorf liegt unten am Flusse, fast vom Uferwalde verdeckt. Die Leute hier hatten anscheinend noch keinen weißen Mann gesehen und liefen alle in den Wald, als ich um die Ecke plötzlich ins Dorf ritt. Sogar Hühner und Hunde nahmen Reißaus. Mit vieler Mühe gelang es meinen Trägern, das ängstliche Völkchen zurückzurufen. Ungeheißen brachten sie dann ganze Bündel von Bananen, drei Krüge Palmwein und zwei Affenfelle von dem schwarzweißen Colobus an.

Digitized by Google

Es gibt hier in der abgelegenen Wildnis noch sehr viel Wild. Flußpferde, Büffel, Antilopen hatten das Ufer ganz zertrampelt. Am Tage kommen die Pallahantilopen bis fast ins Dorf, und nachts machten die Flußpferde einen solchen Lärm, daß ich kaum geschlafen habe.

Hier in Ditam hatte ich heute den ganzen Tag viel Arbeit. Da kam ein Häuptling von weit her und brachte mir 54 Eier: Ich sollte seiner Frau, die schon lange Jahre krank sei, Medizin geben. Ich ließ das arme Weib kommen und sah einen Körper, der über und über mit Eiter bedeckt war; die ganze rechte Seite war eine Riesenwunde. Die Frau hatte Lepra in der schlimmsten Form. Zu helfen war da nichts mehr.

Dann kam mit großem Lärm ein Haufen Eingeborener. Sie hielten zwei Männer in ihrer Mitte, beide mit blutigen Köpfen. Ich ließ den Soldaten rufen und fragen, was da los wäre. Die beiden hatten sich wegen einer Ziege gerauft, jeder behauptete, sie wäre die seine. Der eine hatte eine unbedeutende Messerwunde am Oberarme. In zwei Parteien standen sie vor meinem Zelte. Zuerst trat der eine Missetäter vor und hielt eine lange Rede. Der Soldat übersetzte sie mir. Dann kam der andere daran und redete nicht minder gewandt. Klug bin ich nicht daraus geworden. Aber es war klar: Ich sollte den Richter hier spielen. Bei diesen Leuten war eben noch jeder Weiße gleich: Arzt, Richter, alles in einer Person. Sie kannten nur den Weißen als Gattung, nicht als Individuum. Ich entschloß mich zu einem sehr salomonischen Urteil: die Ziege behielt ich und ließ jedem von beiden 15 Hiebe dafür geben. Ich glaube, beide Parteien waren damit einverstanden.

Morgen marschiere ich nach Osten weiter, an den Jessom. Das ist ein isolierter Berg, der sich mitten aus der Ebene ungefähr 400 m erhebt. Ich will ihn besteigen und habe deshalb gestern dem Häuptling einen Boten geschickt, er solle den ganzen Berg abbrennen lassen. In dem mehrere Meter hohen Grase ist sonst das Arbeiten viel zu schwierig. Der Berg steht schon in Flammen. Schaurigschön leuchtet die Riesenflamme zum nächtlichen Himmel.

Digitized by Google

Babufuk, 28. Februar 1912.

Ich habe vier arbeitsreiche Tage hinter mir. Kreuz und quer habe ich den Jessom durchklettert, habe alle Gipfel besucht, habe zwei Nächte oben geschlafen und bin rings um den Fuß des Berges herumgeritten.

Das Schlafen im Freien ist unter den Tropen eine unangenehme Sache. Der Boden ist feucht, Ameisen kommen zu Hunderten zwischen die Decken, Fliegen und Mücken peinigen einen die ganze Nacht. Die Gefahr vor Schlangen und anderem Ungeziefer ist auch nicht gering. Deshalb reist auch in der Savanne jeder Europäer mit Bett, Zelt und einem großen Troß.

Der Häuptling von Babufuk schickte mir jeden Tag Wasser und Verpflegung für meine Leute herauf. Männer vom Dorfe unten hatte ich als Führer mit. Sie kannten sich sehr gut aus, wohnten sie doch noch bis vor zwei Jahren hier oben, im Schutze der Berge gegen ihre Nachbarn geschützt. Ich fragte sie, warum das nötig war. Da erzählten sie mir ihre Geschichte.

Die Babufuks sind keine Sudanneger, wie die Tikar und Wute, die rings um den Berg auf der weiten Savanne wohnen, sondern sie sind Bantus, die ehemals hier das ganze Land besaßen und dann vor den anstürmenden Scharen der Sudanneger in die Schlupfwinkel des großen Waldes flüchten mußten. Die Babufuks, das kleine Völkchen von mehreren hundert Menschen, haben sich nicht in die Wälder, sondern in das unzugängliche Felsengebirge des Jessom zurückgezogen und da sich jahrelang ihrer Feinde erwehrt.

In der Regenzeit ging es ihnen gut. Da hatten sie Wasser oben auf dem Berge, und ihre Pflanzungen lieferten ihnen genügend Mais und Bananen. Auch Ziegen hielten sich gut in der kräftigen Gebirgsweide. Wagten es je die Feinde, sie in dem steilen Felsengebirge anzugreifen, dann trieben sie sie durch herabgeworfene Felsstücken und einen Hagel von Speeren und Pfeilen wieder den Berg hinunter.

Anders in der Trockenzeit. Da versiegten die Quellen, und die

Digitized by Google

Bäche trockneten aus. Jetzt mußten die Babufuks zum Wasserholen ihre sicheren Bergverstecke verlassen und hinuntergehen in die Ebene, an den Fluß. Dabei wurden sie von ihren Feinden überfallen und häufig niedergemacht. Die Babufuks ihrerseits wehrten sich auch, so gut sie konnten. Es war ein ewiges Blutvergießen. Die gefallenen Feinde wurden auf beiden Seiten regelmäßig aufgefressen. Noch vor zwei Jahren herrschte hier die tollste Menschenfresserei. Wenn die deutsche Regierung nicht rechtzeitig eingegriffen hätte, wäre der kleine Stamm der Babufuks wohl bald vernichtet gewesen ....

Jetzt verstand ich erst das gedrückte Wesen, die scheue Haltung der Leute, die mir gleich am ersten Tage aufgefallen war .... Nun wußte ich auch, warum meine Führer sich so lebhaft für den Berg interessierten. Diese Leute sahen sich die Gegend an, wiesen mit lebhaften Gebärden auf diesen Berg, auf jene Schlucht, hatten Interesse für die Landschaft, was man sonst bei keinem Neger findet. Natürlich, hier oben hatten sie mit dem Feinde um Freiheit und Leben gerungen. Hier war der Vater gefallen, dort hatte den Bruder eine feindliche Lanze durchbohrt. Hier hatten sie die Feinde den steilen Felsen hinabgestürzt, da unten lagen die Toten haufenweise. Keine Familie im Dorfe, die nicht die Hälfte und mehr Männer verloren hätte. Für die Babufuks waren wir die Befreier, die Retter. Dankbar erkennen dies die armen Leute an. Der weiße Mann ist gut!

Morgen reise ich weiter nach Osten, nach Linde, ins Land der Wute. Da soll ich meine Reisekameraden wieder treffen.

Damit wollen auch wir die Savanne verlassen und uns einer anderen Landschaft zuwenden. Nicht als ob wir das ganze Gebiet des Graslandes kennengelernt hätten! Nein, die Savanne erstreckt sich als breiter Gürtel nach Norden, Osten und Süden weit um den Wald herum. In Kamerun dehnen sich die hohen Grasmeere bis zum Benue nordwärts aus, das ist vom Walde eine Entfernung von 350 km. Dann erst treffen wir eine andere Landschaft da oben im

Digitized by Google

Sudan. Wir verlassen die eigentlichen Tropen und treten in ein ganz neues Naturgebiet ein. Das Gras wird niedriger, die großbelaubten Bäume verschwinden, Dornbäume, Akazien treten auf. Wir haben die Steppen des Sudans erreicht.

Es regnet hier weniger, nur noch drei Monate im Jahr. Die Flüsse sind seltener und fließen zum größten Teil nur noch in der Regenzeit. Ackerbau auf Regen hin ist nicht mehr überall möglich, es muß schon künstliche Bewässerung an seine Stelle treten. Dagegen ist der Sudan ein ausgezeichnetes Viehzuchtland. Die hohen Savannengräser machen kleineren Gräsern Platz, die einen großen Weidewert haben. Die Eingeborenen besitzen ungeheuere Rinderherden. Nomadisierend ziehen sie mit ihrem Vieh durchs Land oder sitzen in festen Plätzen, inmitten ihrer Herden.

Doch diesmal kehren wir um und wenden uns nach Süden, über den Äquator und den Wendekreis des Krebses hinaus. Da unten im subtropischen Südafrika treffen wir ähnliche Steppen wie im Sudan, die vor dem Kriege auch unter deutscher Herrschaft standen. Dahin wollen wir jetzt unsern Wanderstab richten.

Digitized by Google

Die Steppe

Digitized by Google

Steppe! . . . Unermeßliche Flächen, endlose Grasfluren, weidende Rinderherden, Cowboys, auf flinken Rossen daherstürmend, verwilderte Gauchos, bärtige Kosaken, Staub- und Schneestürme. Das sind Bilder, die das Wort Steppe in uns hervorruft. Und in der Tat gleichen sich nordamerikanische Prärien, argentinische Pampas, südrussische Steppen sehr nach Landschaftsphysiognomie, nach Lebensweise und Lebensführung ihrer Bewohner. Es sind hervorragende Viehzuchtländer, Weideplätze für Millionen Rinder und Schafe, die Heimat der flinken Rosse und flüchtigen Reiter, der wandernden Hirten und fliegenden Heere, reiche Jagdgründe.

Das Wort Steppe kommt aus dem Russischen. »Stjep« nennen die Russen die gewaltigen Grasfluren, die sich vom erzereichen Ural bis in die Nähe des Kaspischen Meeres, vom hohen, schneegekrönten Altai bis zu den waldbedeckten Karpathen erstrecken. Ein kalter, stürmischer Winter, ein trockener Hochsommer und Herbst verhindern hier jeglichen Baumwuchs. Die kurzen Frühjahrs- und Frühsommerregen lassen nur Gräser und Kräuter gedeihen. Innerhalb weniger Tage bedeckt ein üppiger Flor von bunten Blumen und Kräutern den vorher kahlen, trockenen Boden. Schmetterlinge umgaukeln sie, Vögel zwitschern, Murmeltier und Ziesel und all ihre Kameraden beenden den langen Winterschlaf und beleben mit fröhlichem Treiben wieder ihre Bauten. Es regnet auch in andern Monaten des Jahres, doch nicht mehr so ergiebig wie im Frühjahr. Während des Sommers hellt sich der Himmel auf. Die Sonne strahlt ungehindert, die Gräser verdorren. Sand- und Staubstürme fegen über den ausgetrockneten Boden.

Auf den trockenen Sommer folgt ein heiterer, sonniger Herbst und ein rauher, heftiger Winter; wenigstens ist dies auf den Steppen der nördlichen Halbkugel der Fall. Der Himmel bedeckt sich wieder mit Wolken. Es ist schon sehr kalt geworden. Leichte Schneeflocken legen sich auf die Erde, hüllen Grashalme, Murmeltier-

Digitized by Google

bauten, Büsche und Steine mit einem weißen Leichentuche ein. Rinder und Schafe müssen mit den Hufen den Schnee entfernen, um noch Futter, trockenes Gras, zu finden. Aber der Schnee wächst höher und höher. Bald muß der Kirgise sein Sommerquartier verlassen, wenn sein Vieh nicht elend verhungern soll. Denn unter der feuchten Schneedecke verfault und verdirbt das dürre Gras. Es ist für Menschen und Tiere wertlos geworden, wenn sie es nicht vorher in ihren Heukammern über und unter der Erde aufgespeichert haben. Sehr viele von den unterirdisch wohnenden Steppennagern, wie der Hamster, Pfeifhase usw., legen sich große Vorräte von trockenem Gras für die Winterszeit in ihren Erdbauten an. Auch der Mensch hat sich diese Erfahrung zunutze gemacht.

Wogende Getreidefelder durchziehen die Steppe. Der lößartige Boden, den wir in allen Steppen der gemäßigten Zone antreffen, ist überaus fruchtbar, und der Regen, der in kurzen, heftigen Güssen fällt, ist ausreichend für den Anbau von Getreide. So sind heute diese Steppenländer die Kornkammern der Erde: Südrußland, Nordamerika, Argentinien.

Noch ein zweites großes Klimagebiet mit Steppencharakter hat die Erdoberfläche aufzuweisen: die Trockengebiete der südlichen Halbkugel, Südafrika und Australien, die subtropischen Steppen, wie man sie nennen kann. Bei aller Gleichheit der Natur, bei der herrschenden Trockenheit und dem Vorwiegen der Grasfluren weisen die subtropischen Steppen doch große charakteristische Unterschiede gegenüber den Steppen der gemäßigten Zone auf. Es fehlt der feuchte Winter, fehlt die Schneedecke, die den Graswuchs, wenn er trocken auf den Halmen steht, vernichtet, ihn der Ausnutzung durch Wild und Vieh entzieht.

Zwar mit dem ersten Regen sprießt auch hier das junge Gras saftig empor, bilden bunte Blumen teilweise einen farbenprächtigen Teppich auf dem vorher kahlen Boden. Bäume und Sträucher, an denen diese Steppen reich sind, belauben sich. Ein paar weitere

Digitized by Google

heftige Regen genügen, um das junge Gras rasch in die Höhe zu treiben. Wenn es erwachsen ist, bedeckt es den Boden in 40—70 cm hohen, mehr oder weniger dicht stehenden Büscheln.

Nach einigen Wochen oder Monaten lassen die Regen nach, der Himmel wird klar. Heller Sonnenschein durchglüht die Steppe den ganzen Tag. Die Gräser werden rasch gelb und trocknen aus. Auch hier ist jetzt die kalte Zeit, der Winter gekommen. Die Nächte sind oft empfindlich kühl, Temperaturen unter Null Grad sind gar nicht selten. Aber am Tage wird es dann wieder heiß. Der Winter äußert sich hier nur in niederen Temperaturen, Schnee gibt es nicht, weil die Luft zu trocken ist; wohl aber kommt Eis vor. Kalte Zeit und Trockenzeit sind in diesen Breiten identisch. Und das ist der Hauptunterschied gegenüber den Steppen der gemäßigten Zone. Das Gras bleibt den ganzen Winter über in natürlichem Zustand auf den Halmen stehen, ein unerschöpflicher Futtervorrat für Wild und Vieh. Man kann sagen, daß auf den Steppen der Subtropen in Wahrheit »Heu wächst«.

Die Viehzucht ist deshalb hier viel billiger und einfacher als in den winterfeuchten Steppen. Sorge für die Überwinterung des Viehs braucht man nicht zu haben. Andererseits bedarf der Ackerbau in den heißen, trockenen Ländern mehr Regen und Feuchtigkeit als in der gemäßigten Zone. Der Regenfall reicht zum Anbau eines künstlichen Pflanzenwuchses nicht mehr aus. Der Ackerbau ist daher hier nur mit Hilfe von künstlicher Bewässerung möglich; das ist wieder ein sehr charakteristischer Unterschied gegenüber den Steppen der gemäßigten Zone. So sind die subtropischen Steppen Südafrikas und der größte Teil von Australien fast ausschließlich Viehzuchtländer. Die Erde hat keine größeren und billigeren Weidegründe aufzuweisen.

Aber diese Unterschiede im Vergleich zu den Steppen der gemäßigten Zone treten doch zurück gegenüber den gemeinsamen Zügen der Natur und des Menschenlebens. In Südafrika, in Australien ist freies, ungebundenes Leben, Geschicklichkeit im Jagen, im

Digitized by Google

Schießen und Reiten, die Kunst des »Pfadfindens«, der ewige Krieg und Kampf mit den Eingeborenen, ebenso zu Hause wie auf der Prärie, auf der argentinischen Pampa. Der australische Squatter, der südafrikanische Bur sind geographisch und sozial ein ebenso sicherer Typus wie der Kosak, der Cowboy, der Gaucho.

Unser ganzes früheres Schutzgebiet Südwestafrika gehört, mit Ausnahme des Wüstengürtels an der Küste und des schon tropischen Ambolandes im Norden, der subtropischen Steppe an.

Die Steppe macht einen großen Eindruck auf den Menschen. Ist es die unberührte Natur, das Fehlen alles Menschlichen, des gegenwärtig wie in der Vergangenheit wirkenden? Ist es die Weite des Ausblicks, die unendliche Ferne, die das Gemüt voller Sehnsucht stimmt? Ist es die einsame Einförmigkeit, oder ist es der flammende Sternenhimmel, der das Herz erhebt und großer Gedanken fähig macht?

Die Steppe hat Meeresglanz und Meereswirkung und besteht doch nur aus gelben Gräsern und trockenem Lehm. Sie fließt auseinander wie das Meer und wogt im Winde wie das Meer. Stürme sausen darüber hin. Wie eine Riesenkuppel spannt sich der Himmel über sie und taucht am Horizonte in sie unter, gleichwie auf dem küstenlosen Ozean. Die Gestirne ziehen ungehindert frei ihre stolze Bahn, vom Aufgang bis zum Niedergang. Es ist die Unendlichkeit des Raumes, die auf der Steppe wie auf dem Meere zum Menschen spricht und einen elementaren, gewaltigen Eindruck in der Seele hervorruft.

Meergleich vor allem wirkt die Steppe, wenn die weite Ebene am Horizont sich in ein zitterndes Grau verliert, das unvermerkt in den graugrünen Himmel übergeht. Ein Hauch der Einsamkeit umgibt dich, die endlose Luft umfließt wohlig deinen Sinn, du fühlst dich frei jeder Fessel. Aber wenn das morgen wieder so wird, übermorgen wieder, nichts als Luft und Licht, Tag für Tag nur die »feine Linie, in der Himmel und Erde sich schneiden«, dann beginnt das Auge zu ermüden. Es wird von dem blassen, leeren Raum

Digitized by Google

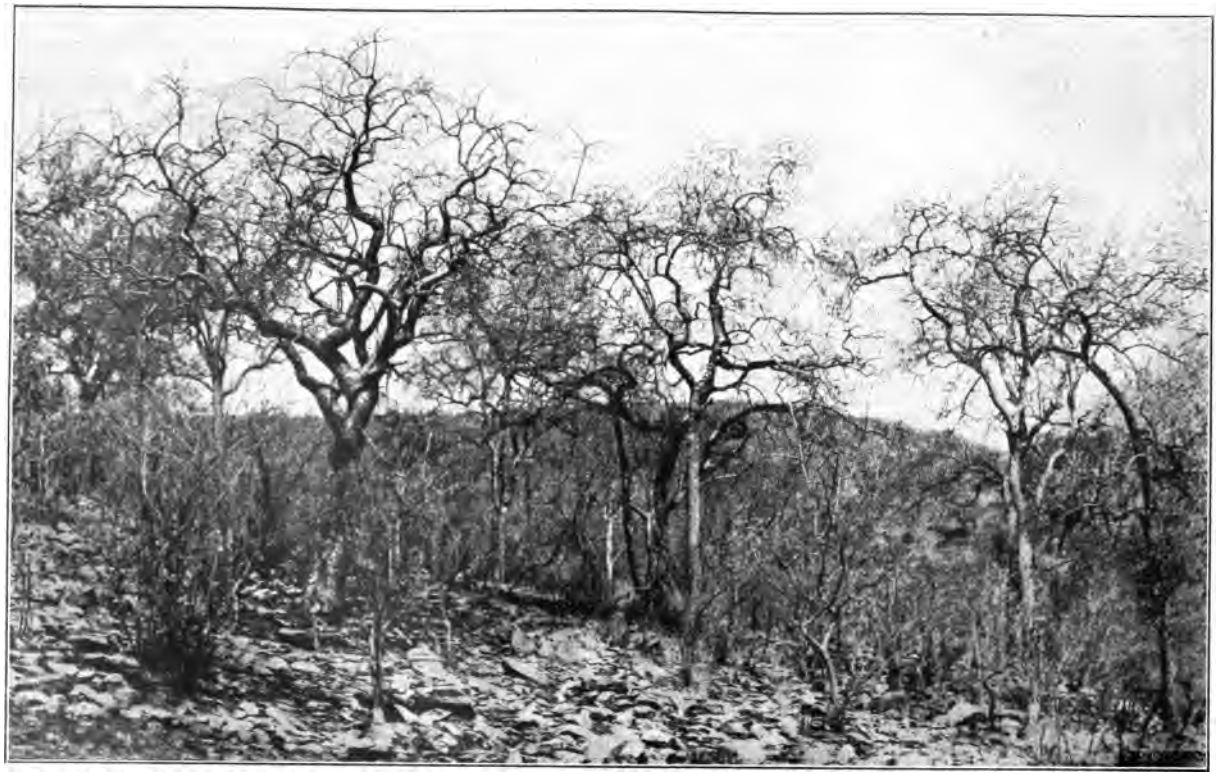
so übersättigt, als hätte es Massen von Formen und Farben in sich aufgenommen.

Deshalb ist die Steppe oft das Symbol der Einförmigkeit, der traumlosen Wirklichkeit, des reizlosen Alltags. Aber für den, der sie zum ersten Male erlebt, ist sie unermeßlich schön. Die Größe des Raumes, die Weite senken sich allgemach in seine Seele. Ein Gefühl grenzenloser Freiheit überkommt ihn.

In der Trockenzeit bietet die Steppe ein überaus ödes Bild. Der Boden ist hart, die Gräser verdorrt, die Bäume stehen ohne Laub, der Himmel ist mit einem gleichmäßig trüben, unbewegten Grau verdeckt. Düster, schwarz, gleich wirren Strichen von Kinderhand gezeichnet, heben sich die kahlen Bäume vom nahen Horizont ab. Der heftige Ostwind vermag ihre harten Herzen kaum zu rühren, aber zu ihren Füßen fegt er über die gelben Gräser hin in rasch aufeinanderfolgenden Wogen. Die Halme sind zerzaust, und ringsum liegen in weißen Häufchen die herausgewehten, federhaarigen Grassamen. Wie beschneit sieht die Steppe manchmal aus. Gegen Ende der Trockenzeit bringen häufige Grasbrände noch mehr düstere Farbentöne in die Landschaft. Als riesige Tintenkleckse dehnen sich die schwarzen Brandstellen auf der gelben Grasdecke. Die Winterlandschaft ist hier nicht wie auf den nordischen Steppen weiß verschneit, sondern schwarz verbrannt. Im Büßerkleid, in Staub und Asche, geht sie einher.

Vereinzelt eilt eine hohe Staubhose über die kahlen Flächen. Ein langer, weißer oder grauer Schlauch, hängt sie vom Himmel, biegt und krümmt sich, nähert sich unserm Farmhause. Heftiger und schneller stürmt die Säule jetzt heran. Das kleine Gärtchen vor dem Haus ist ganz in eine braune Staubmasse gehüllt. Über die freie Pad fegt sie hinweg, dreht sich immer schneller im rasenden Lauf, reißt Papierfetzen, Holzstückchen, Sand und Staub mit in die Höhe, endet hoch oben als leuchtend weißer Turm im strahlend blauen Himmel.... Wie ein Sturzbach fällt sie jetzt über das Farmhaus, schlägt krachend die Türen zu, wirft Sand in alle Fenster und

Digitized by Google



Steppe in der Trockenzeit

phot. Jaeger

Digitized by Google

Gebrannte Steppe im Winter

phot. Jaeger

Wolkenbilder im Sommer

phot. Waibel

Digitized by Google

Fugen, biegt die Kapweiden zur Erde, wirft dort einen Jungen an die Mauer. Alles ist in grausiges Dunkel gehüllt. Man hört nur das Schlagen der Türen, das Klirren zerbrochener Fensterscheiben, das Pfeifen des Windmotors. Sand fliegt in Augen, Ohren, Nase, Mund, überall hin. Er dringt sogar durch die Kleider hindurch. Es regnet Sand.

Nach zwei Minuten ist alles vorbei. Die Luft ist wieder rein und klar. Doch dort unten wälzt sich die Staubwolke weiter, begräbt Bäume und Felsen unter braunem Sand, stürzt wie eine flammende Rauchwolke über sie herein, lodert wieder empor, eilt weiter über die Steppe, eine weiße Rauchwolke zum Himmel sendend.

Die Regenzeit, die in die Monate Dezember bis März fällt, also in den südlichen Sommer, bringt der Steppe ein ganz neues Aussehen. Zuerst ändert sich der Himmel. Schon im Oktober, regelmäßig aber im November überzieht er sich fast tagtäglich mit weißen Haufenwolken. Morgens, gegen 9 Uhr. erhebt sich im Osten eine glänzend weiße Wolkenmasse, nach unten wie mit dem Messer scharf abgeschnitten, nach oben im bunten Spiel der Formen und Figuren leicht und luftig in den Äther gebaut. Gleich einem Rieseneisberg, der auf dem Luftmeere schwimmt, schiebt sich die weiße Wolkenbank langsam dem Zenit, der Sonne zu. Wie von ihren Strahlen getroffen, erhitzt, schmilzt sie auseinander, löst sich in viele kleine Stücke auf. Seltsam geformt und gestaltet sind diese einzelnen Wolkenballen. Sie sind bald zart und leicht wie eine Schneeflocke, wie ein helles Jauchzen; bald schwer und wuchtig wie ein weißer Kahn, der über azurne Fluten gleitet, dem Styx entgegen; ähneln bald einem Menschenkopf, bald einer Tiergestalt, erinnern jetzt mit ihren steilen, zerrissenen Formen an schneebedeckte Hochgebirgspartien, gleichen ringenden Giganten, stürmischen Meeresfluten. Die Unterseite all dieser seltsam gestalteten Wolkenballen ist glatt, eben, dunkelgrau; sie liegt im Schatten, während die wechselnd gestaltete Oberseite in strahlender Reinheit sich gegen den azurblauen Himmel abhebt, wie ein Meer von Kristallen.

Digitized by Google

Gegen Nachmittag bis 3 oder 4 Uhr schwimmt der ganze Himmel von solchen Haufenwolken, immer wieder die Phantasie erregend durch den bunten Wechsel der Formen und Gestalten, das Auge erfreuend durch das reine Weiß, das tiefe Blau der Töne. Solcher Mosaikhimmel ist für die ganze Regenzeit charakteristisch, am schönsten aber ist er zu Anfang und gegen Ende derselben ausgebildet.

Im weiteren Verlaufe des Sommers bestimmen Gewitter- und Regenwolken das Himmelsbild. Der Himmel ist oft tagelang mit schweren, grauen Wolkenmassen bedeckt. Es regnet in den einzelnen Jahren sehr verschieden, sowohl nach Häufigkeit als auch Menge der Niederschläge. Meistens sind die Regen mit kurzen Gewittern verbunden. Wochenlang ist dann oft der Himmel wieder frei, bietet das obenerwähnte Bild der Haufenwolken. Dabei scheint die Sonne ununterbrochen. Es ist drückend heiß. Die schwüle Hitze empfindet man doppelt unangenehm. Auch zeitlich fällt der Regen äußerst unregelmäßig, bald schon im November, bald erst im März; bald auf einmal in wenigen heftigen Güssen, bald in vielen, kleinen, unergiebigen Rieseln.

Mit heimlicher Hoffnung verfolgt der Farmer jede Wolke, jeden Wind. Mächtige Wolkenmassen ziehen am Horizont auf, heben sich düster ab gegen die graue Steppe. Staubwirbel fegen vor ihnen her, Sandstürme rasen über die Flächen. Dunkle Nacht umgibt uns am hellen Tage. Ein paar Tropfen fallen. Kaum wird der Boden benetzt. Aber der so ersehnte Regen bleibt aus. Der Wind zerstreut die Wolken wieder nach allen Seiten.

Endlich, endlich scheint es doch regnen zu wollen. Es ist gegen Abend. Breite, graue Wolkenstreifen stehen im Westen auf der Erde, hängen wie große Vorhänge vom Himmel herab. Dahinter leuchtet der Abend in schaurig-schönen Farben. Am ganzen Horizont regnet es schon. Die Vorhänge ziehen sich enger zusammen, der Regen rückt immer näher. Und jetzt fallen die ersten Tropfen mit schrillem Ton auf das Wellblech, es raschelt wie von tausend kleinen Kinderfüßen oder wie schnelles Gewehrfeuer. Welch eine herrliche Musik

Digitized by Google

ist für den Farmer dies Klingen und Prasseln der Tropfen auf dem Dache! Alles im Hause jubelt, eilt auf die Veranda, um dies Schauspiel anzusehen.

Die ersten Tropfen bilden große, dunkle Kleckse auf dem trockenen, grauen Boden. Sie dehnen sich aus, wachsen, und bald ist die ganze Erde schwarz. Oberflächlich fließt aber noch kein Wässerchen ab. Die Erde ist durstig und trinkt, trinkt in vollen Zügen das lang entbehrte Naß. Immer rascher, immer heftiger stürzen die Regentropfen herunter. Es bilden sich jetzt kleine Lachen auf dem Boden, die von allen Seiten winzige Zuflüßchen erhalten. Die Lachen vergrößern sich, suchen selber wieder einen Abfluß. Diese dann vereinigen sich untereinander zu einer 1 bis 2 m breiten Wasserader.... Überall sieht man solche Wässerchen ihre lehmgelben Fluten zwischen den Gräsern und Sträuchern durchführen; sie teilen und trennen sich, große und kleine Schuttinseln zwischen sich bildend. An einer tieferen Stelle treffen sich alle diese Adern, und von hier führt ein 5 bis 6 m breiter Bach schäumend und tosend die gelben Wasser über die Steppe. Nach zwei Stunden ist der Regen vorbei. Ein kalter Wind trocknet alles wieder auf. Als breite Bänder ziehen sich Sand und Lehm, der Niederschlag der kurzlebigen Eintagsbäche, über den Boden.

Der erste Regen wirkt in diesem armen, trockenen Lande wie ein Wunder Gottes. Wie ein Gebet steigt es auf in der Seele des Farmers. Er dankt seinem Schöpfer, daß er sein gedacht, daß der Brunnen sich jetzt wieder füllet, daß das Gras grünet, die Herde sich mehret. Kummer und Not und all die trüben Erfahrungen, die er mit der launischen Natur schon gemacht hat, sind mit einem Schlage vergessen. Freudige Gedanken, frohe Hoffnungen auf das kommende Jahr durchziehen seine Seele.

Hierzulande lacht wahrhaftig der Himmel nicht bei Sonnenschein, sondern beim Regen. Je dunkler, je gefährlicher die Wolken aussehen, um so schöner erscheinen sie dem Farmer. Je mehr, je öfter es regnet, um so besser. Und man muß dies regenarme Land in der Trockenzeit gesehen haben, wenn die Brunnen versiegt, die

Digitized by Google

Gräser verdorrt und abgefressen sind, wenn das Vieh hungern und dursten muß und schrecklich abmagert, wenn ringsum wegen Wasser- und Weidemangels die Farmen verlassen werden .... Dann erst versteht man, was eine gute Regenzeit für die Steppe bedeutet, wie sehr sich der Farmer über den ersten Regen freut. Natürlich darf der erste Regen nicht der einzige bleiben. Es müssen in nicht zu langen Zwischenräumen weitere, kräftige Güsse folgen. Dann verändert sich rasch das Aussehen der winterkahlen Landschaft.

Mit einem zarten grünen Grasteppich bedeckt sich der graue Boden, wie mit Grünspan überziehen sich die Berge. Die Bäume stehen im schweren Schmuck ihres Laubes und spenden angenehmen Schatten. Die Luft ist klar, rein, der Himmel tiefblau.... Violette Berge, hellgrüne Grasfluren, dunkel belaubte Baumgruppen, goldiger Sonnenschein, das ist die Physiognomie der Steppe jetzt in der Regenzeit. Zum Mähen dicht stehen die Gräser. Wie mit grünem Samt hüllen sie die Berge ein, mit weißem Glanz decken ihre Blütenhalme die Flächen. Dazwischen leuchten violette, gelbe, weiße blühende Blumen und Kräuter. Die roten, sonst so häßlich kahlen Termitenhaufen sind verdeckt durch das hohe Gras und das Laub der Sträucher und Bäume. Heuschrecken springen froh im Gras umher, Schmetterlinge schweben zwischen den Büschen. Auf den Bäumen gurren die Tauben, Vögel trillern in der Luft, am blauen Himmel ziehen blütenweiße Wolken. Ein goldener Glanz und zarter Duft schwebt über dem ganzen Bild. Wie ein einfacher Mensch im Feiertagskleid tritt uns die sommergrüne Steppe entgegen.

Wunderbar prächtig sind die farbenfrohen Sonnenauf- und Untergänge, wie man sie jetzt fast täglich beobachten kann. Diese frohen, jauchzenden, zarten und blassen, oft auch grelle und rücksichtslose Farben kann sich niemand vorstellen, der die Steppe nicht kennt. Gleich einem großen Farbenkonzert, gleich einem Riesenfeuerwerk begleiten sie den Aufgang, mehr aber noch den Untergang der Sonne in der Regenzeit.

Es hat vor kurzem geregnet. Weithin dehnt sich das dunkelgrüne,

Digitized by Google

bewegungslose Meer der Steppe. Ein hochgetürmter Bergzug, läuft der letzte Ausläufer des Otavigebirges auf uns zu, eine in der Bewegung erstarrte, tiefviolette Welle. Um sie in weitem Bogen herum läuft die Steppe in den glühenden Abendhimmel hinein. Über den blauen Bergen steht schon tief am Himmel die feurige Sonnenscheibe, sendet goldgelbe Strahlen nach allen Seiten. Eine graue Wolkenbank schiebt sich über sie weit hinauf in den hellgrünen Abendhimmel. Erde und Himmel werden durch schlanke, hochstrebende Palmen verbunden, die nur hier oben auf den Grootfonteiner Flächen vorkommen, sonst der Steppe fehlen.

Dann geht die Sonne unter. Auf dem Kamm der Berge steht sie als eine mannshohe, feurige Kugel. Noch einmal schießen die goldenen Strahlenbündel hinein in den Himmel, dunkler noch heben sich die Palmen gegen die heiße Glut ab. An ein riesengroßes, in grellen Farben gemaltes Reklamebild erinnert dieser Sonnenuntergang. Grelle gelbe Finger schießen empor, als wolle die Sonne sich mit letzter Kraft, mit blutenden Händen an den Felsen festhalten, ehe sie den grausigen Sprung wagen muß hinaus in den Weltenraum .... und dann verschwindet sie hinter dem Kamm des Berges. Von unten her steigen die Schatten an den Palmstämmen hoch, während sich noch ihre Gipfelsilhouetten scharf und klar gegen den hellen Himmel abheben.

Tiefer, satter wird das Blau der Berge. Schon decken lange, schwarze Streifen die Steppe, und nur noch die fernsten Palmen stehen im goldenen Feuerschein. Aber auch sie rücken in den Bereich der Schatten, die sich wie dunkle Schlangen an ihnen emporwinden. Nun glühen nur noch die Gipfel der Berge und die Wolken über ihnen. In rosaroten, zitronengelben, hellgrünen, violettgrauen, stahlblauen und weißen Tönen leuchtet der Himmel, wie in ein Meer von Farben getaucht, die ständig wechseln. Die zitronengelbe Wolkenwand hat sich mit einem ganz zarten Rosa überzogen. Über die blauen Berge hinweg schiebt sich eben ein gelber Streifen in das helle Grün hinein. Wie Kulissen im Theater, so wechseln Farben und Bilder.

Digitized by Google

Doch schnell werden die Farbentöne milder, ruhiger. Langsam sinken sie tiefer hinter die Berge hinab. Graue Wolken folgen ihnen nach. Noch einmal züngeln auf ihrer Unterseite feurige Flämmchen hoch, und dann bricht endgültig die Dunkelheit herein.

Das Konzert ist zu Ende, das Lied ist aus.

Die südafrikanische Steppe in dieser ihrer ganzen Eigenart nennt der Bur das »Veld«. Wir verstehen ja unter Feld gerodetes, bebautes Land, Kulturland. Nicht so der südafrikanische Farmer. Für ihn ist das Veld die weite, wilde Natur. Es ist die Steppe, die sich endlos dehnt, die Heimat frei schweifender Buschmannshorden und großer Wildherden. Es ist auch das Weideland für sein Vieh. Es ist gerade das unbebaute Land, die Wildnis.

Diese Bedeutung des Wortes finden wir noch bei Luther. Er versteht unter Feld den Weideplatz, auf dem die Hirten ihre Herden hüten. Das angebaute Kulturland nennt er in der Regel Acker. Vielleicht meinen auch wir noch mit dem Ausdruck »ins Feld ziehen« den alten Sinn des Wortes, hat doch das freie Leben in der wilden Natur viel Ähnlichkeit mit der Lebensweise einer kriegführenden Truppe. Die Anstrengungen und Gefahren, das Biwakieren am nächtlichen Lagerfeuer, aber auch die Freuden eines wilden Lebens sind die gleichen. So mag es denn sein, daß wir gerade bei dem Krieg das alte Wort für Wildnis, eben »Feld«, beibehalten haben. Um diesen ursprünglichen, so wichtigen Begriff am Leben zu erhalten, sollte man allgemein die holländische Schreibweise »Veld« für die Wildnis der südafrikanischen Steppe anwenden.

Dies südafrikanische Veld ist nach seiner charakteristischen Eigenschaft wasserlos. Fließende Flüsse sind ihm fremd. Nur nach heftigen Regengüssen führen die Flüsse der Steppe, die sogenannten Riviere, Wasser. Sie kommen ab, wie der Bur sagt. Mit gewaltigem Lärmen und Toben saust das Wildwasser zu Tale. Eine 2—3 m hohe schmutzige Wasserwand eilt voraus, stürmt schäumend und strudelnd das trockene Bett hinab. Sie überschlägt sich dauernd im

Digitized by Google

Lauf, rollend und stürzend eilt sie weiter. Erst die nachfolgenden Fluten bilden einen wellenschlagenden Strom, der einige Stunden oder Tage lang fließt. Wenn es aufgehört hat zu regnen, dann versiegt auch bald der kurzlebige Fluß, und sein sandiges Bett glänzt wie vordem leer und trocken in der Sonne.

Auch sprudelnde Quellen sind selten in dem dürren Lande. Nur in kleinen Bodenwannen hält sich einige Monate lang das aufgespeicherte Regenwasser. So trifft man Tagereisen weit während des größten Teils des Jahres nicht einen Tropfen Wasser. Von saftigen Wurzeln und Früchten nähren sich Mensch und Tier.

Um das Veld für den Europäer dauernd bewohnbar zu machen, ist es die erste Aufgabe, Wasser zu erschließen. Und meistens gewinnt man auch in Schacht- oder Bohrbrunnen so viel Wasser, daß Mensch und Vieh davon leben können. Ist gar noch Wasser übrig, daß man ein kleines Fleckchen Erde bewässern kann, dann ensteht bald um jedes Wohnhaus eine kleine Oase. Denn an und für sich ist das Veld nicht unfruchtbar, es fehlt nur das belebende Naß.

Wir im europäischen Norden haben ja so reichlich Überfluß an Wasser, daß uns seine Bedeutung für Natur und Menschenleben nicht zum Bewußtsein kommt. Wir müssen erst in subtropische Länder gehen, in denen das Wasser fehlt oder spärlich ist: dann bestaunen wir im Laboratorium der Natur das großartige Experiment, das Wasser gewissermaßen auszuschalten. Und an der gewaltigen Änderung, die dieser Versuch im Leben der Natur und im Haushalt des Menschen hervorbringt, erkennen wir erst die elementare Bedeutung des Wassers. Und verstehen den Vers des Korans: »Durch das Wasser wird alles Ding lebendig.« Das Wasser ist die Mutter aller Dinge.

Neben der Wasserarmut ist der große Reichtum an Futtergräsern, die jahraus, jahrein einer Ausnützung harren, eine weitere Grundlage alles Lebens auf der südafrikanischen Steppe. Oder, wie ich schon gesagt habe, der Umstand, daß hier »Heu wächst«. Viehzucht ist die naturgegebene Wirtschaft. Die Herden des Menschen

Digitized by Google

leben auf der Steppe genau so frei wie die wilden Tiere des Veldes. Sie säen nicht, sie ernten nicht, und auch der Farmer braucht dies nicht für sie zu tun. Der himmlische Vater ernähret sie. Der Tisch des Veldes deckt sich von selbst für alle lebenden Wesen. Bald gibt es reichliche Kost, bald spärliche. Der Mensch kann nichts weiter dazu geben als seinen frommen Wunsch. Die menschlichen Haustiere sind wie das freie Wild gewissermaßen eine Frucht des Veldes, eine Art Veldkost, den wilden Früchten aus der Pflanzenwelt vergleichbar. Deshalb ist die Viehzucht so billig auf der südafrikanischen Steppe. So weiden heute Rinderherden da, wo früher Scharen des Wildes sich tummelten.

Auch die Eingeborenen, die früheren Herren des Landes, waren alle Viehzüchter, mit Ausnahme der jagenden und Veldfrüchte sammelnden Buschleute. Heute sind sie Knechte geworden, die gezwungen für den weißen Mann arbeiten. Er hat sie unterworfen, hat sich langsam das ganze Veld erobert. Die südafrikanische Steppe ist heute weißen Mannes Land. Er ist ihr Bewohner. Und in diesem Sinne ist das südafrikanische Veld nicht mehr Wildnis, sondern Kulturland. Aber nach afrikanischen Begriffen!

Von einem Aussichtspunkte aus betrachtet oder für den flüchtigen Beobachter sieht sich auch das bewohnte Veld an wie unberührte Wildnis. Gelbe Grasflächen, mit dunklen Baumgruppen vermischt, beherrschen in großer Reinheit ringsum das Bild. Man glaubt die Natur im Dornröschenschlaf zu belauschen, so ruhig ist ihr Atem und so keusch ihr Antlitz. Und doch ist dieses Veld von Menschen bewohnt, ist Kulturland.

Zwar der Europäer sucht hier vergebens nach Dörfern und Städten, nach rauchenden Schornsteinen und hohen Kirchtürmen, nach Eisenbahnlinien und Telegraphenstangen und sonstigen Dingen, die für seinesgleichen den Inbegriff der Kultur darstellen. Für ihn ist das Land hier Wildnis, schauderhafte Wildnis.

Aber für den Afrikaner ist es bewohnt. Er sieht mit scharfem Auge, wie schmale Pads nach allen Richtungen sich im Gras ver-

Digitized by Google

lieren. Er beobachtet die Viehspuren, die den Boden überlaufen. Er merkt, wie ringsum das beste Gras abgefressen ist, er erkennt am Flug der Vögel die nahe Wasserstelle. Er weiß, was die kleinen, schneeweißen Flecken zu bedeuten haben, die hier und dort im Grasmeere aufleuchten, wie helle Segel auf einer Wasserfläche. An dem reinen Weiß der Farbe erkennt er eine menschliche Siedlung, ohne daß er im einzelnen ein Haus unterscheiden kann. Er kennt die Bewohner dieser verlorenen Farmen, er weiß um ihre Schicksale. Für ihn ist das Veld nicht leblos oder tot. Für ihn ist es durch Menschenhand erschlossen, ist bewohntes Land, Kulturland. Es ist seine Heimat.

Die Viehzucht ist auf der südafrikanischen Steppe eine okkupatorische Wirtschaft. Man nützt die Gaben, die die Natur freiwillig bietet, aus, ohne Entgelt. Man läßt sein Vieh auf dem Velde weiden, heute da, morgen dort, solange der Vorrat an trockenen Gräsern reicht. Sonst stellt man die Herden weg an eine andere Wasserstelle, bis neuer Regen und neue Weide die alte Farm wieder bewohnbar machen.

In einem Stück Wildnis muß man nur Wasser erschließen und sich ein primitives Haus bauen, für das Vieh einen Kral machen aus Dornbüschen .... und schon ist das Veld erschlossen, die Wildnis in Kulturland verwandelt. So haben es die Buren überall gemacht. Diese Wirtschaftsweise ist vor allem billig und deshalb so naturgegeben auf der trockenen Steppe. Aber eben, weil man die Natur ausnützt, wie sie ist, muß man ihren Anforderungen genügen, muß sich ihr anpassen, muß all ihre Launen geduldig ertragen, muß ihre Gaben dankbaren Herzens annehmen.

Denn es ist ja nicht so, daß man Herr dieser Natur wäre, daß man sie durch Kunst und Technik überwunden hätte. Nein, im Gegenteil! Hier auf der Steppe ist die Natur noch die Herrin. Der Mensch ist ihr untertan, ihr Sklave. Er lebt wie das Tier oder die Pflanze, allen Naturgewalten preisgegeben. Und diese Natur ist

Digitized by Google

manchmal eine rauhe, harte Herrin, die ihre Diener peinigt und quält, die sie hungern und dursten läßt. Ihre grausame Hand lastet schwer auf der menschlichen Seele.

Wir hochkultivierten Europäer müssen uns ihren Gesetzen ebenso fügen wie die einfachen Buren, wie die rohen Eingeborenen. Zwar dem inneren, seelischen Druck der starken Natur können wir uns eher entziehen. Wenigstens innerlich kräftigen Menschen gelingt dies. Aber den äußeren Gesetzen, die sich auf Wirtschaft und Lebensweise beziehen, müssen auch wir gehorchen. Das heißt im wesentlichen: Extensive Wirtschaft! Auf weitem Raum geringer Nutzen. Wenig Menschen. Für jedes Stück Vieh eine große Weidefläche. Die Farmen müssen sehr groß sein, um rentabel bewirtschaftet werden zu können.

Einer der größten Grundbesitzer, die wir in Deutschland haben, der schlesische Magnat Fürst von Pleß, besitzt 37691 ha. Die Mindestgröße eines Gutes östlich der Elbe nimmt man zu 200 ha an, großbäuerliche Wirtschaften zu 20—200 ha. Und in den Rheinlanden haben mehr als $^4/_5$ aller Betriebe weniger als 5 ha (Sombart). Dieses als Maßstab, um die Größe der Farmen in Südwest beurteilen zu können.

Im Süden des Schutzgebietes — wo es weniger regnet und infolgedessen die Weide spärlich ist — haben wir als Durchschnittsgröße einer Farm 15000—20000 ha. Farmen von doppelter Größe sind häufig, einige haben 70000, einer sogar über 100000 ha!.... Das sind Fürstentümer! Die ganz großen Farmen finden sich allerdings nur in den Händen weniger reicher Leute. In der Mitte, in der Gegend von Windhuk, nimmt man 5000—10000 ha als Durchschnittsgröße einer Farm an. Im Norden, im Grootfonteiner Bezirk, wo eine dichte Grasdecke das Land überzieht, wo auch die Möglichkeit zum Ackerbau schon vorhanden ist, wird die Wirtschaft weniger extensiv. Man rechnet als Durchschnittsgröße einer Farm 3000 bis 5000 ha. Und die Kleinsiedlungen im Awagobibtale bei Grootfontein sind alle zu 200 ha abgemessen. Das sind die kleinsten

Digitized by Google

Wirtschaftsgebiete im Lande, immer noch so groß, wie zu Hause eine Gutswirtschaft.

Man kann in Südwestafrika drei Arten menschlicher Siedlungen unterscheiden: die Farm, die Station, die Kleinstadt, eine Einteilung, die nach dem wirtschaftlichen und kulturellen Wert vollzogen ist. Nach Anordnung und Verteilung der Häuser: Einzelsiedlung, Gruppensiedlung und Massensiedlung. Auch eine zeitliche Anordnung läßt sich in der gleichen Reihenfolge erkennen.

Die Einzelsiedlung, die Farm, ist die charakteristische Siedlungsart für die weite Steppe. Die extensive Wirtschaft bedingt extensive Besiedlungsweise. Der Farmer wohnt inmitten des Weidegebietes seiner Herden. Bis zu seinem nächsten Nachbar sind es 10, 20, ja 30, 40 und mehr Kilometer weit. Zur nächsten Station oft 100, 200 km und noch mehr! .... Wohnhaus mit Kral und Lagerschuppen bilden neben den Hütten der eingeborenen Arbeiter, die einige 100 m weit wegliegen, die ganze Siedlung.

Nach ihrem wirtschaftlichen Wert ist die Farm äußerst mannigfaltig und bedeutend. Mit Ausnahme der gewerblichen Artikel wird alles zum Leben Notwendige auf der Farm selbst erzeugt: Fleisch, Milch, Butter, Brot, Gemüse, Eier. Wo Gelegenheit zum Absatz ist, werden viele Gegenstände noch verkauft. Die wichtigste Ware sind naturgemäß Rinder und Kleinvieh. Gewerbliche Artikel, Luxusgegenstände, Kaffee, Zucker, Mehl usw. muß der Farmer vom nächsten Kaufmann (Store) sich kaufen. Der Kaufmann nimmt die Farmprodukte entgegen und liefert die Waren, die der Farmer braucht, als Gegenwert. Der ganze Warenverkehr findet so durch Austausch oder auf Kredit statt. Bargeld zirkuliert wenig im Lande, am meisten noch unter den Eingeborenen, die alles bar bezahlen müssen.

Der Kaufmann ist der Vermittler zwischen Farmer und Weltmarkt. Er wohnt an den besten Verkehrspunkten, also an den Eisenbahnstationen. Oder er schließt sich an schon vorhandene größere Siedlungen an, die ihrerseits wieder durch eine gute Ver-

Digitized by Google

kehrslage bedingt sind. Solche Plätze sind die Stationen der Truppe, der Polizei, der Mission.

Die Stationen also sind die zweite Art der Siedlung auf der Steppe; für sie ist die Verkehrslage bestimmend, wie für die Farm die Wasserstelle. Alle Farmen in der Umgebung sind direkt oder indirekt mit der Station durch Pads verbunden. Diese günstige Verkehrslage zieht natürlich den Kaufmann herbei; er ist das wirtschaftliche Element, das der Station ihren Charakter gibt. Häufig ist an den Store auch eine Schankwirtschaft angeschlossen. An größeren Stationen verpachtet der Kaufmann auch Ausschank und Hotelbetrieb an einen eigenen Wirt und liefert nur noch Waren für das Hotel. Die Station zeigt also im Gegensatz zur Farm schon eine deutliche wirtschaftliche Differenzierung. Beamter, Kaufmann, auch Farmer sind fast auf jeder Station vertreten.

Die dritte Siedlung auf der Steppe, die Kleinstadt, weist als weiteres Moment Gewerbe auf; auch ist sie in den meisten Fällen Sitz der Verwaltung. Insofern auf größeren Stationen sich auch schon einzelne Handwerker niederlassen, ist die Grenze hier nicht ganz scharf zu ziehen. Aber der Sitz der Verwaltung mit dem ganzen dazugehörigen Beamtenapparat tritt uns hier zum erstenmal entgegen. Mit steigender Einwohnerzahl kommen andere Kulturerscheinungen hinzu: Schule, Kirche, selbständige Hotelbetriebe, Bar, Café, Kino nicht zu vergessen.

Städtisches Leben ist in Südwestafrika noch wenig entwickelt. Ein Land, dessen Wirtschaftsleben auf der Viehzucht basiert, dessen ganzer Reichtum in weidenden Herden besteht, dessen Bewohner weit zerstreut auf der Steppe leben, ist für städtisches Leben und gesellige Kultur wenig geeignet. Elf Städte zählen wir heute in Südwestafrika, in einem Gebiet, das $1^1/_2$ mal so groß ist als das Deutsche Reich. Sie haben fast alle bloß einige hundert Einwohner, sind also nach heimischen Begriffen nur Dörfer. Doch nach ihrem wirtschaftlichen und kulturellen Wert sind sie durchaus als Städte anzusprechen.

Es sind eigentlich merkwürdige Gebilde, diese deutschen Kleinstädte auf afrikanischer Erde. Südlicher Himmel, afrikanische Sonne,

Digitized by Google

fremdartige Vegetation, schwarze Menschen, farbenfrohe Häuser. Und darin doch die alten, echten Deutschen! Heimisch beschränkte Begriffe neben neuer, weiter Weltauffassung. Korrekte Beamte neben unternehmenden Abenteurern. Streng abgeschlossene Gesellschaftskreise neben freier, demokratischer Gesinnung. Doch in allen frohe Kraft und freier Fortschritt. Ein starker Wirklichkeitssinn, der sich vielleicht zu sehr auf materielle Interessen und persönlichen Vorteil konzentriert, im Grunde aber eine gute, für den Kolonialmenschen notwendige Eigenschaft darstellt.

Die Bevölkerung solch kolonialer Städtchen weist, wie unter der Farmerschaft, sehr interessante Menschen auf. Da sind Geschäftsleute, Handwerker, teilweise auch Beamte, die auf allen Meeren schon gefahren, in allen Sätteln geritten, durch alle Schulen des Lebens gegangen sind. Jedwede Tätigkeit, jeder Beruf ward ihnen recht, wenn sie nur Geld verdienten. Und wenn sie einigermaßen sparsam waren, vor allem auch in puncto Alkohol, dann brachten sie es in kurzer Zeit zu Vermögen, wurden angesehene Mitglieder der Gesellschaft.

Hier draußen fragt man nicht so leicht nach Vaterhaus und Kinderstube. Protektion und Vetternwirtschaft kennt man nicht, wenigstens nicht in den freien Berufen. Jeder ist ganz auf sich angewiesen. Nur der Tüchtige, Starke kommt vorwärts. Vorschrift und Schema gibt es nicht. Alles ist der persönlichen Willkür überlassen. Der persönliche Wert allein ist bestimmend, ausschlagebend im Wirtschaftsleben der Kolonie. Es gibt nur eine Autorität, und das ist die Leistung!

Das äußere Leben ist in diesen Städten trotz der kleinen Ausmaße, trotz der fleißigen, streng geregelten Tätigkeit doch nicht farblos. Auf der Straße trifft man echt südländische Bilder, voll Licht und Sonne und heiterer Stimmung, für den Neuling, der von zu Hause kommt, eine ganz fremde Welt. Und auch an und für sich ist es eine neue, eine junge Welt. Die Natur scheint in diesen Städten bloß möbliert zu sein. Man hat Häuser und Gärten in sie hinein-

Digitized by Google

gestellt wie gemietete Möbel in eine neue Wohnung. Es fehlen die trauten, gemeinsamen Erlebnisse, die uns mit der Heimat, mit dem Vaterhause und seinen alten Einrichtungen verbinden. Es fehlt der schlichte, innige, gemütliche Ton, der über unseren heimischen Siedlungen [liegt. Es fehlen alte, liebe Erinnerungen an längst verschwundene Zeiten und Geschlechter. Es fehlt der Rauch, der aus den Häusern aufsteigt und von trautem Heim, von altehrwürdigen Gebräuchen zu uns redet. ...

Die Sonne, die ist schuld daran.

Die Sonne läßt den Rauch in der trockenen Luft rasch verdunsten, die Sonne ändert Gewohnheiten und Lebensweise der Menschen. Die Sonne, das Übermaß von Licht und Wärme, gibt der Landschaft und den Siedlungen in Südwest das charakteristische Gepräge.

Digitized by Google

Tierleben der Steppe

Digitized by Google

Das südafrikanische Veld ist heute noch auf weite Erstreckung der Schauplatz eines freien Pflanzen- und Tierlebens. Menschengeist und Menschenwerke haben das Bild dieser Landschaft ja auch schon erheblich umgestaltet, besonders in der seit 300 Jahren besiedelten Kapkolonie. Aber die wilde, freie Natur ist nur zurückgedrängt, sie ist im Verschwinden begriffen, wie ein langsam austrocknender Binnensee. In den Sandfeldern der Kalahari, im abgelegenen Kaokofeld, an dem Salzsee der Etoschapfanne, in den abflußlosen Steppengebieten Ostafrikas, fern von den versengenden Strahlen der europäischen Kultursonne hat sich die wilde Natur mit ihren Bewohnern rein und unberührt erhalten.

Der Reichtum an Großwild, an schnellfüßigen Antilopen vor allem ist charakteristisch für die südafrikanische Steppe. Elen und Kudu, Elefant und Rhinozeros führen heute noch ein ungestörtes Dasein in den lichten Winkeln des sonnigen Veldes. Es sind heroische Tiergestalten, deren Weidegründe wir mit geheimnisvollem Schauer betreten, deren Anblick uns das Herz stillstehen läßt, deren Jagd mit zu den schönsten Freuden des Mannes gehört. Zahlreiche kleinere Antilopen, Strauße, Vögel, Raubtiere leben zusammen mit den Riesen des Tierreiches, oft in so großer Zahl, daß das Tierleben den physiognomischen Charakter der Landschaft bestimmt.

Auch andere Steppenländer der Erde sind äußerst tierreiche Gebiete. Die Prärie, die Pampa, die zentralasiatischen Steppen waren noch bis vor wenigen Jahrzehnten das Dorado der Jäger. Alle aber wurden sie übertroffen von den Wildmassen, die im südafrikanischen Veld leben — oder doch einmal hier gelebt haben. Das ist das Furchtbare, Tragische in dem Thema »Tierwelt«, das Wörtchen: Es war!... Wie ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht hören sich die Schilderungen an, die die alten Jäger von diesen Tiermillionen entworfen haben. Die Karroo, die Kalahari, die Burenhochländer waren noch zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts ein großer Wildpark.

Digitized by Google

Univ. of California

Auch unser Schutzgebiet Südwestafrika war noch in den 1860er Jahren ein großer zoologischer Garten. Es wurde mehr von Tieren als von Menschen bewohnt, wie der Jäger und Forscher Andersson im Jahre 1863 schrieb. 1870 noch wurden Tausende von Elefantenzähnen in Walfischbai verladen; sie entstammten aber mehr den nördlichen Grenzländern. Zur selben Zeit wurden schon die letzten Elefanten im Damaralande erlegt. Giraffen, Zebras, Antilopen jeder Art, Löwen streiften damals noch durch den Dornbusch des Hererolandes. Und heute? . . . .

Wir müssen uns trösten, wenn wir auf die gleiche Verwüstung in Südafrika, ja auf der ganzen Welt sehen. Die Tierwelt, wenigstens in ihren großen Vertretern, ist dem Untergange geweiht. Das ist in einer Zeit, die alles in Geld und Wertpapiere umzusetzen gewohnt ist, Naturgesetz geworden, so ehern und unwandelbar wie jedes andere auch. Noch ist es nicht vollzogen. Auf weiten Teilen der Erde geht das Drama noch vor sich. Eintrittsgeld: Ein dreimonatiger Urlaub, eine Reise in die Tropen, und wir treten handelnd ein in dies Naturschauspiel. Mit dem Zuschauen begnügt sich dann keiner mehr. Trotz aller Jagderlasse und Schongesetze wird man den Fortgang der Handlung nicht aufhalten können.

Nur an wenigen Punkten hat eine fürsorgliche Regierung die Aufführung des Stückes verboten. Es läßt sich annehmen, daß in diesen Wildreservaten das Tierleben noch auf lange Zeit sich in natürlicher Freiheit ungehindert entfalten kann. Für alle diejenigen, die das Glück haben, einer solchen großen Naturszene beiwohnen zu können, ergibt sich der Nachwelt gegenüber die Pflicht, die Natur in Wort und Bild festzuhalten, sie möglichst wahr und treu einem Geschlecht zu überliefern, das wilde Tiere aus eigener Anschauung nicht mehr kennenlernen wird. Heute sind uns leider diese großen Tierbilder erst in ihren Umrissen bekannt. Die feineren Linien, die Details und Einzelfarben haben sehr wenige beobachtet. Es kann eben nur ein langer, dauernder Aufenthalt draußen im Velde uns Kunde von dem geheimen Leben und Treiben seiner

Digitized by Google

wilden Tiere geben. Für die Jäger und Farmer liegt hier noch eine dankbare Pflicht und Aufgabe vor.

Das Tierleben der Steppe ist denselben Lebensbedingungen unterworfen wie die Pflanzen und die menschlichen Bewohner des Veldes. Sie lauten: Weiter Raum, Weidereichtum, Wasserarmut, Wechsel von Regenzeit und Trockenzeit.

Auf der Steppe herrschen die horizontalen Ausmaße wie im Walde die vertikalen; die niederen, flächenweiten Grasdecken neben den hohen, geschlossenen Baumbeständen. Ins Tierleben übertragen heißt dieses Gesetz: Klettertiere im Walde, Lauftiere auf der Steppe. Es ist ja eine bekannte Erscheinung, daß man aus den Bewegungsorganen eines Tieres am besten seine Heimat erkennen kann. Den Wassertieren eignen die Schwimmfüße und Flossen, den Luftbewohnern die Flügel, den Waldtieren Greifhände und sehr bewegliche Gliedmaßen, wie wir schon gesehen haben. Und in demselben Sinne treffen wir auf den grasreichen, offenen Landschaften der Erde die Lauftiere an, diejenigen Tierformen, deren Gliedmaßen ausschließlich und ganz auf eine laufende Bewegungsweise eingerichtet sind. Diese Umformung der Gliedmaßen bezweckt eine vergrößerte Tragfähigkeit und erhöhte Schnelligkeit; beide Eigenschaften sind für ein Steppentier sehr notwendig. Denn nun dienen keine Äste und Zweige mehr dem Körper als Stütze bei der Fortbewegung, sondern das Tier muß ganz allein mit eigenen Kräften die Schwerkraft zu überwinden suchen. Die große Schnelligkeit endlich braucht der Steppenbewohner, um sich in dem offenen, raubtierreichen Gelände seinen Verfolgern zu entziehen.

Die Anpassungen im einzelnen sind für den gelehrten Tierfreund sehr interessant. Uns ist mehr die Tatsache von Bedeutung, daß wir bei verwandtschaftlich sehr verschiedenartigen Tieren die gleiche Anpassung treffen. So können als die Hauptvertreter der Lauftiere die Antilopen und Strauße gelten, wiederkäuende Säugetiere und flügellose Vögel. Die Antilopen sind ja die Charaktertiere der afri-

Digitized by Google

kanischen Grasfluren; sie sind in großer Arten- und Individuenzahl entwickelt. Und als ihr Gesellschafter tritt neben den Tigerpferden immer der Strauß auf, dieser Riesenvogel, der in seiner gewaltigen Größe, seinen muskulösen, nackten Beinen und der laufenden Bewegungsweise eher an ein großes Säugetier erinnert als an einen Vogel. Seine Geschwindigkeit im Laufen ist so groß, daß man ihn selbst mit den schnellsten Pferden nicht einholt.

Andere Steppentiere, wie Hyänen, Hyänenhunde, Geparde, Springhasen, Trappen und Kranichgeier, verraten in ihren langen Beinen wohl eine laufende Bewegungsweise; doch ist ihr anderer Körper nicht so streng angepaßt wie bei den eigentlichen Lauftieren.

Noch eine zweite Tierform ist auf allen Steppen der Erde vertreten, nämlich Höhlenbewohner und Grabtiere. Gesellige Nagetierbauten und flüchtige Antilopen gehören ebenso zur Physiognomie der Steppe wie niedere Grasfluren und weite Fernen, glühende Tage und sternenkalte Nächte. . . . In den Steppen ist für oberirdisch lebende Tiere während der einen Hälfte des Jahres, im Winter, die Nahrung spärlich. Die Gräser verdorren, die Insekten und die Kleintiere ziehen sich in den Boden zurück. Hier unter der Erde ist ferner während der trockenen Zeit auch pflanzliche Nahrung vorhanden in den ausdauernden Zwiebeln und Knollen der Steppenpflanzen. Deshalb ist es leicht begreiflich, daß so viele Steppentiere eine unterirdische Lebensweise angenommen haben. Unsern hochgradig an eine grabende Tätigkeit angepaßten Maulwürfen entsprechen auf der afrikanischen Steppe die Goldmaulwürfe und die Wurfmäuse; von Kriechtieren sind die Doppelschleichen, Wurmschlangen und Blindwühlen denselben Lebensgesetzen unterworfen.

An diese ausschließlichen Grabtiere, die man kaum je zu sehen bekommt, reihen sich solche mit halbunterirdischer Lebensweise an; dadurch, daß sie gesellig in vielgewundenen Bauten leben, werden sie für das Landschaftsbild der Steppen von Bedeutung. Sie suchen in Höhlen Schutz vor Feinden, gegen schlechte Witterung oder auch gegen Grasbrände; zum Teil auch ziehen sie ihre Jungen

Digitized by Google

unter der Erde auf. Nahrung und Beruf aber bietet einigen von ihnen schon ganz die Oberfläche. Sie zeigen deshalb nur untergeordnete Anpassungen an ein Leben im Boden. Erdmännchen und Springhasen leben gesellig; Honigdachse, Schuppentiere und Erdferkel führen mehr ein einsames, scheues Dasein.

Außer der Gestalt zeigen die Bewohner des südafrikanischen Veldes auch große Übereinstimmung in ihrer Farbe. Wie sehr ja die Färbung der einzelnen Tiere den physiognomischen Charakter einer Fauna bestimmt, sehen wir an dem weißen Kleid der Polartiere, an dem dunklen Grau der Waldbewohner und dem hellgelben Aussehen der Wüstentiere. Und in gleicher Übereinstimmung tragen die meisten Steppenbewohner ein eintönig, rötlichgelbes Kleid; daneben sind hellgraue Farbentöne häufig. Bei ruhiger Haltung verschwinden die Tiere vielfach so in ihrer Umgebung, daß man sie kaum als lebende Wesen erkennen kann. Einige Steppenbewohner jedoch erscheinen uns auffallend bunt, besonders das aus seiner Umgebung herausgenommene Tier. Die Streifung der Zebras und Giraffen, die Fleckung der Leoparden und Geparde bietet bekannte Beispiele hierfür. Draußen im Veld jedoch, zwischen gelbem Gras und glitzernden Klippen, inmitten der dunklen Dornbäume und rotgrauen Termitenhaufen, in der heißen, flimmernden Luft fallen auch diese bunt gezeichneten Tiere wenig auf; sie sind ein harmonischer Teil der umgebenden Natur.

Die Sinne der Steppentiere sind vorzüglich entwickelt. Die Antilopen haben alle einen äußerst feinen Geruchsinn; der Windfang ist besonders im kupierten Gelände ihr bester Schutz. Das Gehör ist beim Kudu und den kleineren Antilopen gut entwickelt. Giraffen, Strauße und Springböcke haben ein ausgezeichnetes Gesicht; die Augen sind die besten Waffen dieser Tiere im Kampfe ums Dasein.

Auch die Lebensweise der Tiere des Veldes ist sehr charakteristisch. Im Walde leben die Tiere, wie wir gesehen haben, einzeln und führen im dämmernden Schatten ein einsames, scheues Leben; wenigstens gilt dies für die Bodentiere. Anders auf der Steppe. In

Digitized by Google

großen Herden vereinigt streift hier das Wild über die endlosen Flächen. Die Tiere stehen oft zu Tausenden beieinander, bedecken den Boden sozusagen wie Pflanzen. Die grasreichen, offenen Landschaften bieten dem Wilde eine viel größere Bewegungsfreiheit und viel reichere Nahrung als die geschlossenen Wälder. Dem tropischen Regenwalde fehlt vor allem der Graswuchs, der dem Großwilde die Nahrung liefern könnte. Die wenigen Bodentiere, die den Wald bewohnen, leben von Blättern und Früchten wie das große Heer der kletternden Säugetiere und Vögel, die auf den Bäumen hausen. Auf der Steppe aber ist die Grasnahrung in reicher Fülle vorhanden, wenigstens in der Regenzeit. Das ganze Veld ist ja nur eine einzige große Weide! Es liefert so viel Futter, daß die beweglichen Tiere in großen Herden zusammen leben können. Der weite, offene Raum, die leichte Sichtbarkeit des Geländes und die große Raubtiergefahr sind weitere Gründe, die den Steppentieren eine gesellige Lebensweise ermöglichen und sogar aufzwingen. Zebras, Elenantilopen, Oryx, Gnus, Springböcke, auch Strauße und sogar Raubtiere wie die Hyänenhunde treten nur in Gruppen und Herden auf. Zebras, Gnus und Strauße sieht man auf baumfreien Flächen fast stets bei- und durcheinander stehen. Der Strauß hat ein unübertreffliches scharfes Gesicht, das Zebra ein recht gutes Gehör und das Gnu eine hervorragende Witterung. Die Sinne dieser Tiere ergänzen sich gewissermaßen, so daß sie vereinigt sich ihrer Feinde am besten erwehren können. So ist die gesellige Lebensweise für die Steppentiere nicht weniger charakteristisch als ihre Gestalt und Färbung!

Weiter ist der Wechsel der Lebensweise je nach Regenzeit und Trockenzeit von Bedeutung. Die Regenzeit ist für die Tierwelt die Zeit reichlicher Nahrung, Weide und Wasser findet sich allüberall. Selbst die fernsten und entlegensten Teile des Veldes sind den Tieren jetzt zugänglich. Weit schweifen sie umher, gesellig in kleinen Trupps oder paarweise über die grünen Flächen zerstreut. Die Insektenwelt ist in ausgebildeten Formen zahlreich vertreten und bietet die geeigneten Existenzbedingungen für ein reiches Vogelleben; von den

Digitized by Google

nördlichen Tropengegenden her ergießt sich ein Heer von munteren Sängern in alle Winkel des Veldes.... Bald aber trocknet der Boden aus, die Gräser verdorren, und die zahlreichen kleinen Regenwasseransammlungen des Veldes versiegen. Die Insekten ziehen sich in das Erdreich zurück, die Vögel flüchten der Sonne nach äquatorwärts. In kurzer Zeit haben sich die Lebensbedingungen des Großwildes vollkommen verändert.

Auf verschiedenartige Weise passen sich die einzelnen Tierformen diesem Umschwung an. Wohl allen gemeinsam ist die Erscheinung, daß sie Wasser längere Zeit entbehren können; sie sind gewissermaßen Trockentiere, den Xerophyten des Pflanzenreiches entsprechend. Strauß, Springbock, wohl auch Kudu, vor allem aber die kleineren Böcke nehmen während der ganzen neunmonatigen Trockenzeit überhaupt kein Wasser zu sich. Nach vielen Angaben trinken sie auch in der Regenzeit kein Wasser, sie gewinnen ihren Bedarf an Flüssigkeit aus wasserhaltigen Wurzeln und Knollen. Die größeren Antilopen, auch Giraffen und Zebras, gehen mit Unterbrechungen von wenigen Tagen bis zu einer Woche regelmäßig ans Wasser; die wilden Schweine gar und vor allem die Paviane wandern täglich zur Tränke, sie sind durchaus an das Wasser und sein Vorkommen gebunden.

Die Anpassung der unterirdisch lebenden Tiere an den Wechsel der Jahreszeiten haben wir schon kennengelernt. Wie die Zwiebel- und Knollenpflanzen haben sie sich vor der Trockenzeit in den Boden zurückgezogen. Hier finden sie Nahrung und Schutz.

Wieder andere Steppentiere schränken während der Trockenzeit ihre Lebenstätigkeit ein, genau wie die laubabwerfenden Bäume. Nur ist für höhere Tiere eine solche Anpassung viel schwieriger, entsprechend ihrer komplizierteren Organisation. Wir finden sie deshalb auch nur bei den niederen Tierformen, bei den Insekten, den wechselwarmen Amphibien und Reptilien und bei einigen Fischen. Hauptsächlich die Wassertiere sind in dieser Gruppe vertreten. Dies hat seinen Grund darin, daß deren Lebensbedingungen

Digitized by Google

sich ja am meisten ändern. Dauernde Gewässer fehlen der subtropischen Steppe so gut wie ganz; ihre Wassertümpel, Seen und Flüsse trocknen während des Winters aus, und deren Bewohner sind damit im wahrsten Sinne des Wortes aufs Trockene gesetzt. Deshalb haben vor allem die Wassertiere sich die Fähigkeit erworben, ihre Lebenstätigkeit stark einzuschränken, durch einen »Trockenschlaf« die schlimme Zeit zu überstehen.

Die letzte Form der Anpassung des Tierlebens an die wasserlose, trockene Zeit: das Abwandern in wasserreiche, bessere Gebiete müssen wir ausführlicher betrachten, weil hierdurch in erster Linie die gewaltigen Tieransammlungen bedingt sind, durch welche die südafrikanische Steppe berühmt ist oder doch einstens war. Denn nur in der Trockenzeit, wenn Wasser und Weide spärlich werden, vereinigen sich die Tiere des Veldes zu gewaltigen Scharen, umschwärmen die spärlichen Wasserplätze oder wandern in langen Zügen in bessere Landstriche aus.

Die Springböcke, diese leichtfüßigen, zierlichen Gazellen, vor allem sind das Wild, das in großen Scharen auftritt. Im Jahre 1795 traf Le Vaillant in einem kleinen Riviere in der Nähe des Oranjeflusses eine Horde von 60000 bis 80000 Springböcken. Er sah den ganzen Tag allenthalben nichts als diese Tiere; sie schienen das ganze Tal auszufüllen wie eine große Wasserflut.... Eduard Kretzschmar, ein deutscher Arzt, gibt eine anschauliche Schilderung einer solchen Springbockschar aus dem Jahre 1853. Er war auf einem einsamen Bauernhof an der Grenze der Karroo, als das Herannahen einer großen Springbockherde gemeldet wurde. Mit einer Jagdgesellschaft stellte er sich am frühen Morgen an einem Engpaß auf, der links und rechts von einem stundenlangen Bergkranz begleitet wurde. Durch diesen Paß mußte die Herde kommen. Ein dumpfes Gedröhn, wie die Brandung des fernen Meeres oder wie das Sausen eines herannahenden Sturmes, lief der Herde voraus. Um außer Bereich der Tierflut zu sein, klommen die Jäger in Eile auf hohe Felstrümmer hinauf. Jetzt kamen die Springböcke an, zu zwei,

Digitized by Google

zu drei, zu zehn, zu zwanzig, in immer größeren Trupps, wohl von 300 bis 400 Stück ein jeder Klumpen. Aber dazwischen immer noch Lücken. Endlich ergoß sich eine ununterbrochene, weißbräunliche Masse durch den mindestens 800 Schritt breiten Paß, nicht wie einzelne Tiere, sondern wie ein Strom. Ohne Unterbrechung wälzte sich die lebendige Flut herab. Die Hunde waren seit langer Zeit schon nicht mehr zu sehen; beim ersten Anprall hatten sie sich mit den Böcken vermengt und waren mit den Tierwellen hinweggerissen worden. Auch ein Eingeborener wurde von dem Strudel der drängenden Tiere ergriffen. Vergeblich suchte er zu entkommen. Einen Augenblick rang er wie ein Ertrinkender mit der Flut, dann versank er, und alles war ein Chaos von Staub und Böcken. Noch einmal tauchte sein Kopf auf, verschwand aber ebenso schnell wieder. Und weiter floß die gedrängte Masse der Böcke. Die begleitenden Buren, die im Zählen von großen Viehherden sehr geübt sind, schätzten diesen einen Zug auf 25000 Stück Springböcke.

Andere Reisende berichten, daß Raubtiere, selbst Löwen und Leoparden von den Springböcken mit fortgerissen wurden. Wie eine wandelnde Mauer umgab sie auf allen Seiten die Masse der Böcke; sie wurden einfach mitgeschleppt und, wenn sie nicht mehr weiter konnten, totgetreten .... Oft auch wird erzählt, daß die Buren ihre Ackerfelder gegen solche heranrückende Heerscharen mit den Waffen zu verteidigen suchten. Sie wählten sich zum Angriffe Engpässe oder Schluchten aus. Auch sie wurden über den Haufen gerannt und mußten seitwärts flüchten. Mit unwiderstehlicher Gewalt wurde die Masse der Böcke von hinten her über den Engpaß gedrängt. Wie ein Wasserfall stürzten Hunderte von ihnen über die abgründigen Felswände und blieben in der Tiefe mit zerschmetterten Gliedern liegen. Vor allem in der Trockenzeit, wenn Dürre und Futtermangel zum Wandern zwangen, rotteten sich die Springböcke zu solchen gewaltigen Massen zusammen und zogen gleich Heuschrecken oder abkommenden Flüssen über die winterkahle Steppe. Hyänen und Aasgeier begleiteten das fliehende, hungernde Heer.

Digitized by Google

Heute sind die Springböcke in der Kapkolonie fast ganz ausgestorben, im übrigen Südafrika kommen sie nur noch in verhältnismäßig geringer Zahl vor. Nur im südlichen Namaland, in der Ecke zwischen unterem Fischfluß und Oranje, hält sich noch eine etwa 15000 Kopf starke Herde der »Treckbocken« auf. In der Regenzeit verteilen sie sich an den einzelnen Pfannen der Südkalahari. Im Juli, August, wenn in der Gegend südlich der großen Karrasberge die ersten Winterregen fallen und bunte Blumen dem kahlen Boden entlocken, dann vereinigen sie sich wie auf telegraphische Benachrichtigung und wandern westwärts. Bei Kleinkarras habe ich die Herde gesehen. Ein Zählen war unmöglich. Das ganze Veld der Nachbarschaft glich einer wogenden gelben Decke. Die Tiere schoben sich dauernd neben- und hintereinander. Wie in einem großen Kleinviehkral kam ich mir vor; ich schätzte diesen Trupp auf 4000 Köpfe.

Gehören die gewaltigen Springbockmassen also schon der Vergangenheit an, so kann man andere Tieransammlungen heute noch an einigen Stellen der ost- und südafrikanischen Steppe beobachten. Zebras, Gnus, Elen, Kuhantilopen, Oryx versammeln sich in der Trockenzeit an ausdauernden Quellen oder in der Nähe von Brackstellen in Herden von vielen hundert Stück. In der Regenzeit merkt man wenig von diesem Tierreichtum. Paarweise verstreuen sie sich über das weite Veld mit ihren Jungen. Selten, daß sie der Landschaft Leben und Bewegung geben .... Aber in der Trockenzeit vereinigen sie sich zu großen Trupps. Tagsüber schweifen sie umher. Gegen Abend kommen sie in langer Reihe ans Wasser gezogen, stillen rasch ihren Durst und verlassen wieder die gefahrbringende, raubtierreiche Tränke, lautlos und schnell, wie sie gekommen.

Am Südrande der quellenreichen Etoschapfanne, im äußersten Norden des Schutzgebietes, habe ich mehrere Wochen lang solche Wildherden beobachten können. Die meisten Quellen laufen das ganze Jahr über gleichmäßig, als kleine Wässerchen fließen sie hinaus auf den kahlen Pfannenboden; hier versiegen und verdunsten sie sehr

Digitized by Google

bald. Viel Wasser wird auch von dem zahlreichen Wild weggetrunken. Hunderte und Tausende Stück Großwild, Zebras, Antilopen und Strauße versammeln sich am Südrande der Pfanne in der trockenen Zeit, um auf den freien Flächen Gras zu äsen, um an den Wasserstellen zu trinken und um draußen auf dem Pfannenboden Salz zu lecken. Hier ist es das Wild, das der Landschaft das Beherrschende, Eindrucksvolle gibt.

Ein interessantes Naturbild tritt uns an der Etoschapfanne tagtäglich entgegen. Morgens mit Sonnenaufgang oder schon etwas früher kommen die Tiere gemächlich aus dem baumbestandenen Ufer heraus, in dem sie die Nacht zugebracht haben. Denn auf dem Pfannenboden, der absolut vegetationslos ist, wird es in der Nacht für die Tiere zu kalt; sie suchen deshalb gegen Abend den wärmenden Busch auf. Nur vereinzelte alte Bullen bleiben auch die Nacht über draußen auf den Grasflächen vor der Pfanne .... In Trupps von 50 bis 100 Stück ziehen Gnus und Zebras langsam heraus auf die Fläche; vorn und hinten, meist auch noch auf den Flanken, alte Bullen und Hengste, den Kopf erhoben, überall hinwitternd und äugend. Gruppenweise verteilt sich die Herde, um das niedere, trockene Queckgras zu weiden. Bald lagern sich einige nieder, andere trotten äsend weiter. An den Seiten immer die alten Bullen; die »Posten« nennt sie der Bur. Sie weiden kaum, wenn sie auf Wache stehen, sondern beobachten ständig die Umgebung, die Ohren hochgestellt, der Schweif unruhig bewegt. So stehen sie stundenlang, immer mit dem Winde. Die geringste Bewegung, den leisesten Ton merken sie.

Gegen neun Uhr ziehen schon manche Rudel an die Pfanne, um Wasser zu trinken oder auf dem Boden Salz zu lecken. Dann weiden sie noch einmal, bis es allmählich heiß wird. In der Mittagshitze legen sich die meisten Tiere auf den Grasflächen oder der Pfanne nieder; die Antilopen käuen wieder. Überall liegt frische und alte Tierlosung umher. An einen großen Viehkral erinnert das Bild, und die friedliche Haltung der Tiere verstärkt ganz diesen Eindruck. Da die Etoschapfanne Wildreservat ist, so wird wenig oder gar nicht

Digitized by Google

gejagt, und das Wild ist sehr zutraulich. Bis auf 20 oder 30 m lassen die Gnus einen herankommen. Dann erst erheben sie sich träge und trotten langsam davon. Bald bleiben sie wieder stehen und lassen sich von neuem auf dem heißen Boden nieder, um sich in träger Ruhe weiter zu sonnen. Oder sie legen sich auf die Seite, wälzen sich auf den Rücken und rollen mit hochgestreckten Läufen hin und her. Gestärkt von diesem Staub- und Sonnenbad springen sie dann frisch und munter wieder hoch.

Des Nachmittags, wenn es kühler wird, weiden die Tiere wiederum in einzelnen Trupps, sammeln sich gegen Abend zu großen Herden und ziehen geschlossen ans Wasser und an das Brack; dann wandern sie zur Nachtruhe in den Busch zurück. Nur der Springbock schläft draußen auf den Grasflächen. Er ist das einzige Tier, das den Busch meidet. Auch Gnus übernachten gelegentlich draußen. Die andern Tiere schlafen alle im Busch. In der Nacht ruht in der Regel die ganze Herde. Nur vereinzelte Tiere wachen, meistens alte Bullen. Sie stehen öfters auf, weiden ein bißchen, sehen sich um und legen sich wieder eine Weile nieder. Nur beim Mondschein bleiben alle Tiere wach und weiden. Dann ziehen sie oft weit in den Busch hinein, wo das Futter reichlicher ist. Wenn der Morgen graut, treffen sie aber wieder an der Pfanne ein.... Mit Vorliebe steht das Wild in den großen Ausbuchtungen der Etoschapfanne, da wo die Quellen austreten und sich große Grasflächen landeinwärts erstrecken. Zwischen den einzelnen Pfannenbuchten steht weniger Wild, ebenso wie auch der baumreiche Busch wildarm ist im Vergleich zu den Riesenwildansammlungen draußen auf den Grasflächen.... In der Regel bleibt eine Herde in der Nachbarschaft einer und derselben Wasserstelle. Bloß wenn viel gejagt wird, oder wenn das Veld schon zu sehr abgeweidet ist, dann ziehen die Herden weg an einen anderen Platz. Die Raubtiere jedoch, Löwen, Leoparden, Hyänen und Schakale, wandern stets von einer Wasserstelle zur andern, längs des ganzen Südufers der Pfanne.

Das schönste Wild, das die Pfanne bewohnt, sind die Zebras. Es

Digitized by Google

sind herrliche Tiere; in der Natur, in Freiheit sie zu beobachten ist ein großer Genuß. Die wundervolle Streifung der Decke fällt in einiger Entfernung gar wenig auf. Anziehender wirken die wohlproportionierte Gestalt, die leichten Bewegungen, die feurige Haltung, das auffallend saubere Aussehen. Wenn sie ankommen, hinter einer Waldecke hervor, in leichtem Trab, zu drei oder vieren nebeneinander, hintereinander in langem Zuge, dann wird man durchaus an ein militärisches Bild erinnert. Das Leittier, ein prächtiger Hengst, hat uns eben gesehen. Er steht still wie in Marmor gehauen, und wie auf Kommando hält der ganze Trupp. Dann macht der Hengst eine Wendung nach rechts, der ganze Zug folgt nach. Die weißen Beine schimmern wie Drilchhosen im hellen Licht. Die lange Reihe steht still. Der Führer wird nun unruhig, aufgeregt wittert er mit den Nüstern und schlägt mit dem Schweife hin und her. Die andern aber verhalten sich still, sehen mit großen Augen zu uns herüber. Noch überlegt der Leithengst, was er tun soll. Da mache ich eine unvorsichtige Bewegung, im selben Moment dreht sich der Hengst um, der ganze Zug mit ihm, und im Galopp saust die Herde davon, mächtige Staubwolken zurücklassend....

Das Zebra kommt in zwei Arten an der Etoschapfanne vor. Die erste Art, die der Zoologe Equus Burchelii nennt, ist groß und schlank, durchaus pferdeähnlich. Die schwarzen Streifen der Decke sind schmal und haben breite, erdfarbene Zwischenräume; der Bauch ist weiß. Deshalb nennen die Hottentotten dieses Tier uri goreb, das ist weißes Zebra. Es ist ein ausgesprochenes Flächentier und meidet den Busch oder gebirgiges Gelände. Die andere Art (Equus zebra) ist kleiner und untersetzter, mehr eselartig. Die dunklen, fast schwarzen Streifen sind breiter und stoßen am Bauch zusammen. Die Buschleute nennen es ho goreb, das ist schwarzes Zebra. Es soll auch in den Bergen des Kaokoveldes vorkommen. Beide Arten treten an der Etoschapfanne in gemischten Rudeln auf, wie ich oft gesehen habe.

Häufiger noch als das Zebra ist das Gnu an der Etoschapfanne. Das blaue Gnu, oder wie die Buren sagen, Wildebeest (Connochaetus

Digitized by Google

taurinus) gleicht eher einem Rind als einer Antilope. Der Körper ist gedrungen, kurz, Kopf und Gehörn durchaus rinderähnlich, besonders durch den kurzen, breiten Stirnaufsatz. Seine Farbe ist dunkel- bis hellgrau; Mähne und Schweif sind schwarz und sehr lang. Vor allem an Büffel erinnern die Gnus. Sie sind ebenso nach vorne überbaut, haben den gleichen schweren Kopf, den kurzen, dicken Hals und die langen, schwarzen Rückenhaare. Nur sind sie bedeutend kleiner. Drollig sehen die Gnus im Galopp aus. Der gesenkte Kopf, die fliegende Mähne, der fast auf die Erde reichende Schweif, die langen Fluchten erinnern fast an ein Raubtier.

Wie die Zebras sind auch die Gnus Bewohner freier, ebener Flächen und als solche durchaus Gesellschaftstiere. Man trifft sie immer in Herden von 50 bis 100 Stück. Es sind friedliche, trotz des gefährlichen Aussehens äußerst zutrauliche Tiere. Als letzte von allen Pfannenbewohnern flüchten sie vor der Gefahr und erleiden dadurch viel Schaden. Häufig sieht man Gnus unter einer Zebraherde, aber immer auf den Flanken als Posten. Nur alte Bullen trifft man vereinzelt. Verbittert und scheu wie echte Hagestolze leben sie einsam, ausgestoßen von dem fröhlichen Treiben der anderen, jüngeren Genossen. Die Ehrfurcht vor dem Alter ist dem Tierreich unbekannt; alt und schwach sein, das heißt hier soviel wie schlecht sein, dem Gesamtwohl hinderlich. Rücksichtslos werden die Greise von den Jungen aus dem Herdenverband ausgestoßen. Ich habe einen ganz alten Bullen geschossen, der fast keine Haare mehr hatte; die Hörner waren ihm abgebrochen, sein Gesicht war voller Narben und Schrammen. Wie ein alter Korpsstudent war er zugerichtet.

Viel seltener als das Gnu kommt die Kuhantilope (Bubalis caama, das Hartebeest der Buren) an der Etoschapfanne vor. Ich habe nur einmal eine Herde von 18 Stück gesehen; nach Aussage der Buschleute sollen sie jedoch in dem Karstfeld südlich der Pfanne häufig sein. Das seltsam gebaute Tier erinnert durch einen höckerartigen Wulst über dem Widerrist nur wenig an ein Rind; an dem pferdeähnlichen Kopf sitzt ein aufrechter, sehr steifer Hals, und der Rücken

Digitized by Google

fällt fast wie bei einer Giraffe nach hinten stark ab. Der Schwanz ist ganz unscheinbar und trägt einen kurzen Haarkamm. Das Gehörn ist merkwürdig nach rückwärts geknickt. Die Farbe der Decke ist kastanienbraun, mitunter auch heller, etwa wie bei unserem Rothirsch. Ein dunkler Streifen läuft auf dem Rücken entlang und verliert sich längs der Läufe. Die Kuhantilope ist ein flinkes Tier, kein Pferd kommt gegen sie an; auch ist sie äußerst zäh und widerstandsfähig.

Schöner und einfacher gebaut sind die Oryxantilopen (Oryx gazella, die Gemsböcke der Buren), die in Rudeln bis zu 50 Stück an der Etoschapfanne vorkommen. Sie werden größer als die Zebras. Der schmale Körper ruht auf langen, geraden Läufen. Der Kopf ist mit einer gefährlichen Waffe, dem 80 bis 100 cm langen, spießartigen Gehörn bewehrt. Der Wedel reicht wie beim Gnu fast bis zur Erde. Die Farbe des Haarkleides ist graurötlich, am Bauche weiß. Über den Rücken und längs der Seitenlinien und Läufe zieht sich ein breiter, schwarzer Streifen. Auch der Kopf ist schwarz gestreift auf hellem Untergrund. Die Oryxantilopen verteilen sich in der Regel in Trupps von 8 bis 10 Stück über die Grasflächen oder sie ziehen eines hinter dem anderen aufgereiht in den Busch. Sie äsen und nehmen Gras zu sich, mit Vorliebe aber auch Wurzeln, die sie mit ihren Vorderhufen aus der Erde ausgraben. Trotz ihres hervorragenden Baues entwickeln die Oryx beim Laufen nicht die Ausdauer und Geschwindigkeit wie etwa die Zebras oder Kuhantilopen; sie haben anscheinend unter der Last des Gehörnes schwer zu tragen. Von Hunden gehetzt, stellen sie sich in der Regel zur Wehr und werden deshalb leicht die Beute des Jägers.

Der Springbock (Antidorcas euchore), das Charaktertier der südafrikanischen Steppe, ist nach Größe, Gestalt, Färbung und Wesen der echte Typus der Gazelle. Auf langen, zarten Läufen ruht der überschlanke Leib mit dem zierlichen Köpfchen und dem Leiergehörn. Das Haarkleid ist glatt und glänzend, von lichtbrauner Farbe. Die rötlich schimmernde Rückendecke wird zu beiden Seiten

Digitized by Google

von einem violettbraunen Band eingefaßt. Bauch, Brust und Gesicht sind weiß, ausdrucksvoll leuchten die großen, dunklen Samtaugen daraus hervor. Ein Kamm langer, weißer Haare ist in eine Hautfalte des Rückens eingebettet und normalerweise durch einen Besatz gelber Haare verdeckt.

Der Springbock bewegt sich mit großer Leichtigkeit und Zierlichkeit, als gäbe es keine Schwerkraft, die ihn an den Boden hält. Mit den steilen, stahlharten Schalen tritt er leicht und sicher auf; der Trab ist ruhig, elegant, der Galopp führt in hohen Fluchten über Sträucher und Büsche hinweg, und aus dieser wilden Fahrt springen die Tiere plötzlich mehrere Meter hoch steil in die Höhe. Von dieser gewaltigen Springkunst her hat der Springbock seinen Namen. Mit gewölbtem Rücken, die weißen Kammhaare nun ausgeschleudert und wie einen Fallschirm weit ausgebreitet, mit gestrecktem Kopf und steifen Beinen schweben sie ein oder zwei Sekunden lang in der Luft und landen dann mehrere Meter vom Absprung entfernt mit allen vier Läufen auf der Erde, als sei das selbstverständlich. Aufgeschreckt, machen die Tiere auch aus der Ruhestellung plötzlich solch hohe Sätze, wie von einer Feder in die Luft geschnellt. Es ist ein wunderlicher Anblick.

Der Springbock ist ein ausschließlicher Bewohner weiter, baumloser Ebenen und infolgedessen ein sehr geselliges Tier. Die großen Herden des Namalandes kommen an der Etoschapfanne allerdings nicht vor, in Rudeln von 30 bis 50 Stück verteilen sie sich über die Grasflächen in der Nähe der Pfanne, die Böcke an den Flanken, Ricken und Kitzen mehr in der Mitte. Bei dem spielerischen, neugierigen Volk der Jugend ist doppelte Aufsicht nötig. Oder die Springböcke ziehen in langer Linie aufgereiht einer hinter dem andern über die Geländewellen dem Etoschaufer zu, um hier Salz aufzunehmen. Das Brack scheint überhaupt ihr Lebenselixier zu sein; am Wasser habe ich sie nie gesehen.

In dem Buschwald, der die Grasflächen der Etoscha säumt, kommen noch einige andere Antilopen vor, aber nur wenig zahl-

Digitized by Google

reich. So das große, stattliche Kudu mit dem stolz gewundenen Gehörn, das wie ein grauer Schatten durch das Holz fegt. Die Pferdeantilope, die dem Oryx gleicht, aber rückwärts gebogene Stangen hat. Die tropische Schwarzfersenantilope (Palla), die noch in einem kleinen Rudel südlich Springbockfontein steht. Die kleinen Steinböcke, die Duiker und die zierlichen Blauböcke. Sie halten sich den Großantilopen gegenüber bescheiden im Hintergrund. Ihnen allen muß man nachspüren und ihre Standorte aufsuchen, wenn man die Heimlichkeiten ihres Lebens entdecken will. Zur Signatur des Tierlebens der Etoschapfanne gehören sie nicht, ebensowenig wie die turmhohe Giraffe, die gelegentlich durch das Karstfeld streift.

Nur die Strauße sind noch charakteristische Tiere der weiten Grasflächen. Sie stehen oft in Trupps von 10 bis 12 Stück beieinander oder gesellen sich auch vereinzelt zu anderen Flächenbewohnern, als wollten sie ihnen einen Besuch abstatten. Die Strauße sind sehr scheu und flüchten immer zuerst von allen Tieren. Aus der Ferne wirken sie direkt komisch; der schwarzgefiederte Leib erscheint wie ein großes Faß, das auf dem Grase dahinrollt. Darüber wackelt der riesenlange Hals unschön hin und her.

Außer diesen großen Vertretern des Tierreichs, den Zebras, Antilopen und Straußen, kommen auch einige kleinere, mehr unscheinbare Tierformen auf den Grasflächen der Etoscha vor. Höhlentiere vor allem sind in der Umgebung der Pfanne auf den alten Sandterrassen sehr häufig. Der Boden ist von ihren Gängen und Schlupfwinkeln oft so zerwühlt, daß man nicht darüber reiten kann. Jeden Augenblick brechen die Pferde mit den Vorder- oder Hinterfüßen ein. Welcher Gegensatz, wenn man dann den trockenen, tischgleichen Pfannenboden betritt! Wie Asphalt, so eben, hart und gleichmäßig ist der Boden. Eine große, natürliche Reitbahn.

Am häufigsten unter den Höhlenbewohnern sind die Springhasen (Pedetes caffer). Diese kleinen känguruhartigen Tiere sind auf allen Sandterrassen zu finden; sie hauptsächlich unterminieren

Digitized by Google

den Boden. Sie leben von Wurzeln und Knollen. Am Tage halten sie sich in ihren Schlupfwinkeln verborgen, des Nachts verlassen sie ihre Bauten..... Noch mehr Nachttiere sind die Erdferkel. Auch sie scheinen häufig zu sein; ihre frischen Spuren mit den langen Krallenabdrücken habe ich oft gesehen..... Auf kalkigem Boden sind die Erdmännchen, eine Xerusart, häufig. Aufrecht auf den Hinterbeinen sitzend, beobachten sie die Umgebung; wie der Blitz verschwinden sie bei jedem verdächtigen Geräusch unter die Erde und spitzen bald darauf neugierig wieder heraus, ob die Luft rein ist. Es sind drollige, possierliche Wesen. Ihr Körper ist in ausgezeichneter Weise einem Höhlenleben angepaßt. Wie Eidechsen, so flach und breit, können die Tiere sich ausstrecken. Die Beine stehen nach hinten zu seitwärts vom Körper ab und sind an den Zehen mit starken Krallen bewehrt. Die Augen sind groß, äußere Ohren sind fast gar nicht vorhanden. Das Fell trägt kurze, dichte, straffe Haare. Die Erdmännchen fressen Blätter und Wurzeln gelegentlich auch Insekten.

Neben unterirdisch wohnenden Tieren treffen wir auf den weiten Grasflächen noch eine ganze Reihe solcher Tiere, die zwar oberirdisch leben, aber doch in ihren Gewohnheiten innig mit dem Boden verwachsen sind. Hierher gehören von Säugern vor allem Hasen und Löffelhunde, von Vögeln Gackelhühner, Großtrappen und einige Sperlingsarten.

Vor allem die Gackelhühner (eine kleine Trappe, Otis afroides) sind ausgesprochene Bewohner der Grasflächen. Die schwarzweißen, fast entengroßen Vögel gehören mit ihrem Geschrei und Gegacker durchaus zur Physiognomie der Etoscha. Laut lärmend steigen sie, im Gras aufgescheucht, mit raschen, schweren Flügelschlägen in die Höhe, lassen sich dann mit vorgestrecktem Hals senkrecht herunterfallen ins Gras hinein. Ruhig und lautlos bleiben sie liegen. Dem Auge sind sie sofort entschwunden. Die Hottentotten nennen sie Garas, wegen ihrer schnellen und aufgeregten Bewegung.

Digitized by Google

Außer den Gackelhühnern bewohnt noch sehr häufig ein kleines Vögelchen die weiten Grasflächen. Es sind kleine, sperlingsgroße, erdenfarbene Tierchen, die wie Mäuse so flink und gewandt zwischen den Grasbüscheln umherlaufen. Aufgeschreckt, fliegen sie nicht weg, sondern rennen eiligst über den Boden hin. Nur im äußersten Notfall erheben sie sich in die Luft. Ihre Nester haben sie auf der bloßen Erde. Sie machen sich kleine Vertiefungen in den Boden und legen dürres Gras hinein. Das ist ihr ganzes Nest.

In einem so großen Wildpark, wie ihn das Südufer der Etoschapfanne darstellt, gibt es naturgemäß auch zahlreiche Raubtiere: Löwen, Leoparden, Hyänen und vor allem viel Schakale. Zu Gesicht bekommt man sie selten; sie gehen in der Nacht ihrem blutigen Berufe nach.

Am Südrande der Pfanne mußten wir jeden Abend große Feuer rund um das Lager unterhalten, um unsere Ochsen und Pferde vor den nächtlichen Räubern zu schützen. Und fast Nacht für Nacht bekamen wir königlichen Besuch. In Rietfontein wurden wir die ganze Nacht durch das Bellen zahlreicher Schakale gestört. Am Morgen hatten sich mehrere von ihnen in den ausgestellten Fallen gefangen. Weiter war ein Leopard in ein Eisen geraten, und zwei Löwen waren dicht am Lager gewesen. In der Nacht hatte niemand von ihnen etwas gemerkt. Aber am Morgen stellte sich den Spuren nach folgendes heraus: 20 Meter von unsern Pferden entfernt hatten sich zwei Löwen getroffen, hatten sich dort ins Gras gesetzt und offenbar eine Zeitlang unser Lager beobachtet. Dann waren sie in entgegengesetzter Richtung um die Wagen herumgegangen, auf kaum 15 Meter an den Feuern vorbei, und hatten sich wieder in den Busch zurückgezogen.

Am Tage wird man höchst selten einem Raubtier begegnen. Ihr gelbrotes Haarkleid macht sie in dem hohen Gras fast unsichtbar, abgesehen davon, daß sie alle dem Menschen ausweichen. Nur angeschossen oder in Fallen gefangen werden sie gefährlich und setzen sich zur Wehr.

Digitized by Google

Man darf sich nun nicht vorstellen, daß alle Tiere, die wir hier kennengelernt haben, mit- und nebeneinander am Südrand der Etoschapfanne vorkommen. Nur Gnus, Zebras und Strauße trifft man in einer Herde durcheinander. Sie leben vielfach zusammen, ziehen gemeinsam ans Wasser, bilden sozusagen eine Genossenschaft. Ihre verschiedenartigen Sinne, die sich gegenseitig ergänzen, sind wahrscheinlich die Ursache dieses Zusammenlebens. Die andern Tiere leben mehr für sich in abgeschlossenen Rudeln. Das schließt aber nicht aus, daß auf einer großen, freien Fläche, wo viel Gras steht, oder an den Brackstellen der Pfanne ein Rudel Gnus neben einer Herde Zebras oder einem Trupp Springböcke weidet. Im Gegenteil, das trifft man sehr häufig, und gerade hierdurch kommen die großen Wildansammlungen an der Etoscha zustande. Meistens stehen ja die einzelnen Herden für sich. Doch reihen sich Überläufer und Verbindungsposten im bunten Wechsel dazwischen, etwa wie in einem Manöverbild, eine anmutige heitere Szene. Aber ein Schuß, ein Raubtierruf stört den Frieden, und im tollen Wirbel stieben alle Herden davon. Zuerst kommen im langen, dunklen Zuge die Gnus. Dann folgen die Zebras in verschiedenen helleren Trupps, zwischen ihnen einzeln zerstreut viele Springböcke. Wie ein Schlachtbild sieht das Ganze aus. Vorbei sausen in voller Karriere, mit gesenktem Kopf und steifen Beinen, in gewaltigen Sätzen, die schwarzblauen Gnus, die schwere Reiterei. Dann kommt die Infanterie: die Zebras mit weißen Drilchhosen und fliegenden schwarzweißen Fähnchen, ebenfalls in langen Reihen. Ihre spiegelblanke Uniform glänzt in der Sonne. In gleichmäßigem Takt schlagen die Läufe den harten Boden .... Zwischen den langen Zügen der Infanterie fliegen vereinzelte Reiter hin und her, Springböcke und Oryxantilopen. Es ist ein wildes Durcheinander. Zuletzt kommen die Stabsoffiziere, die Strauße mit schwarzen Mänteln und weißen Fahnen. Eine dichte, schwere Staubwolke schließt das Ganze. Die Zebras wiehern laut. Befehle erklingen. Der Erdboden dröhnt von den zahllosen Hufen. Wie Kanonendonner aus weiter Ferne hört sich der Lärm an. Es ist

Digitized by Google

ein herrliches Bild, die wilden Tiere, ganz und gar den Eindruck der Landschaft beherrschend und bestimmend.

Einige Angaben aus meinem Tagebuch mögen einen zahlenmäßigen Beweis für diese großen Tieransammlungen geben. Am 24. Juli 1914 notierte ich auf der Strecke von Gaigosaub nach Rietfontein:

Um 9 Uhr morgens	12 Springböcke,
9 a 15	32 Gnus, 15 Zebras, 17 Gnus, 18 Zebras, 12 Zebras, 17 Gnus, 46 Zebras, 30 Gnus, 10 Gnus,
9 a 30	20 Gnus, 25 Springböcke,
10 a 00	30 Gnus, 18 Zebras, 45 Zebras, 20 Gnus, 7 Zebras,
10 a 15	14 Zebras, 10 Strauße, 20 Springböcke, 50 Zebras, 60 Gnus,
10 a 30	45 Oryxantilopen.

Und am nächsten Tage sah ich auf dem Wege von Rietfontein nach Charisaub:

Um 3 p 45	8 Strauße,
4 p 20	30 Zebras,
4 p 50	18 Springböcke und viele Trupps von Gnus und Zebras, im ganzen 220 Gnus und 352 Zebras,
5 p 00	1 Großtrappe, 1 Schakal, 5 Erdmännchen,
5 p 10	20 Oryxantilopen, 2 Gackelhühner,
5 p 30	58 Gnus, 2 Hasen, 3 Gackelhühner, 2 Schakale, 8 Erdmännchen, 2 Großtrappen, 1 Löffelhund.

Auf der 120 km langen Strecke des Südrandes der Etoschapfanne von Namutoni nach Okaukwejo habe ich etwa 3500 Stück Großwild gezählt, und zwar hauptsächlich auf den ersten 80 km. Vor Okaukwejo war alles Gras abgefressen; überall sah man kahlen, sandigen Boden und kurze Stümpfe von Grasbüscheln. Selten ein Tier. Das

Digitized by Google

Etoschapfanne phot. Waibel

Wildherde auf der Etoschapfanne phot. Waibel

Digitized by Google

phot. Waibel

Hartebeesthaus

phot. Waibel

Ochsen auf Weide

Digitized by Google

Wild hatte sich aus Futtermangel in den Busch zurückgezogen, wie die Buschleute angaben.... Den Spuren nach, die ich beobachtet habe, nehme ich an, daß es auf der ersten Strecke etwa noch mal soviel Wild gibt, als ich gesehen habe; auf der zweiten Strecke aber lebten sicher 9—10 mal mehr Tiere als ich zählen konnte. Nach dieser sorgfältigen Zählung und wohl annähernd genauen Schätzung komme ich auf etwa zehntausend Stück Großwild, die hier an der Südseite der Etoscha vor dem großen Kriege gestanden haben.

Aber dann kam der Krieg, der grausame, auch in dieses friedliche Paradies, und seine Bewohner wurden daraus vertrieben. Ja sogar mit Maschinengewehren sollen die Buren auf die zutraulichen Herden geschossen haben. Ob die verängstigten Tiere sich je wieder in ihren alten Weidegründen versammeln werden? Ob die stillen Quellen und freien Buchten noch einmal der Schauplatz eines wilden, großen Tierlebens sein werden?

Ich weiß es nicht.

Jedenfalls lange wird auch dann nicht mehr ihres Bleibens sein. Das südafrikanische Veld wird auch seine Freiheit verlieren, wie es noch jeder großen Natur vor ihm ergangen ist. Von allen Seiten dringen Farmen und Felder, Stationen und Städte, Straßen und Eisenbahnen auf es ein. Es zieht sich mit seinen Bewohnern in immer entlegenere Gebiete zurück. Zuletzt wird es der Vergangenheit angehören, in Reservaten und Museen nur noch ein kümmerliches Dasein fristen.

Die Tiere des Veldes schützt man heute schon in Reservaten. Die Pflanzen werden bald nachkommen. Und dann wird die Erde wieder um ein Stück großer, wilder Natur ärmer sein. Aber dafür werden einige hunderttausend Menschen mehr ihr leiderfülltes Dasein fristen können.

Wer aber von uns Kulturmenschen noch das Glück hat, ein Bild des freien, wilden Tierlebens kennenzulernen, der bekommt einen unvergeßlichen Eindruck von der anmutigen Größe, der schönen Mannigfaltigkeit, der Fülle, dem zauberhaften Reize, den das Tier-

Digitized by Google

leben in seiner reinen und freien Entwicklung auf den Menschen ausübt. Es sind Feiertage der Seele, die er da verlebt. Man fühlt, daß man sich dem letzten Ausklingen eines großen Naturbildes, ja einer ganzen Weltepoche gegenüber befindet. Daß man für Millionen, die noch leben, für alle, die nach uns diesen Planeten bewohnen werden, das Bild in sich aufnehmen muß.... Daß man am Sterbebette einer großen Natur steht!....

Digitized by Google

Farmerleben

Digitized by Google

»Ein Sämann ging aus zu säen. Etliches fiel in das Steinichte, da es nicht viel Erde hatte. Als aber die Sonne aufging, verwelkte es, und dieweil es nicht Wurzel hatte, ward es dürre. Etliches fiel unter die Dornen, und die Dornen wuchsen auf und erstickten es.« Nun, es ist viel steinichtes Land in Südwest, und der Dornbusch wächst allerorten. Er könnte sogar als Symbol das Wappen des Landes bilden! Die Saat langer, fleißiger Arbeit geht nur selten auf, kommt langsam nur zur Blüte und viel schwerer noch zur Frucht in dem dürren, trockenen Lande. Der Landwirt in Südwest, der Farmer, hat ein schweres, entbehrungsreiches Leben.

Doch ist diese Erkenntnis noch wenig verbreitet. Schon manchen haben Jugendträume, Lederstrumpf- und Karl-May-Geschichten nach Südwest geführt. Die weite Steppe mit ihrem endlosen Horizont steigt vor seinem Auge auf. Ein sonnverbrannter Reiter mit weiten Lederhosen und großem Schlapphut fliegt über das goldgelbe Grasmeer, das Gewehr über die Schulter geworfen. Aus dem einsamen Blockhaus steigt zarter Rauch in den blauen Äther. Man atmet den wilden Hauch von stolzer Kraft und freier Tätigkeit, der von dem Reiter ausströmt. Man sehnt sich nach der stillen Hütte in der großen Einsamkeit. Da wohnt das Glück. Dort möchte ich leben!

Leider sind manche, ja viele von uns mit solchen Gedanken übers Meer nach Südwest gefahren. Die Wirklichkeit ist wohl selten so rauh wie in dem männermordenden Afrika. Alles ist anders, so ganz anders als man es sich zu Hause geträumt hat. Statt froher Abenteuer und strahlend bunter Tätigkeit findet man ein einsames, ernstes, entbehrungsreiches Leben. Statt wilder Gefahren nur stete Langeweile. Und dann muß das Land für die Enttäuschung herhalten. Voller Geschimpfe und Geschrei auf das »Affenland« fährt man möglichst bald wieder nach Hause. Das heißt, wer nicht allen Mut und das letzte Geld auf der unüberlegten Glücksfahrt verloren hat. Andere müssen bleiben, eine dauernde Plage für das arme Land.

Digitized by Google

Denn nicht das Land ist schuld an den vielen Enttäuschungen, die es schon gebracht hat und sicherlich noch weiter bringen wird. Man überlege doch: Das Land ist Wildnis, unbewohnt. Mit seinen glühend heißen Tagen und sternenkalten Nächten, mit der Wasserarmut und dem überreichen Weideveld ist es ein Stück der Welt für sich. Schon seit Millionen Jahren. Wir bekommen es unberührt aus der Hand des Schöpfers, müssen es als Gabe Gottes nehmen wie es ist. Und als solche ist es gut, ohne Schuld und Fehle. Es ist jenseits von Gut und Böse. Erst wir Menschen tragen Leid und Not in das Land hinein und schimpfen dann noch törichterweise auf unser eigenes Vergehen!

Also das Land ist nicht schuld an den vielen Enttäuschungen, die es schon gebracht hat und noch täglich bringt. Schuld sind die Menschen, die es mit falschen Erwartungen und verkehrten Vorstellungen betreten. Die Steppe ist eine große, ernste Natur, und sie verlangt auch ernste, innerlich gereifte, starke Menschen. Für Abenteurer und Glücksritter ist das Farmerleben nicht geeignet. Wer ein frohes, buntes Leben sucht, wer die Früchte des Erfolges mit leichter Hand rasch pflücken zu können glaubt, wer nicht sein ganzes Leben und seine ganze Kraft einem ernsten Ziele widmen will, der möge zu Hause bleiben. Er taugt nicht zum Farmer.

Aber das Farmerleben muß doch einen großen Reiz haben, sonst wäre dieser reiche Zustrom aus allen anderen Berufen nicht verständlich! Den Reiz des Landlebens, der landwirtschaftlichen Tätigkeit brauche ich hier nicht zu schildern. Die Dichter aller Zeiten haben diesen ursprünglichen, erdgeborenen Beruf besungen. In jedem von uns lebt ein stilles Sehnen nach eigener Scholle, nach Haus und Hof. In Südwest nun gar steht die Landwirtschaft noch auf einer sehr ursprünglichen Stufe, gleich einem echten Kinde der Natur. Die wesentlichen Merkmale, ihre Grundeigenschaften kommen voll zur Geltung.

Der Farmer steht der Natur gegenüber wie der Mensch am Anfang aller Kultur. Hier ist ein Stück Land auf der weithin sich dehnenden Steppe, Pflanzen und Tierleben in voller Freiheit. Noch keine Menschenhand hat es versucht, dem Boden Werte ab-

Digitized by Google

zuringen. Birgt er überhaupt welche? Das muß sich zeigen. Es hängt fast ganz von mir ab, was und wieviel ich der Erde abgewinne. Und ich gehe an die Arbeit. Tagtäglich sehe ich sie vorwärtsschreiten. Ob ich einen Brunnen grabe, ob ich Land rode, ob ich mein Vieh weiden lasse, immer sehe ich den Erfolg meiner Arbeit vor Augen, sehe sie wachsen und Früchte tragen.

Wer zu Hause ist imstande, so unmittelbar den Wert seines Fleißes zu beurteilen, kann sagen, das habe ich, und ganz allein ich geschaffen nach eigenem Plan und Muster? Zu Hause, wo jeder nur ein kleines Teilchen einer großen Riesenmaschine darstellt, die ebensogut auch ohne ihn weiterläuft? Vielleicht sind es nur die Künstler, die so stolz von ihrer Arbeit sprechen dürfen.

Diese große Selbständigkeit im Handeln und Tun ist ein ganz zweifelloser Reiz des Farmerlebens. Wer sich nicht in jeder Lage ganz allein zu helfen weiß, wer erst Vettern und Tanten um Rat fragen muß, ehe er etwas unternimmt, der taugt nicht zum Farmer.

Auch als Charakter, moralisch muß man selbständig sein. Der Weiße ist in Südwest wie in den anderen Kolonien ein aristokratischer Typus. Der Farmer muß den eingeborenen Arbeitern gegenüber »der Herr« sein. Er muß ein bestimmtes, sicheres Auftreten haben. Er muß stets die höhere Rasse repräsentieren, muß, wie die Herero sagen, »Omohona« sein. Damit meinen sie eben das männlich sichere, selbstbewußte, ruhige Wesen eines überlegenen Herrenmenschen!

Mancher Farmer war zu Hause ein armer Kerl, gehörte den unteren sozialen Schichten an. Hier im Lande zählt er als Weißer ohne weiteres zur herrschenden Klasse. Dann hat er sich noch emporgearbeitet, ist Besitzer einer großen Farm, Herr von soundso viel Eingeborenen. Und dies Herrenleben hat natürlich einen großen Reiz. Dazu gehört auch, daß der Weiße hier im Lande nicht zu Fuß geht; das überläßt er den Eingeborenen. Der weiße Mann fährt oder reitet.... Die Größe der Farmen, die weiten Landstrecken, die man sein eigen nennt, sind auch für viele Leute eine verführerische Idee.

Diesen zweifellosen positiven Reizen und Werten des Farmer-

Digitized by Google

lebens stehen aber auch große Nachteile gegenüber. Das Farmerleben ist nicht so einfach, so leicht, wie man es sich in der Regel vorstellt. Ganz abgesehen von wirtschaftlichen Schwierigkeiten im Neulande, vergessen die Leute, die von zu Hause kommen, zu leicht, daß sie alle Vorteile einer geselligen Kultur von sich stoßen, daß sie auf der Farm ein einsames, einförmiges Leben führen müssen. Sie sollen allein sein in einer großen, wilden Natur, sie, die unter Tausenden aufgewachsen sind, die man erzogen hat, in all ihrem Denken und Handeln sich nach anderen zu richten! Auf der Farm soll dann so ein europäischer Gesellschaftsmensch ein Leben führen etwa wie ein Einsiedler in der Wüste, wie ein Gelehrter auf seiner hohen Sternwarte, wie ein Hirte auf der weltverlorenen Alm! Natürlich verträgt er dann die große, schweigende Einsamkeit nicht. Die Langeweile drückt ihn zu Boden. An der Einsamkeit, mehr noch als an den wirtschaftlichen Schwierigkeiten gehen so viele Farmer und Farmerlinge zugrunde. Die Einsamkeit ist wie ein schleichendes Gift. Sie ist die gefährlichste Krankheit von Südwest. Keinen läßt sie verschont. Alles leidet mehr oder weniger schwer an ihr.

Deshalb gehört zum Farmerberuf ein starker, innerer Halt, um das einsame, bedürfnislose Leben zu ertragen. Es gehört ein fester Wille dazu, um aus den tausend Möglichkeiten eine herauszufinden, diese dann aber konsequent und eigenhändig durchzuführen. Es dürfen natürlich die notwendigen Fachkenntnisse nicht fehlen, ganz abgesehen von den Geldmitteln. Wer alle diese Eigenschaften hat, für den kann ich mir allerdings kein schöneres Leben, keine reichere Tätigkeit denken, als Farmer zu sein in Südwest.

Schön ist es vor allem, Farmer zu sein auf Neuland, die Wildnis zu bewohnen, sie urbar zu machen. Da darf man aus dem vollen arbeiten, darf zeigen, was man kann. Die erste und wichtigste Arbeit jedes Farmers ist die Wassererschließung. Die Regierung verkauft keine Farm ohne die Gewißheit, daß Wasser auf ihr in nicht zu großer Tiefe vorhanden ist. Es ist dann Sache des Käufers, das Wasser zu

Digitized by Google

heben und zu fördern. An verschiedenen Stellen treibt der Farmer Schächte und Bohrlöcher in die Erde, um einen möglichst ergiebigen Brunnen zu erhalten. Vielmals ist seine Mühe vergebens. Er muß immer neue Stellen zum Graben aussuchen. Endlich glückt es ihm, reichlich Wasser zu finden, an einem Orte, der auch für den Hausbau günstig ist. Der Brunnen wird eingemauert, eine Pumpe oder der Windmotor aufgesetzt. Gleichzeitig werden Tränke und Krale für das Vieh errichtet, und auch mit dem Bau eines Wohnhauses wird schon begonnen.

Die erste Zeit lebt der Farmer unter freiem Himmel neben dem Ochsenwagen, oder er baut sich ein ganz einfaches Haus aus Lehm oder Wellblech. Derselbe Raum dient zum Wohnen, Schlafen, Arbeiten. Gekocht wird draußen auf der Erde. Natürlich sieht es etwas bunt aus in einer solchen Farmerhöhle.

Mit der Zeit geht man an den Bau eines massiven Wohnhauses. Welche Spielkraft bleibt da der Phantasie des Farmers überlassen, welche Betätigung seinem Geschmack! Das ist ein Raten und Suchen, ein Pläneschmieden und -verwerfen: Die Frau will das Haus hier haben, der Mann dort. Einrichtung, Küche, Veranda, all das sind Fragen, die Tag für Tag einer liebevollen Erörterung bedürfen. Es ist hier nicht wie in der Heimat, wo die Baupolizei den Wünschen des einzelnen so viele Beschränkungen auferlegt. Nein, auf der Farm kann man sein Haus bauen wo und wie man will.

Ich habe Farmhäuser in Erinnerung, die schmuck und fein im abgelegenen Hochtal der Karrasberge stehen. Ein zarter Rauch steigt zum reinen, azurblauen Himmel, im grünen Garten blühen Astern und Levkoien Beet an Beet. Andere Farmhäuser sind rohe Steinbauten mit einem flachen Wellblechdach, oder sie sind ganz aus dem nüchternen, langweiligen Wellblech hergestellt. Wieder andere liegen wie Adelsschlösser mit hohen Fenstern und verhüllten Gardinen abseits der Pad. »Privatweg«. Nur hoch gewölbte, weiß verhangene Fenster leuchten vornehm und diskret durch den grünen Busch. Viele Farmhäuser sind auch kaum besser als die Hütten der Eingeborenen, bestehen nur aus Lehm und Stroh.

Digitized by Google

Bunt wie das Äußere ist die innere Einrichtung der Häuser. Da tritt man in hohe Salons mit Linoleumboden und Klubsesseln, mit teuren Wandbildern und zierlichen Nippsachen. Haushalt und Lebensführung sind ganz wie in einem vornehmen Hause in der Heimat .... Man kommt in andere Wohnräume: Bett, Tisch, Stuhl, Schränke stehen wirr umher auf dem harten Lehmboden. Die ungetünchten Wände sind mit allem möglichen Hausrat verhangen, verstohlen wischt sich die Hausfrau die Hand an der Schürze ab, ehe sie solche dem Gast zum Gruße bietet.

Besser als diese öden Räume zwischen den kahlen Steinmauern gefallen mir noch die Hartebeesthäuser, in denen viele Farmer am Anfang ihrer Tätigkeit wohnen. Die Wände dieser niederen, rechteckigen Bauten bestehen aus Gras und sind durch Holzpfeiler versteift. Auch das Dach ist mit Grasbüscheln verdeckt, zwischen denen überall der helle Sonnenschein in das Innere durchblinkt. Durch ein niedriges, türartiges Loch tritt man in den dunklen Raum ein. Fenster gibt es nicht. Tische und Stühle sind in die festgestampfte Erde eingerammt. Von zerbrochenen Kisten stammen die Platten, die Füße sind aus rohem, ungeschnitztem Holz hergestellt. An den Wänden schweben zwei lange Bretter, an dünnem Draht aufgehängt. Da liegen vergilbte und verschmutzte Bücher herum, leere Konservenbüchsen stehen darauf, Tabakrollen, Patronen, alles liegt durcheinander. Darüber hängt ein Abreißkalender mit einem kleinen Spiegelchen in schwarzer Einfassung. Der einzige Schmuck in der einfachen Hütte! In der Ecke steht eine Nähmaschine, eine Fleischmühle liegt am Boden, zwei Gewehre hängen an der Wand. Im Hintergrund stehen zwei eiserne Bettstellen. Hühner laufen friedlich unter den Bänken durch, und eine schwarze Katze streicht neugierig um den seltenen Besuch. Doch ist ein solches Leben à la Robinson für die meisten Farmer nur ein vorübergehender Zustand. Jeder Deutsche wenigstens trachtet danach, sich so bald wie möglich ein sauberes, nettes Haus zu bauen, und sei es auch noch so einfach und klein. Die Buren allerdings leben vielfach Generationen hindurch in solchen Räuberhöhlen.

Digitized by Google

Wenn das Haus gebaut ist, die Kraal für das Vieh fertig sind, wenn genügend Wasser auf der Farm erschlossen ist, dann ist die grösste Arbeit des neuen Ansiedlers getan. Je nach Geschmack und Lust kann er sich natürlich noch viel Arbeit machen. Er kann einen Garten anlegen, kann sich eine Handwerkskammer einrichten, kann im Haushalt helfen, so daß der Tag von früh bis spät reichlich für ihn mit Arbeit ausgefüllt ist. Aber das sind alles keine sehr großen Aufgaben für einen starken, kräftigen Mann. Vielfach können sie ebensogut von Eingeborenen geleistet werden. So kann man sagen, daß auf einer eingerichteten Farm der Mann nicht allzuviel zu tun hat; wenigstens läuft der Betrieb der rohen Viehweidewirtschaft ruhig weiter, auch wenn der Farmer wochen- ja monatelang abwesend ist. Der Farmer, der daraus, daß sein Vieh auf freiem Felde durch den lieben Gott füttern läßt, der sich mit Ackerbau und anderen größeren Unternehmungen nicht abgibt, der reine »Beestfarmer«, wie man draußen sagt, hat viel freie Zeit. Ihn plagen keine hastigen Geschäftsstunden, keine übereiligen Besucher, kein Telephongeklingel und kein lärmender Nachbar. Oder sie bewegen doch nur in Ausnahmefällen seine Einsamkeit, wie ein Luftzug aus einem ganz fremden Klima. Seine Tage fließen träge und langsam in fast biblischer Ruhe dahin.

Betrachten wir einmal einen solchen Tag auf der Farm!

Morgens, ehe noch die Sonne aufgeht, tritt der Farmer vor das Haus, schlägt an den Gong oder die Glocke und ruft damit die Eingeborenen zur Arbeit. Verschlafen kommt einer nach dem andern an. Jeder erhält seine Beschäftigung für den Tag zugewiesen: »Der geht mit den Rindern auf Weide, der mit dem Kleinvieh. Du arbeitest am Brunnen unten im Riviere weiter, die beiden da helfen dir. Du schmierst den Ochsenwagen, wir fahren morgen auf die Station.« Dann geht der Farmer hinunter an die Kraal, wo die Eingeborenenweiber die Kühe melken. Die Ochsen und das Jungvieh sind schon draußen. »Da, die kleine, rote Kuh wird in den nächsten Tagen kalben. Daß du mir ja aufpaßt und sie nicht aus den Augen ver-

Digitized by Google

lierst.... Was ist mit der hier los?« »Krank, Mister.« Sie wird untersucht und bleibt für heute im Kral.... Jetzt ist auch die letzte Kuh gemolken, und alle stürmen sie hinaus. Nur die jüngsten Kälber bleiben eingesperrt.

Die Weiber bringen die Milch ins Haus und geben sie in der Küche ab. Hier ist inzwischen auch die Hausfrau erschienen und besorgt das Frühstück. Der Farmer macht noch eine Runde durch die Krale, geht an den Brunnen, sieht die Pumpe nach und kehrt dann ins Haus zurück. Für heute morgen ist seine Arbeit getan. Auf der Veranda nimmt die Familie jetzt gemeinsam das Frühstück. Es gibt Kaffee mit sehr viel Milch aus unglaublich großen Emailletassen, dem berühmten »Koppi«. Butter, Käse, Eier fehlen selten.

Die Hausfrau begibt sich in die Küche zurück, an die Zubereitung des Mittagessens oder beaufsichtigt das Reinemachen der Zimmer. Der Mann hilft vielleicht etwas beim Buttern, er sieht dies nach und das. Er nimmt ein Buch zur Hand, blättert in einer Zeitung oder geht etwas über die Farm beaufsichtigen. Eigentlich hat er Langeweile, will das aber gar nicht recht eingestehen. Um 12 Uhr wird gegessen, wieder einfach, reichlich und gut. Dann ist große Mittagsruhe auf der Farm. Alles schläft. Die Hitze ist zu groß, als daß man zu etwas anderem Lust hätte.

Um 2 Uhr ruft die Glocke von neuem zur Arbeit. Der Farmer schläft noch ein Stündchen. Dann wird Kaffee getrunken, wieder sehr viel, und ... er liest weiter. Vielleicht ist Besuch da, und das ist dann eine äußerst angenehme Abwechslung, kann man sich doch wieder einmal aussprechen. Sonst reitet der Farmer auf Jagd, oder er geht die Hirten beaufsichtigen, ob sie ihre Herden auch in gute Weide gestellt haben.

Gegen Sonnenuntergang kommen die Rinder und Schafe zurück. Laut brüllend eilen die Kühe voraus, ihre Kälber zu empfangen. Stürmisch kommt ihnen die Jugend entgegen. Jedes Kalb findet sofort seine Mutter, stürzt sich aufs volle Euter und zerrt und stößt nach Milch. Der Farmer zählt jedes einzelne Stück Vieh, ehe

Digitized by Google

es den Kral betritt. Das ist der schönste Augenblick des Tages für ihn. Fast Tag für Tag vermehrt sich seine Herde ... Die Weiber melken die Milch noch ab, die die Kälber übriggelassen haben. Eine gar widerspenstige Mutter muß zu dem Zwecke erst gefesselt und zu Boden geworfen werden. Jetzt sind alle Kühe gemolken. Der Kral wird verschlossen, die Milch wieder in der Küche abgeliefert, und des Tages Arbeit ist für heute getan.

Nach dem Abendbrote setzt man sich noch etwas zusammen, liest, versucht auch eine Unterhaltung. Aber man kennt sich ja so genau. Was soll man sich auch noch erzählen, wenn von außen her keine Anregung kommt? Da ist dem einen Nachbar ein Stück Vieh eingegangen, bei dem andern hat es schon 50 mm geregnet, der dritte soll eine Erzader auf seiner Farm entdeckt haben. Um Vieh und Weide hauptsächlich dreht sich die Unterhaltung. Sehr früh geht man zu Bette.

Das ist ein Tag im Leben des Farmers.

Und die Woche? ... Er kennt keinen Sonntag, keinen Feiertag. In gleichem Rhythmus fließen die Tage dahin, gleichmäßig, einförmig wie die Nullen einer langen Zahl. Keine Glocke, die den Sonntagmorgen einläutet, kein Festkleid, keine gesellige Unterhaltung ám Wirtstisch. Immer die gleiche, eintönige Umgebung, dieselben Menschen, dieselben Gedanken.

Und das Jahr? ... Der Farmer fährt einige Male zur Station, besucht seine Nachbarn, macht wohl auch einmal eine größere Pad. Aber dann versinkt er wieder im Meer der Einförmigkeit. Die grauen Wogen des Alltags schlagen über ihm zusammen, die Steppe singt ihr altes Lied, die ewig gleiche, einfache Melodie ohne Rhythmus und Leben.

Dies einsame Leben birgt den größten Reiz und die größten Gefahren des Farmerlebens in sich. Der innerlich starke Mensch, der sich selbst genügt, den reiches Erleben und persönliche Erfahrung die große Welt draußen kennengelehrt haben, der das Leben der

Digitized by Google

steifen Formen und oberflächlichen Redensarten satt ist . . . er wird sich wohl fühlen in dieser unbewegten Einsamkeit. Was er solange schon gesucht, ein persönliches Arbeitsfeld, fern von dem lästigen Treiben der Menschen, hier bietet es sich ihm schöner und größer als er je gehofft. Für ihn hat das Farmerleben einen hohen, sittlichen Wert. Und es ist nicht ohne Poesie, in der Berührung mit einer großen Natur, in der schöpferischen Tätigkeit und dem stets sichtbaren Erfolge der Arbeit.

Wir haben in Südwest schon eine ganze Reihe solcher Farmer. Es sind ausgesprochene Persönlichkeiten, echte Kolonialmenschen mit allen Vorzügen und Nachteilen eines solchen. Meistens haben sie mit wenig Geld angefangen. Sei es, daß sie arm ins Land kamen oder durch Unglücksfälle, Viehkrankheiten, fehlgeschlagene Unternehmungen usw. ihr mitgebrachtes Vermögen eingebüßt haben. So sind sie ganz Selfmademan, Eroberer, Herrenmenschen, zum Teil etwas gewalttätige Naturen. Nur durch eigene Kraft haben sie sich emporgearbeitet, und sie sind unbändig stolz darauf. Ein fester Wille kennzeichnet diesen Farmer, eine sichere Haltung, ein weiter Blick. Er wohnt in einem schmucken Haus, die Hausfrau sorgt für Behaglichkeit, für ein angenehmes Familienleben auch inmitten der wilden Natur. Dieser Farmer weiß, daß angestrengte Arbeit das beste Mittel gegen Einsamkeit und Langeweile ist. So legt er überall persönlich Hand an. Keine Arbeit ist ihm zu schwer oder zu gering. Wenn irgend möglich, wird er sich neben der Viehwirtschaft deshalb auch stets mit Garten- und Ackerbau beschäftigen. Seinen Eingeborenen ist er ein strenger, aber dabei doch wohlwollender Herr. Für politische und wirtschaftliche Fragen in und außerhalb der Kolonie hat er ein reges Interesse. Er hat das Land liebgewonnen und will seinen Kindern und Kindeskindern eine dauernde Heimat auf der Steppe gründen.

Diese sonngebräunten Männer mit der selbstbewußten, stolzen Persönlichkeit zeigen uns, wie die Steppe den ernst strebenden Mann erzieht, ihn frei macht und stark . . . Ein hoher demokratischer

Digitized by Google

Zug ist den Farmern allen eigen. Jeder fühlt sich dem andern gleich. Es gibt draußen kaum Unterschiede in der Zivilbevölkerung außer denen des Besitzes. Und der ist eben mehr bedingt durch die persönliche Tüchtigkeit als durch mitgebrachtes Kapital, gesellschaftliche Stellung usw. Selbst ist der Mann! Das ist die Parole für diese Farmer. Jeder arbeitet nach eigenem Stil und Muster. Der einzige Maßstab ist der Erfolg. Nirgends ein Schema, selten ein Vorurteil. Alles ist der persönlichen Willkür, dem Geschmack, der Fähigkeit des einzelnen überlassen.

Ein anderer Typus der Farmer ist weniger erfreulich. Ich meine die unerfahrenen, meistens jungen Leute, die von zu Hause her frisch in das Land kommen, sich naturgemäß meistens an den Grenzen der Kultur ansiedeln müssen. Sie haben oft die laute Stimme der Alten, ohne doch an Leistung und Erfahrung mit ihnen wetteifern zu können. Die geringe Arbeit, die eine Viehfarm erfordert oder doch erfordern kann, die einsame Lebensweise sind für sie sehr gefährlich. Gerade der innerlich schwache und unselbständige Mensch, der zu Hause nur in Rudeln auftritt, dem sein Inneres ohne Anregung von außen her nichts zu sagen hat, vor allem der junge, unerfahrene Mann, der sich noch nach den Genüssen der Großstadt sehnt ... für die ist das Farmerleben die größte Enttäuschung. Sie sind der großen, starken Natur, die sie umgibt, nicht gewachsen. Die Einsamkeit drückt sie zu Boden. Sie kommen auf der Farm äußerlich und innerlich herunter. Sie werden wie Eingeborene und Buren stumpf, träge, willenlos. Ihre einzige Tätigkeit besteht im Rauchen und Kaffeetrinken. Ihre einzige Bewegung darin, daß sie im Langstuhl mit dem Schatten der Sonne um das Haus wandern.

Es kommt hinzu, daß auf diesen abgelegenen Farmen eine weiße Frau in der Regel fehlt. Die Folge von dem allem ist, daß solche Leute — es brauchen gar nicht immer nur die Jungen und Ungebildeten zu sein! — jegliche höheren Interessen verlieren, gegen Sitte und Herkommen gleichgültig werden, sich vor allen Dingen mehr als es nötig ist an eingeborene Weiber anschließen.

Digitized by Google

Wenn junge Leute bei einer solchen Lebensweise auch nicht gerade geistig zurückgehen, so bleiben sie doch auf dem Bildungsgrade stehen, den sie mit ins Land gebracht haben. Ich habe draußen einen 24jährigen Farmer kennengelernt. Er war ein reizender, netter Kerl. Vor 7 Jahren ins Land gekommen, wußte er noch alle seine Aufsatzthemata aus der Schule, seine Zensuren, seine Erlebnisse aus der Sekunda. Er schrieb wie ein Schuljunge im Aufsatzstil, redete und dachte über die Welt noch genau so naiv und harmlos wie vor 7 Jahren. All die lange Zeit in Afrika hatte ihn geistig nicht weitergebracht. Wohl hatte er gelernt, wie man mit Vieh wirtschaftet, wie man mit den Eingeborenen umgeht. Er war ein guter Jäger und glänzender Reiter geworden . . . , aber geistig war er immer noch der Sekundaner und wird es auch zeitlebens bleiben, wenn von außen her keine stürmende Woge in seine tote Einsamkeit hineinschlägt.

Aber auch Rückgang der Kultur stellt sich häufig ein. Die Leute verlernen in der Einsamkeit zu sprechen, sich zu unterhalten, werden menschenscheu, bekommen ganz verschrobene Ideen, zimmern sich die tollsten Weltgebäude zurecht oder verlernen überhaupt jegliches Denken, werden direkt stumpfsinnig und blöde. Die mangelhafte Tätigkeit, die abgeschlossene Lebensweise, das ständige Zusammenleben mit den Eingeborenen sind die Ursachen dieser Erscheinung. Der ist total »verkaffert«, sagt man von einem solchen Menschen. Hauptsächlich der Verkehr mit den eingeborenen Weibern ist für schwache Charaktere sehr gefährlich.

Wie können wir hier Besserung schaffen? Das dringendste ist, mehr weiße Frauen müssen ins Land. Und zwar Frauen mit Charakter und Selbstbewußtsein. Eine Frau bringt immer ein Stück Heimat mit; sie steht den Eingeborenen ferner gegenüber als der Mann. Rassenbewußtsein und Herrensinn wird sie in jedem Mann wieder wachrufen. Sie wird den Anschluß an die Heimat, ans Elternhaus aufrechterhalten, sie wird einen geselligen Verkehr mit den Nachbarfarmern anregen, wird selber immer ein sauberes,

Digitized by Google

gemütliches, gastfreies Haus halten. Frauen, gute Frauen tun dem Lande mehr not als alles andere.

Die koloniale Frage ist nicht zuletzt eine Frauenfrage! Auch der Frau steht in Afrika eine reiche, ja fast überreiche Tätigkeit offen. Auch sie muß Neuland bearbeiten. Sie muß im Haushalt Versuche machen, das und jenes erproben, wie der Mann in der äußeren Wirtschaft. In dem heißen Klima ist Herstellung und Zubereitung von Speisen, Fleisch, Gemüse usw. oft ganz anders als sie es von Hause her gewöhnt ist. Eine viel geringere Auswahl an Nahrungsmitteln steht ihr zur Verfügung. Sie muß mit einfachen Mitteln arbeiten: Fleisch, Mehl, Milch, Eier, in vielen Fällen auch Veldkost, wilde Pflanzenfrüchte. Daraus abwechselnde und schmackhafte Speisen herzustellen, bedarf ein gut Teil eigener Erfindungskraft, Lust zur Arbeit und Geduld. Die Farmersfrau hat von morgens früh bis abends spät viel zu tun, wenn sie Haus und Wirtschaft in Ordnung halten will. Und darauf wird sie unter allen Umständen sehen. Denn gerade in der Wildnis ist ein gemütliches Heim doppelt viel wert, es ist ein kleiner Ausschnitt deutscher Erde im fremden Land.

Toiletten und große Gesellschaften muß eine richtige Farmersfrau allerdings entbehren. Dafür aber hat sie die vielseitige, lohnende Tätigkeit. Sie nimmt im Leben der Farm die gleiche Stellung ein wie der Mann. Sie ist sein Kamerad. Mann und Frau haben auf der Farm die gleichen Interessen, die gleichen Sorgen, die gleichen Freuden, den gleichen Beruf. Der Mißklang zwischen den Interessen des Mannes und denen der Frau, der so viele moderne Ehen stört, ist dem Farmerleben fremd, wie überhaupt der Landwirtschaft. Die Frau bestimmt Wohl und Wehe einer Farm. Sie hat, wenn dem Farmer nicht sehr große Geldmittel zur Verfügung stehen, mehr und Wichtigeres zu tun als der Mann.

In wirtschaftlicher Hinsicht herrschen auf einer Farm Zustände, die ganz an die Naturalwirtschaft unserer Großväter erinnern. Alles wird auf der Farm hergestellt und großenteils auch wieder verbraucht.

Digitized by Google

Daß der Farmer sich sein Haus oft selber baut, haben wir schon gehört. Er macht sich auch einen großen Teil seiner Geräte; er richtet sich eine Werkzeugkammer ein, er repariert seinen Wagen, beschlägt seine Pferde. Schuhe kann er besohlen, Möbel zurechtzimmern; von jedem Handwerk muß er etwas verstehen. Er ist eben in allen Dingen ganz allein auf sich angewiesen.

Mit dem inneren Haushalt ist es ähnlich. Der Farmer lebt größtenteils von seinen eigenen Produkten. Und es ist Sache der Frau, sie möglichst vielseitig zu verwerten; wenn sie sich einen kleinen Garten hält, kann sie fast das ganze Jahr über frisches Gemüse auf den Tisch bringen. Schwieriger ist oft die Beschaffung von Fleisch. Das erscheint auf den ersten Blick paradox. Eine Viehfarm und kein Fleisch? Und doch ist es vielfach so. Für einen Farmer, der nur Rindviehzucht treibt, lohnt es sich nicht, jede Woche ein Rind zu schlachten. Wenn er auf der Jagd kein Glück hat oder nicht eine große Herde Schlachthammel besitzt, ist das Fleisch oft knapp bei ihm. Die Fleischnot, oder besser die Unrentabilität des Konsumierens von eigenem Vieh, ergibt sich am deutlichsten daraus, daß Farmer, die in der Nähe einer größeren Siedlung sitzen, ihr Fleisch regelmäßig von dort beziehen.

Ähnlich geht es mit der Milch, obwohl hier die Verhältnisse anders liegen. Gegen Ende der Trockenzeit, wenn das Gras hart und spröde ist, die Weide oft auch weithin abbrennt, ist die Milchproduktion auf der Farm sehr gering. Dann sieht sich mancher Farmer gezwungen, Büchsenmilch und Konservenbutter zu kaufen, falls er seine Bedürfnisse nicht einschränken will. Nur während weniger Monate des Jahres, in der Regenzeit, ist reichlich Butter und Milch auf jeder Farm. Dann kommt es oft vor, daß der Farmer seine überflüssige Butter zum Schmieren der Wagenräder benutzt, so reichlich steht sie ihm zur Verfügung, und so gering ist dann ihr Marktpreis in den Städten! Jetzt kann man schwelgen auf der Farm in ländlichen Genüssen, in Schlagrahm und Sauermilch, in Käse und Milchspeisen. Geflügel hält sich auch jeder Farmer, manche treiben

Digitized by Google

auch Bienenzucht. So ist die Nahrung, »die Kost« sagt man draußen, auf der Farm äußerst bodenständig, einfach, aber dabei doch nahrhaft und gut.

Jedermann wird gastfreundlich aufgenommen und bewirtet, als sei er ein Glied der Familie. Man fragt nicht, wie lange er bleiben will. Er ist eben da. Im Gegenteil, auf vielen entlegenen Farmen sucht man den Gast, auch den ganz Fremden, so lange als möglich zu halten. Der Besucher bringt immer etwas Abwechslung in das einförmige Leben. Er muß erzählen, viel erzählen. Der große Kaffeetopf wird nie leer werden, und eine Pfeife Tabak hat man auch immer für ihn übrig. Geht er dann noch etwas auf Jagd oder repariert ein bißchen im Hause herum, dann ist er überhaupt heimatberechtigt auf der Farm. Nach einigen Monaten »macht« er weiter, besucht eine andere Farm und beginnt dasselbe faule Leben. Diese Farmparasiten sind eine ganz eigene Erscheinung in Südwest. Sie sind den Aasgeiern zu vergleichen, die auch von fremder Beute leben und stets das Veld nach Nahrung absuchen.

Wie sich aus der Unabhängigkeit vom Markte leicht verstehen läßt, ist die Unterhaltung, der Betrieb einer Farm im Normalfalle äußerst billig, und die ganze Farmwirtschaft deshalb recht rentabel. Eine jährliche Vermehrung des Viehbestandes um 60—70 % wird allgemein angenommen. Rechnet man durch Unglücksfälle, Krankheiten usw. 20 % ab, weiter für Betriebsunkosten 30 %, dann ergibt sich nach den Angaben vieler Farmer eine Rentabilität von 10—20 %. In vielen Fällen wird sie höher, in anderen auch geringer angenommen. Bei allen Berechnungen bleibt ein sehr wichtiger Faktor stets unbestimmt: der persönliche Wert des Farmers. In dem Neulande, wo jeder anders wirtschaftet, wo jede andere Farm andere Bedingungen aufweist, ist dieser Faktor nicht wichtig genug einzuschätzen. Auf ein und derselben Farm werden zwei verschiedene Farmer mit den gleichen Mitteln ganz verschiedene Resultate erzielen. Deshalb sind alle Rentabilitätsberechnungen, so sehr sie auch während des Krieges eine Zeitlang Mode waren im Lande, recht illusorisch.

Digitized by Google

Nach diesen Angaben darf man also eine Verzinsung der Farm zu 10—20% sicher annehmen. Ist das nicht genug? Welche Kapitalanlage ist zu Hause so rentabel? Und welcher landwirtschaftliche Betrieb verursacht so wenig Kosten, verlangt so wenig Arbeit? Aber dann müßten wir ja schon viele reiche Leute in Südwest haben? Das ist aber nicht der Fall. Wenigstens durch die Farmwirtschaft sind bis heute nur wenige große Vermögen gemacht worden.

Zwar der herrschende Geldmangel vor dem Kriege war eigentlich gar kein so schlechtes Zeichen für das Land. Überall wurden Farmen in Betrieb genommen, Wasser erschlossen, Vieh gekauft. Alles Geld wurde umgesetzt, in Kulturwerten angelegt. Da sich nun vor 5 Jahren kein Farmbetrieb verzinst — so lange dauert es, bis der erste Nachwuchs verkauft werden kann —, so müssen die Farmer, abgesehen von den Erwerbsunkosten, die ersten 5 Jahre auch die Betriebsunkosten aus ihren Barmitteln bestreiten. Und daher großenteils der chronische Geldmangel im Schutzgebiet, ein Zeichen der wirtschaftlichen Fähigkeiten des Landes.

Die Farmer, die schon länger in der Kolonie waren, haben zu sehr unter den unruhigen Verhältnissen gelitten. Keine Farm eigentlich im Lande, die sich von vornherein ruhig entwickelt hätte. Da waren Aufstände der Eingeborenen, Rinderpest, Heuschreckenplagen, Krankheiten, und wieder Aufstände der Eingeborenen. Manche Farm wurde dreimal zerstört, alles Vieh abgetrieben, in einigen Fällen Frau und Kinder ermordet. Immer wieder haben die Farmer angefangen zu bauen, zu arbeiten, zu hoffen. Und jetzt, wo alles in bester Entwicklung war, da warf der große europäische Krieg auch seinen Schatten über Südwest. Mehr wie je zuvor hat das Land gelitten. Weil es eben schon im Blühen war, überall die Knospen jungen Lebens aufgingen, deshalb hat dieser letzte Kriegsfrost so sehr geschadet.

Schlimmer noch als Kriegsnöte lastet die Natur auf dem emporstrebenden Farmer. Die rohe Viehwirtschaft, die die Steppe erfordert, die wir von den Eingeborenen und Buren übernommen haben, ist

Digitized by Google

unsicher, unzuverlässig, allen Launen und Gefahren einer wilden Natur ausgesetzt. Jedes Jahr fast trifft den Farmer ein neues Unglück. Da regnet es nicht oder zu wenig. Die Weide wird knapp, der Brunnen versagt. Eine Seuche kommt unter das Vieh, oder sonst eine rätselhafte Krankheit bricht aus. Die Eingeborenen laufen weg oder zeigen sich widerspenstig. Sie vor allem machen dem Farmer das Leben schwer. Die südwestafrikanischen Eingeborenen sind minderwertig in der Arbeit und anspruchsvoll im Lohn und in der Behandlung.

So stellen sich dem Farmer tausend Schwierigkeiten entgegen. Und die Farmwirtschaft, die auf dem Papier rein rechnerisch so erfolgreich ist, hat schon manchen Farmer Gesundheit und Vermögen gekostet. Viele Farmer sind im wahrsten Sinne des Wortes Kulturdünger gewesen. Sie haben die Mittel erprobt, die Wege versucht, auf denen man dieser fremdartigen, zähen Natur beikommen kann. Selber sind sie unterlegen. Doch die Nachbarn und Kollegen haben von ihnen gelernt.

Im großen und ganzen sind heute Wege und Ziele der südwestafrikanischen Farmwirtschaft gegeben. Wenn man die rätselhaften, oft so verheerend auftretenden Viehkrankheiten einmal bekämpfen kann, dann wird die Farmerei wesentlich an Wert und Sicherheit gewinnen. Aber immer noch wird der größere Feind einer geregelten Viehwirtschaft bestehen bleiben: die Unsicherheit und Spärlichkeit des Regens. So lange der Farmer auf die rohe Weidewirtschaft angewiesen ist, so lange ist sein Besitz unsicher, schwankend. Keine Gesellschaft wird sein Vieh versichern, kein Mensch wird seinen Boden hoch kreditieren. Ein Fehljahr kann ihn zum armen Mann machen.

Aus solchen Gründen ist der Einzelne, der Farmer, nicht so mit dem Lande, seinem Boden verwachsen wie der Landwirt zu Hause. Der Farmer ist nicht auf seiner Farm geboren und beabsichtigt auch nicht, da zu sterben. Die Farm ist für ihn in den allermeisten Fällen nur eine Kapitalanlage, und unter kapitalistischen Gesichtspunkten

Digitized by Google

wirtschaftet er auch. Keine Jugenderinnerungen, keine Gefühlswerte, die ihn in der »rationellen« Ausnutzung seines Landes hindern. Er steht seinem Boden fremd gegenüber, wie der Pächter seinem Pachtgute etwa, und kennt auch nur das eine Interesse wie dieser: möglichst viel aus seiner Farm herauszuwirtschaften. Was die Landwirtschaft zu Hause noch selten ist, das ist sie hier in der Regel: kapitalistisch. Damit hängt auch die verhältnismäßig große Zahl landwirtschaftlicher Aktiengesellschaften zusammen, die wir in der Kolonie haben, im starken Gegensatz zur Heimat. Man legt sein Geld in Südafrika in Farmen an, wie zu Hause etwa in der Industrie. Hat man genug verdient, dann verkauft man seine Farm, fährt nach Hause und genießt sein Geld, holt nach, was man die langen Jahre draußen entbehren mußte. So oder ähnlich ist doch das Bestreben der meisten Farmer. Nun, die Wirklichkeit ist oft anders, wie wir schon gesehen haben.

Das ist natürlich für das Land nicht vorteilhaft, wenn seine Bewohner wechseln wollen wie die Angestellten in einer Fabrik. Schon genug, daß die Beamten ein Wandervogeldasein führen. Die Farmer haben dem Lande gegenüber die Verpflichtung, bodenständig zu werden, nicht nur zu nehmen, sondern auch etwas zu geben. Südwest braucht eine Bevölkerung, die gerne draußen lebt, die das, was sie in der Wildnis entbehrt, frohen Herzens eintauscht gegen die Freuden ihres freien, selbstgewählten Berufes.

Aber ich denke, die Bodenständigkeit, das Heimatsgefühl kommt von ganz allein. Das Land wird schließlich nicht durch die Lebendigen, sondern durch die Toten besiedelt. Sie sind das beste Ansiedlermaterial. Wenn unter Zypressenhainen Gräber um die Farmhäuser entstehen, wenn die Kinder erst auf der Steppe heranwachsen, wenn emsige Arbeit sich mit Erfolg gekrönt sieht, wenn bleibende Kulturwerte aus dem Nichts geschaffen sind... dann werden die Gefühlswerte da sein, die den Farmer an seine Farm binden. Ihn und seine Kinder und Kindeskinder.

Digitized by Google

Digitized by Google

Auf Pad

Digitized by Google

Das Reiseleben in Südafrika ist eine der charakteristischsten Erscheinungen auf verkehrstechnischem Gebiete. Die weite, größtenteils unbewohnte Steppe, der Mangel an fließenden Gewässern, der Grasreichtum und das gesunde Klima bedingen eine ganz eigenartige Reisetechnik. Ochsenwagen, Swip, Trecken, Pad, Tauleiter, das sind echt südafrikanische Begriffe.

Die Holländer haben den alten germanischen Reisewagen, mit dem schon die Zimbern und Teutonen die römischen Grenzen überschritten, in Südafrika eingeführt. Aber dieser Wagen erwies sich für die Steppe bald als viel zu leicht und gebrechlich. Er mußte den neuen Bedingungen gründlich um- und angepaßt werden.

Wege, künstliche Straßen gab es nicht. Eine Wagenspur, und mag sie schon Jahre alt sein, gilt allgemein als Weg, als »Pad«. Ist eine solche nicht vorhanden, dann fährt man aufs Geratewohl, über Stock und Stein auf die Steppe hinaus. Wohl muß man gelegentlich mit Axt und Beil sich eine Fahrbahn durch dichten Dornbusch schlagen, muß mit vieler Mühe eine tiefe Schlucht passieren, einen steilen Hang überschreiten, über Steine und Klippen den Wagen schleifen lassen. . . . Dann aber wieder hat man große freie Flächen vor sich, oft von lichtem Baumwuchs bestanden, über die man ungehindert frei hinwegfahren kann. In unbekannten oder fremden Gegenden richtet man sich nach der Sonne, den Sternen, dem Kompaß, nach einem fernen Bergzug und steuert in gerader Richtung darauf zu. Ich erinnere übrigens daran, daß der Kompaß den Chinesen ursprünglich ein Wegweiser in den endlosen Steppen Innerasiens war und wohl zu dem Zwecke überhaupt von ihnen erfunden wurde. Erst später wagten sie sich mit seiner Hilfe hinaus aufs Meer und benutzten ihn auch da als Führer.

Wie der Wald, den wir schon mit dem Grunde des Meeres verglichen haben, jegliche Bewegung hemmt, so erleichtert die Steppe, der uferlosen Oberfläche des Meeres vergleichbar, den Verkehr. Die Bewegungsfreiheit ist nahezu unbeschränkt.

Digitized by Google

Nur schwere, starke Wagen allerdings halten einen solchen freien Kurs über die Steppe aus. Der südafrikanische Wagen ist im allgemeinen so gebaut, daß er eine Belastung von 80 bis 100 Zentnern ertragen kann. Dieser große Tonnengehalt ist schon begreiflich bei der Leichtigkeit des Verkehrs, des Fortbewegens, und er ist direkt notwendig in dem dünn besiedelten Lande, wo man, wie auf einem Schiffe, für Monate jeglichen Lebensbedarf mit sich führen muß. Auf kleinen, starken Rädern ruht das $5^1/_2$ m lange, $1^1/_2$ m breite, kastenartige Obergestell; auf beiden Seiten ist noch dazu eine 30 bis 40 cm breite Reling angebracht. Die Deichsel ist so befestigt, daß sie leicht nach oben und unten bewegt werden kann. Beim Fahren über unwegsames Land ist das sehr vorteilhaft.

Es kommt weiter hinzu, daß man in Südafrika wochen- und monatelang reisen muß, um von der Küste oder der Bahnstation auf die Farm zu kommen. Die ganze Familie, aller Hausrat, aller Besitz muß dann auf dem Wagen mitgeführt werden.

In früherer Zeit, und stellenweise auch heute noch, zogen manche Burenfamilien jahraus, jahrein im weidereichen Veld umher, mit ihrem Vieh und ihrem ganzen Haushalt, immer der besten Weide, dem meisten Wild nach. Ein richtiges Nomadenleben führten diese »Treckburen«. Ähnlich zogen in den 80er und 90er Jahren deutsche Händler und Farmer bei den Hereros und Hottentotten umher, allerlei europäische Waren gegen Straußenfedern, Elfenbein und Vieh eintauschend. Oder, als im Jahre 1834 die Sklaverei in der Kapkolonie aufgehoben wurde und dadurch viele Burenfamilien ruiniert waren, da kam die allgemeine Unzufriedenheit mit der englischen Herrschaft zum Ausbruch, und ein großer Teil der Buren wanderte aus nach Norden, in die noch unbewohnte Steppe und gründete hier neue, unabhängige Staaten, den Oranje-Freistaat und Transvaal. Dieser »große Treck« war nur durch den Ochsenwagen möglich, der die Buren all ihr Hab und Gut mitführen ließ. Das bigott fromme Volk dachte dabei sicherlich an den ganz ähnlichen Auszug der Juden aus Ägypten, die ebenso mit mehrjochigen Ochsen-

Digitized by Google

wagen, langsam von Wasserstelle zu Wasserstelle mit ihren Herden weidend, dem Heiligen, Gelobten Lande zu zogen.

Um eine so starke Belastung auf unwegsamem Gelände zu ertragen, monate-, ja jahrelang, dazu mußte der Reisewagen natürlich sehr stark gebaut sein. Andererseits aber war es ein Anlaß, ihn möglichst wohnlich und bequem einzurichten. War er doch das einzige Haus dieser wandernden Hirten, ein Haus, um überall darin zu wohnen, es von Ort zu Ort zu führen.

Ein weißes Leinentuch ist deshalb als Schutzdach über den ganzen Wagen oder über die hintere Hälfte gespannt. Vorn und hinten wird das halbkreisförmig gewölbte Dach durch Rollvorhänge geschlossen. Ebenso können an den Seiten Fenster angebracht sein. Gegen Sonnenschein und Hitze, gegen Sand- und Staubstürme, gegen Regen, in den Winternächten auch gegen Kälte schützt das Dach. Ein richtiger Wohnraum ist hier geschaffen, der durch ein breites Liegebett rasch in ein Schlafzimmer verwandelt werden kann.

Vorn auf dem Wagen steht die Vorkiste. Sie enthält die für die Pad notwendigen Lebensmittel, Eßgeschirr, Becher, Tassen. In einer der beiden Seitenkisten wird das Kochgerät aufbewahrt: Dreifuß, Teekessel, Kaffeemühle, Bratpfanne. In der anderen Kiste ist das Treckzeug: Wagenschmiere, Vorschlag (für die lange Peitsche), Wagenwinde (Domkrach), Hammer, Beil, Schrauben, Nägel. Reparaturen müssen natürlich alle unterwegs selbst gemacht werden. Zwei gefüllte Wasserfässer dürfen niemals fehlen. Häufig ist auch an den Seiten des Wagens ein Leinwandzelt angebracht, das während der Fahrt aufgerollt ist und im Lager heruntergelassen wird.

Jeder einzelne hat irgendeine Besonderheit an seinem Wagen. Er ist der Stolz des Frachtfahrers und des Farmers. Sogar richtige Luxuswagen werden gebaut. Das Obergestell ruht dann auf kräftigen Federn, die jeden Stoß abschwächen. Im Innern sind Tisch und Stuhl vorhanden. An den Wänden können Spiegel, Bilder, Regale usw. angebracht werden. Das Holz und die Eisenteile werden bunt

Digitized by Google

gestrichen. Die Luxuskabine ist fertig, und ganz gemütlich und langsam steuert das Räderschiff über die weite Steppe.

Schon aus der Ferne sieht man es auftauchen. Eine graue Staubwolke erscheint weit draußen auf der Fläche. Nur langsam kommt sie näher. Wie ein hoher Mast ragt der mehrere Meter lange Swipstock des Treibers in die Luft. Jetzt erkennt man auch den Wagen, die Reling. Die Räder bleiben im hohen Grase verborgen. Wie vom Winde getrieben, ohne eigene Bewegung scheint der Wagen über das Grasmeer zu schwimmen. Das Steppenschiff hat nur einen Nachteil: es fährt zu langsam. Mehr wie 25 bis 30 km kann man an einem Tage kaum zurücklegen, selbst nicht mit den besten Tieren und im besten Gelände.

Das hängt vor allem mit der eigenartigen Bespannung des Wagens zusammen. Als Zugtiere kommen nur Ochsen in Betracht. 16 bis 20 Tiere werden paarweise vor den Wagen gespannt. Diese lange Reihe von Ochsen kann natürlich nicht nach heimischer Manier durch Stränge und Scheite an eine Deichsel gebunden sein. Eine freie Beweglichkeit durch das wegelose Gelände wäre da ja ganz unmöglich, ganz abgesehen von den technischen Schwierigkeiten einer solchen Bespannung. Die Ochsen gehen vielmehr fast ganz lose, sind nur zu zweien durch ein Joch an die lange »Treckkette« gespannt. Die zwei hintersten Ochsen, die »Achterochsen«, gehen allein an der Deichsel. Die andern ziehen an der Treckkette, die vorne an der Deichsel befestigt ist.

Ein Treiber, ein Tauleiter, ein Viehwächter gehören zur Bemannung des Steppenschiffes. Der Treiber ist die Hauptperson, der Vormann des Wagens. Er hat die lange Swip und treibt mit lautem Lärm und Geschrei die Ochsen an. Die mehrere Meter lange Peitsche richtig zu handhaben, das schwerfällige Gespann durch Klippen und Dornbusch zu lenken, das ist gar nicht so einfach. Der Bleß, der zweite Ochse links, der Kafferland, der vierte links, müssen etwas mehr rechts gehen. Der Freistaat, der Rotberg, der Leutnant mehr links. . . . Achtung, da liegt ein großer Stein im Wege! »Freistaat,

Digitized by Google

Friesland, Rotberg, Kafferland«, schreit der Treiber im schrillen, singenden Tonfall mehrere Male schnell hintereinander. Er rennt dazu das lange Gespann auf und ab und hilft mit der Peitsche, vor- und rückwärts schlagend, nach. Nur lange Übung und Erfahrung lassen die Kunst des Treibens erlernen.

Der Tauleiter, meistens noch ein kleiner Junge, hat die Aufgabe, die vordersten Ochsen an einem Tau, das um ihre Hörner geschlungen ist, an schwierigen Stellen oder im unwegsamen Gelände zu führen. Der Viehwächter nimmt die niederste soziale Stellung in der Bemannung des Wagens ein. Er treibt die Ochsen im Lager ans Wasser zur Tränke, des Nachts auf die Weide. Dafür hat er während der Fahrt nichts zu tun, er kann aufsitzen und schlafen.

Wichtiger noch als das Personal sind die Ochsen selber für die Pad. Wenn sie aus Hunger und Durst oder durch die Nachlässigkeit des Wächters weglaufen, dann liegt die Expedition still. Oft dauert es Stunden und Tage, bis sie alle wieder eingeholt sind. Dann kann das Warten in der öden Wildnis oft zur Qual werden, und mit Jubel werden die Ausreißer begrüßt. Ihrer Wichtigkeit entsprechend werden die Ochsen auch behandelt. Sie werden ausgespannt und auf Weide geschickt, sobald man im Lager angekommen ist. Sie werden zum Wasser geführt und getränkt, und dann erst kommen die Menschen mit ihren Bedürfnissen an die Reihe.

Die Ochsen spielen hier auf Pad eine ähnliche Rolle, wie in den Tropen die Träger. Oft muß ich an dortige Bilder denken. Morgens, wenn alles eingepackt oder aufgeladen ist, müssen Ochsen und Träger in einer langen Reihe antreten. Ohne Geschrei, Puffe und Tritte geht es dabei nicht ab. Dann erhält jeder Träger seine Last, jeder Ochse wird an sein Joch gespannt. Ich rufe »los«, und hier die Ochsen, dort die Träger setzen sich in Bewegung. Beide legen im Tag etwa 25 km zurück, die Träger in einer Tour, die Ochsen in zwei Trecks. 100 Träger leisten etwa so viel wie 20 Ochsen. Der Treiber eines Ochsenwagens, der Headmann einer Trägerkolonne spielen in der Expedition eine große Rolle. Der Headmann schreit

Digitized by Google

jeden Träger an: Take your kargo! (nimm deine Last!), der Treiber brüllt dem Ochsen zu: Jooch! und der legt seinen Kopf willig hinein ins Joch. Der eine bückt sich, der Ochse nämlich, der Treiber erhebt sich mit seiner Last. Das ist eigentlich der einzige Unterschied zwischen diesen beiden Transporttieren. Doch nein, etwas Wesentliches kommt hinzu: Der Ochse ist viel billiger als sein zweibeiniger Kollege. Aber ich möchte beinahe behaupten, daß der dafür mehr leistet. Nicht der einzelne, aber die Gattung.

Immer wunderte es mich, wie sehr unsere Leute an den Ochsen hingen. Zum Einspannen derselben, zum Antreiben unterwegs, zum Ausspannen im Lager, nie brauchte ich einen dazu aufzufordern. Die Treiber, die Bambusen (Boys), der Koch, der schwarze Polizeidiener, alle kamen sie herbei. Mit leuchtenden Augen, mit flinken Händen, unter Lachen und Scherzen halfen sie mit. Das war die einzige Arbeit, die sie gerne verrichteten. Jeder kannte jeden von unseren 43 Ochsen mit Namen, wußte seine Eigenheiten, seine Vorzüge und Fehler. Stundenlang unterwegs und im Lager unterhielten sie sich über die Ochsen. Das hängt wohl in erster Linie damit zusammen, daß die Rinder von alters her im Leben dieser Hirten die Hauptrolle gespielt haben. Sie bildeten ihren einzigen Besitz, ihre einzige Beschäftigung, das einzige Interesse. Auf Pad kommt noch hinzu, daß die Ochsen gewissermaßen eine soziale Stufe tiefer stehen als die Eingeborenen. Der Schwarze, der von jedermann so sehr gescholten und verachtet wird, er darf dem Ochsen befehlen. Er ist ihr Baas (Herr), sie haben ihm blindlings zu gehorchen. Daher wohl auch zum Teil die Vorliebe, mit der die Eingeborenen mit den Ochsen umgehen.

Dies sind die Reisemittel, die in Südafrika zur Anwendung kommen. Die Art, ich möchte fast sagen die Naturgeschichte des Reisens, ist nicht weniger interessant. Die Strecke, die man in einem Zug ohne auszuspannen zurücklegt, heißt »ein Treck«. Ein Treck ist im Durchschnitt 12 km lang. Er ist die Maßeinheit, und nicht der Kilometer.

Digitized by Google

Man sagt z. B. es sind von hier nach dort vier Trecks. Ob, wann, wie lange man treckt, das hängt ganz von den Wege-, Wasser- und Weideverhältnissen ab, richtet sich also nach den Ochsen und nicht nach den Menschen. Normalerweise müssen die Ochsen einmal im Tag getränkt werden. Sie dürfen nicht länger als vier Stunden im Joch bleiben. Sie sollen die heißen Mittagsstunden über ausruhen können. Sie müssen wenigstens einmal am Tage gute Weide haben.

Nun sind in der Regenzeit Wasser- und Weideverhältnisse fast überall günstig. Wasser steht in kleinen, wannenartigen Vertiefungen, den sogenannten Vleys, auf allen lehmigen Böden. Das junge, frische Gras bedeckt wie auf einer grünen Wiese weithin das Land. Aber nach den heftigen Regengüssen ist der Boden oft tagelang durchweicht, lehmig, glitschrig. Der Wagen sinkt dauernd ein, die Räder vergraben sich im Schlamm. Das ist der berüchtigte »Durchschlag«. Oft muß man den Wagen abladen und mehrere Male fahren, um über eine solche Stelle hinüberzukommen. Noch größere Hindernisse bieten die Riviere, die z. T. mehrere Male in der Regenzeit Wasser führen und tagelang fließen, »abkommen«, wie der technische Ausdruck heißt. Dann sitzt man mit seinem ganzen Troß oft viele Tage vor einem solchen wild rauschenden Steppenfluß und kann nicht hinüber. Man muß geduldig warten, bis das Wasser sich verlaufen hat. Brücken kennt man in Südafrika nur für Eisenbahnen. Ich glaube nicht, daß es auf der ganzen großen südafrikanischen Steppe mehr als zwei oder drei Brücken für den Wagenverkehr gibt!

Ein geregelter Reiseverkehr ist so in der Regenzeit unmöglich. Es kommt hinzu, daß die heiße Regenzeit viel ungesünder ist als die kalte Trockenzeit. So ist die letztere die Hauptreisezeit, die Reisesaison. In der Regenzeit geht man kaum auf Pad. Wenn aber die Regen nachlassen, die Wege trocken und die Nächte kühl werden, dann werden die Wagen repariert, die Räder geschmiert, und alles wird für die kommende Pad gründlich nachgesehen.

In der freien, frischen Luft, auf der weiten, sonnigen Steppe macht das Reisen nun unendlichen Spaß. Zwar Schwierigkeiten bleiben

Digitized by Google

auch nicht aus. Die Wasser- und Weideverhältnisse sind in der Trockenzeit manchmal recht schlimm. Die Vleys, die offenen Wasserlachen im freien Velde, sind alle ausgetrocknet. Man ist auf gegrabene Brunnen oder natürliche Wasserlöcher in Rivieren angewiesen, und auch bei ihnen kann man nicht immer auf genügend Wasser rechnen. Deshalb heißt die erste Padregel: Stets in Fässern genügend Wasser mitnehmen, damit im Notfall wenigstens für die Menschen gesorgt ist.

Mit Vorliebe bricht man nachmittags von einer Wasserstelle auf, nachdem die Tiere kurz vorher noch einmal getränkt worden sind. Dann brauchen sie erst am Abend des nächsten Tages wieder Wasser. Inzwischen kann man vier Trecks machen, das sind, wenn ein Nachtmarsch eingeschoben wird und man die Trecks verlängert, beinahe 100 km. Größere wasserlose Strecken, sogenannte Durststrecken, kommen selten vor. Länger können die Ochsen auch nicht dursten, ohne ernsthaften Schaden zu erleiden. Hat man eine Wasserstelle erreicht, dann bedarf es oft noch vieler Mühe, um genügend Wasser zu bekommen. In der Regel muß das Wasser mit Eimer und Tau aus tiefen Löchern heraufgeholt werden. Auf dem Boden wird ein Leinentuch ausgebreitet und an den Rändern durch untergelegte Klippen etwas erhöht. Das ist dann der Tränktrog. Zu dreien oder vieren dürfen die durstigen Tiere herankommen und trinken. Oft dauert es stundenlang, bis alle getränkt sind.

Es kommt auch vor, daß in einem Wasserloch gerade nur eben so viel Wasser vorhanden ist, daß es für die Menschen ausreicht. Die Ochsen wittern die Feuchtigkeit, heben den Kopf, drängen sich brüllend an das Wasserloch heran. Wir müssen sie dauernd wegtreiben; sie fressen keinen Halm heute, obwohl ringsum die schönste Weide steht. Der Durst ist für die Tiere nicht weniger schrecklich als für die Menschen! Das wenige Wasser, das noch in dem Loch steht, ist grün und grau vor Schmutz. Zu anderer Zeit würde ich mir nicht einmal die Hände damit waschen. Heute sind wir froh, daß wir Suppe und Kaffee mit der Brühe kochen können. Der Rest, der schon ganz nach Fäulnis stinkt, wird sogar noch im Wasserfaß mit-

Digitized by Google

genommen. Wer weiß, ob wir morgen besseres haben? An Waschen ist auf solchen Touren natürlich überhaupt nicht zu denken. Dazu ist das Wasser viel zu kostbar. Gesicht und Hände überziehen sich mit einer dicken, braunen Kruste. An den Schmutz gewöhnt man sich am schwersten. Der Wassermangel ist die schlimmste Eigenschaft der Steppe.

Nicht minder große Schwierigkeiten bringen in der Trockenzeit oft die Weideverhältnisse mit sich. An befahrenen Pads ist das Gras vielfach auf der ganzen Strecke total abgefressen. Man muß dann die müden Ochsen stundenweit weg noch auf die Weide treiben. An anderer Stelle haben Veldbrände weithin allen Graswuchs vernichtet. Wieder in anderen Gegenden hat es schlecht geregnet, und nur eine kümmerliche Grasnarbe deckt den Boden. Es ist dann oft recht schwierig, einen passenden Lagerplatz auszusuchen. Wenn die Weide gar zu schlecht ist, laufen die Tiere einfach davon.

Gewöhnlich muß der Viehwächter in der Nacht und über Mittag die Ochsen auf Weide treiben. Er hat aufzupassen, daß sie nicht weglaufen. Dazu ist er da. Aber er schläft einmal ein bißchen ein, geht ans Feuer, um seine Pfeife anzuzünden, und trottet dann wieder vom Lager zu seinem Vieh zurück. Schon findet er die Herde nicht mehr. Die Ochsen sind wieder einmal ausgerückt. Doch das ist nichts Neues. Am Morgen gehen die Eingeborenen auf Suche, den Spuren nach. Oft dauert es viele Stunden oder gar Tage, bis die Ausreißer zurückgebracht werden. Dann wird das Warten ungemütlich. Die Wagen sind aufgeladen, alles ist gepackt, zum Aufbruch fertig. Nur die Herren Ochsen fehlen.

Eine weitere Schwierigkeit bietet häufig die Beschaffung von Brennholz. In den kalten Nächten der Trockenzeit müssen für Weiße und Eingeborene mehrere Feuer die ganze Nacht hindurch unterhalten werden. Auf baumfreien Flächen macht es sehr viel Mühe, genügend Brennholz zu finden. Oft auch führt man deshalb auf dem Wagen oder der Karre Holz tagelang mit sich.

Digitized by Google

Trotz oder vielleicht gerade wegen dieser vielen Schwierigkeiten macht das Padleben sehr viel Spaß. Das Reisen ist wohl selten so angenehm und gesund wie auf afrikanischer Steppe, in der Trockenzeit wenigstens. Monatelang blauer, wolkenloser Himmel, heiterer Sonnenschein, angenehme Tage, kühle Nächte. Man schläft allgemein auf der Erde, neben dem Feuer. Der Boden wird etwas geebnet, Steine und Büsche entfernt, ein paar Decken aufgelegt, und fertig ist das Bett. An das Schlafen im Freien gewöhnt sich jeder so rasch, daß man sich nach langer Pad in einem geschlossenen Zimmer gar nicht mehr wohl fühlt. In warme Decken eingehüllt, lang hingestreckt neben dem nächtlichen Lagerfeuer zu liegen, wohl gar eine Pfeife im Mund, den Hund auf der einen, den Karabiner auf der anderen Seite, das ist echt afrikanisch. Der Himmel das Haus, die Erde zum Bett, der Mond als Lampe!

Trotz dieses primitiven Reisens, des Schlafens auf der Erde, des Schmutzes, der Anstrengungen ist das Padleben ganz unglaublich gesund. Trockenheit und Kälte machen ja den afrikanischen Winter aus, und beide sind schlimme Feinde aller schädlichen Krankheitskeime. Sie sterilisieren gewissermaßen die Steppe in der Trockenzeit, und deshalb ist sie so sehr gesund.

Auch seelisch bekommt das Padleben den meisten Menschen sehr gut. Wie auf Märchenflügeln werden sie plötzlich aus der überreizten, hochgespannten Atmosphäre des modernen Lebens hineinversetzt in eine altmodische, längst vergessene, fast biblische Lebensweise. Sie stehen auf mit der Sonne und legen sich mit ihr schlafen. Sie holen sich eigenhändig das Holz zum Feuer, auf dem sie ihren Kaffee kochen und das Fleisch braten. Sie machen sich abends mühsam auf der Erde ihr Lager zurecht und müssen überhaupt in jeder Weise ihr Leben selber fristen. Diese Bedürfnislosigkeit vor allem macht das Padleben so reizvoll.

Dann wirkt die afrikanische Einsamkeit beruhigend auf das Gemüt. Das Leben in der Wildnis hat so etwas Nachdenklich-Melancholisches, Friedliches, ich möchte fast sagen Unschuldig-

Digitized by Google

Keusches an sich. Inmitten der großen, schweigenden Natur vergißt man leicht die Welt draußen, ihre Leiden und Freuden. Und noch etwas: Das Padleben ist eine echt männliche Beschäftigung. Frauenkosen und Kindergeschrei passen nicht auf Pad, so wenig wie zur Jagd oder in den Krieg. Mit diesen beiden letzten Lebensarten hat die Pad auch die Gefahren und Anstrengungen gemeinsam.

Unter Pad in diesem Sinne meine ich allerdings nicht die Reise, die ein Farmer in die Stadt unternimmt, um sich dort Proviant zu holen. Nein, unsere Pad ist gleichbedeutend mit einem freien, ungebundenen Reiseleben. Fast immer ist die Jagd auf das herrliche, afrikanische Wild dabei das Hauptziel und die Hauptbeschäftigung. Auch der nicht passionierte Jäger greift in diesem Tierpark leicht zur Waffe und gibt sich mit Vergnügen einem mehr oder weniger edlen Weidwerk hin.

Zeit hat man auf einer solchen Pad, so ganz unmodern viel Zeit. Der Ochsenwagen, an den man in den meisten Fällen doch gebunden ist, bewegt sich sehr langsam vorwärts. Dann laufen die Tiere wieder einmal weg, ein Rad bricht am Wagen, oder man muß die Pad erst suchen und noch viele solcher »oder« mehr. Da heißt es dann stilliegen und einsam sich sonnen. Das soll ja nach Scheffel auch eine tapfere Kunst sein. Auch unterwegs, während des Reitens und Fahrens, hat man viel Zeit, Zeit zum Denken und Träumen. So ganz alte, längst vergessene Geschichten und Erlebnisse kommen einem wieder in den Sinn. Ferne Zukunft malt man sich bis ins kleinste genau aus. Ein Stolpern des Pferdes, ein Vogelruf, ein Stück Wild, ein ferner Bergzug ruft uns wieder in die Gegenwart zurück. Man spornt das Pferd an, achtet scharf auf die Umgebung, pfeift eine Melodie oder singt ein heimatliches Lied in die afrikanische Steppe hinaus. Das Padleben bringt Feiertagsstimmung mit sich!

Wer aber nur, um Entfernungen zurückzulegen, auf Pad geht, wer immer daran denkt, wie viel schneller und bequemer er diese öde, einförmige Landschaft im D-Zuge durchfliegen könnte — —

Digitized by Google

für den allerdings wird das Padleben weniger reizvoll sein. Wahrlich, sie sind zu bedauern, diese modernen Menschen, die für das Schöne und Große der wilden Natur so gar kein Verständnis haben; die nur die Nachteile, die Schwierigkeiten, das Rückständige des Lebens auf freier Steppe kennen und empfinden.

Am Tage reitet man den Wagen meistens voraus. Am schönsten ist es, die Pad zu verlassen und abseits im freien Veld umherzureiten, wie es einem gefällt. Zum Jagen ist dabei eigentlich fast immer Gelegenheit. Zu Fuß geht selten einer. Das bleibt den Eingeborenen überlassen. Der weiße Mann und mit ihm sein eingeborener Diener reiten. Das ist die naturgegebene Fortbewegung auf der Steppe. Pferd und Gewehr sind die Attribute jedes weißen Mannes in Südafrika. Das Reiten macht Spaß auf den weiten Flächen; wie auf einer natürlichen Rennbahn kann man überallhin fliegen.

Auf einer leichten Maultierkarre ist auch das Fahren mitunter recht angenehm. Im bunten Wechsel eröffnen sich uns die intimen Reize der Steppe, wenn wir lautlos auf der sandigen oder lehmigen Pad dahinsausen. Ein Stück Wild steht friedlich äsend am Wege, eine große, graue Trappe fliegt erschrocken in die Höhe. Dort flüchtet sogar ein Schakal in hohen Sätzen. Schön vor allem sind solche Karrenfahrten in hellen Mondnächten.

Auf Ochsenfuhrwerken macht das Fahren viel weniger Spaß. Der Lärm der Treiber, das Stoßen und Schleppen des Wagens verdirbt die Freude an der Landschaft. Gar erst, wenn es einmal durch dichten Dornbusch geht, wenn die schwere Ochsenkarre wie ein schaukelnder Kahn hin und her geworfen wird, wenn man jeden Augenblick an einen Baumstamm, eine Klippe anzufahren droht, dann wird das Fahren ungemütlich. Das hohe Dach der Karre stößt an Äste und Zweige. Sie werden durch das Holzgerüst umgebogen und fegen dann kratzend und reißend über das Segeldach hin. — Ich liege im Innern der Karre auf meinen Decken ausgestreckt und komme mir vor wie ein Passagier erster Klasse. Vorn auf der Vorderkiste sitzt ein Bastard als Kapitän und ein

Digitized by Google

Hottentott als Steuermann. Beiden geht es schlecht in dem hohen Seegang draußen. Welle auf Welle stürzt über sie herein, die Äste und Zweige der angefahrenen, sich beugenden Bäume. Hohe Spritzer springen ihnen ins Gesicht, Dornen und losgerissene Blätter. Die Kleider werden ihnen zerrissen, die Haut zerschunden. Wenn es nicht über Klippen geht, bekommt man unter Deck wenig vom Sturm draußen zu spüren. Nur das Kratzen und Schleifen der Äste über das Segeltuch erinnert an ein Schiff, das eine wogende See durchschneidet. Wenn wir dann aber über große Steine fahren, wenn die Karre wie von hohen Wellen hin und her geworfen wird, dann merkt man auch unter Deck den hohen Seegang draußen. Es gibt Leute, besonders Frauen, die bei solchen Fahrten regelrecht seekrank werden.

Aber die schönste Art zu reisen ist, ohne Wagen und großen Troß, allein zu Pferde mit einem Jungen und einem Packtier durch die Steppe zu ziehen. Oder noch primitiver, wie wir es bei der Truppe auf Patrouillen gemacht haben, drei oder vier Mann mit ihren Pferden. Ohne Pferd ist man auf der Steppe nur ein halber Mensch, wie ein Vogel ohne Flügel. Bei solcher Art des Reisens merkt man erst, wie wenig eigentlich zum Leben gehört, mit wie geringem man auskommen kann: Eine Feldflasche oder ein Sack voll Wasser, Reis, Brot, Kaffee und Zucker, ein Kochgeschirr, ein Löffel, ein Taschenmesser, eine Decke oder ein Mantel, das ist alles, was der Mensch zum Leben braucht. Streichhölzer und Tabak allerdings nicht zu vergessen.

Angenehmer ist es jedoch, wenn man mit einem Packtier und einem Eingeborenen reisen kann. Auf kleineren Exkursionen, bei großen Touren durch wasserloses Land, bei Erkundigungsritten in wenig bekannten Gegenden sind wir immer so gereist. Das ist ein herrliches Leben!

Für eine solche Tour werden natürlich nur die besten Tiere ausgesucht. Mit Überlegung muß alles vorbereitet werden, sonst kann

Digitized by Google

es recht unangenehme Situationen geben. Karten, Kompaß, Aneroid, Fernglas, Notizbuch und Thermometer bringe ich in den großen Ledertaschen meines Sattels unter. Proviant, Decken usw. muß das Packtier tragen. Gemüsekonserven, Wurst, Fleisch, Brot, Jam, Butter, alle möglichen Gegenstände, die das Leben in der Wildnis etwas angenehmer machen, können in den vier Taschen des Packsattels verpackt werden. Quer darüber werden Decken und Mantel gerollt, zwei volle Wassersäcke werden links und rechts angebracht, so daß das beladene Maultier wie eine vollgesogene Zecke aussieht. Dann wird bei den Reitpferden der Gurt angezogen, alles wird nochmal nachgesehen, der Karabiner in den Gewehrschuh gesteckt und aufgesessen. Wir reiten ab.

Ich habe auf solchen Reisen, wenn möglich, stets Hottentotten mitgenommen. Vor allem ein alter Bastard kannte sich auf der Pad aus wie kein zweiter; selbst Coopers Pfadfinder hätte mir nicht mehr nützen können. Er sorgte unterwegs für alles. Ich ritt voraus, das Maultier mit dem Gepäck nahmen wir in die Mitte, der Eingeborene folgte hinten nach. Meistens ritt er schweigend hinterher, die ewige Pfeife im Mund, mit den scharfen Augen stets die Umgebung absuchend. Kein Wild, kein Vogel entging ihm. Er kannte jede Spur, wußte männliche und weibliche, alte und junge Tiere nach ihren Hufabdrücken zu unterscheiden. »Zebra, alte Hengst, Wildebeest-Kuh, Leo, Leo (Löwe) — ganz alte Mann, Kudu-Aumann (alter Bulle), Eland Kuh, zwei Junge« höre ich ihn hinter mir aufgeregt reden. »Adda-didda, stief Gemsböcke in der Nacht«.

Morgens brachen wir stets mit der Sonne auf. Um zehn Uhr wird es auch in der kalten Zeit schon so heiß, daß man sich nach einem passenden Platz für die Mittagsruhe umsehen muß. Unter einer Baumgruppe oder im Schatten einiger Büsche wird abgesattelt. Die Tiere werden an den Vorderfüßen gespannt und dürfen weiden. Man muß nur stets auf sie aufpassen, daß sie nicht zu weit weglaufen. Dann suchen wir Holz und machen Feuer an. Ein Teller Suppe, eine Tasse Kaffee genügt in der Hitze. Darauf lege ich mich schlafen,

Digitized by Google

den Sattel als Kopfkissen benutzend. Der Eingeborene packt alles wieder ein, sieht nochmals nach den Tieren und dämmert auch ein bißchen. Um zwei Uhr weckt er mich. Ich mache meine Wetternotizen, dann fangen wir zusammen die Pferde ein. Um $^1/_2$3 Uhr müssen wir wieder im Sattel sein, wollen wir doch bis es Nacht wird noch 30 km reiten. Um $^1/_2$7 Uhr sind wir soweit. Wir lagern wieder unter einer Baumgruppe. Die Tiere werden abermals gefesselt und laufen lassen. Dann gehen wir wieder Holz suchen. Jetzt brauchen wir mehr, da wir das Feuer wegen der Kälte und der Raubtiergefahr die ganze Nacht hindurch unterhalten müssen.

Nun kocht der Eingeborene meine Abendmahlzeit: Fleisch mit Reis, Tee und Brot mit Käse. Im Scheine des Feuers mache ich meine Notizen über die Tagesbeobachtungen und lese die Instrumente ab. Dann setze ich mich zum Essen auf die Decken. Inzwischen geht der Junge (Diener) nach den Tieren, treibt sie mehr aufs Lager zu. Die Armen müssen heute dursten. Weit und breit ist kein Tropfen Wasser. Auch wir müssen mit unserm Vorrat sehr spärlich umgehen. Zum Reinigen der Kochgeschirre wird Sand und Gras benutzt.

Nach dem Abendbrot wird es gemütlich. Der Eingeborene macht mein Bett auf der einen Seite des Feuers zurecht, seine eigenen Decken breitet er auf der anderen Seite aus. Dann streckt sich jeder auf seinem Lager lang hin. Die Ruhe tut wohl nach dem anstrengenden Ritte. Der Eingeborene raucht, reibt sich die kalten Hände am Feuer, sieht ab und zu nach den Pferden, wirft Holz nach in die Glut. Still, lautlos, gemessen sind alle seine Bewegungen.

Ich betrachte voll stiller Freude die eigenartige Szenerie, die uns umgibt. Wir lagern auf einer großen, baumlosen Fläche. In unendlicher Reinheit erstreckt sie sich nach allen Seiten wie ein großer, grüner Teppich. Klar und scharf hebt sich der Horizont von der dunkleren Fläche ab; niedrig und flach spannt sich der Himmel darüber wie ein umgestürzter Riesenteller. Über einem braunroten, zarten Wolkenstreifen wird die Tonung heller, geht ins Gelblich-

Digitized by Google

grüne über und zuletzt in ein blasses Rosa, an das sich der blaugrüne Himmel anlegt. Schon blinkt der Abendstern mit seinem helleuchtenden Licht. Rasch tauchen hier und dort am klaren Himmel weitere Lichtpunkte auf. Ihre Zahl wird bald Legion und drängt den dunklen, unbeleuchteten Himmel ganz in den Hintergrund. Das Lagerfeuer verbreitet einen hellen Schein um uns. Es ist eine eigene Vorstellung, wir beide allein in der weiten, endlosen Wildnis. Ich hänge meinen Gedanken nach. Am Lagerfeuer läßt es sich so schön denken und träumen. . . . .

Die erste Kunst, die der Mensch sich aneignete, der erste Schritt, der ihn vom Tier entfernte und recht eigentlich zum Menschen machte, war zweifellos die Erfindung, Feuer anzumachen, das Feuer in seinen Dienst zu stellen. Wenn ich den allerniedrigsten Buschmann vom Velde draußen beobachte, wie er auf geradezu raffinierte Weise Feuer anzumachen versteht: Wie er sich zuerst einen windgeschützten Platz aussucht, dann mit fabelhafter Geschwindigkeit dürres Holz herbeischafft. Zuerst legt er kleine Zweige auf die Erde, streut trockenes Gras darüber, schichtet größere Holzstücke, ja sogar ganze Baumstämme darauf. Dann facht er seinen Zunder an, mittels einer Holzscheibe oder eines Stahles. Rasch lodert die Flamme hoch. Behaglich setzt sich der Buschmann daneben, wärmt sich zuerst, dann holt er Tabak aus dem schmutzigen Lederbeutel, nimmt einen glimmenden Zweig vom Feuer und zündet seine Pfeife an. Darauf röstet er Nüsse, Wurzeln oder Fleisch, was er gerade am Tage erbeutet hat, und alle seine Bedürfnisse sind befriedigt. Nach der Mahlzeit legt er sich lang ausgestreckt zum Schlafe neben das Feuer. Vorher trägt er sich noch so viel Holz zusammen, daß er die ganze Nacht hindurch schüren kann. Erst gegen Morgen läßt er das Feuer verglimmen. So ist er gegen Löwen und anderes Raubzeug geschützt. Das Feuer ganz allein ermöglicht die Lebensweise des Buschmanns und hilft ihm, das dürftige Leben zu fristen. . . . Es ist wirklich so, das Feuer bedeutete unseren ersten und wesentlichsten Kulturfortschritt. Ohne Feuer keine Menschen!

Digitized by Google

Wenn kein Sturm oder Regen herrscht, dann kann man stundenlang am Lagerfeuer sitzen, zusehen, wie die gelben Flammen emporlodern: Wie sie zuerst das braune Holz außen schwärzen, wie die rote Glut tiefer nach innen dringt, das harte Holz mürbe macht, bis es in einzelne Stücke auseinanderfällt. Auch sie flammen noch einmal auf, ehe sie langsam verkohlen. Ein Häuflein grauer Asche bleibt übrig. Aber der Junge schürt neues Holz nach, von neuem lodert die Glut empor, weiter brennt das Feuer. Doch langsam ermüdet das Auge an dem ewig gleichen Flammenspiel. Es kehrt in sich zurück, und wie die Flammen züngeln, die Rauchwölkchen hochsteigen, da ziehen einsame Gedanken in die Seele, alte Erinnerungen kommen leise über die dunkle Steppe geschlichen. Ich möchte die stillen Stunden am nächtlichen Lagerfeuer nicht vermissen.

Wie wohl ist es doch einem hier draußen in der wilden, freien Natur! Wenn man den nächtlichen Sternenhimmel bewundern kann, die Sonne in leuchtenden Gewändern aufsteigen und in goldener Pracht untergehen sieht, sich an den Pflanzen, die das Veld bewohnen, erfreut, die Tiere, die es ernährt, in ihrem Treiben beobachten darf. Wenn man den Wind loben und sich über den Regen freuen kann! Die armen Menschen, die zu Hause in Glaspalästen und Steinhaufen wohnen, die die Natur nur aus Museen und Bildern kennenlernen, sich gegen Regen und Sonnenschein schirmen, in dicht gefüllten Omnibussen fahren, auf den Straßen zwischen hohen Steinmauern wie Ameisenscharen aneinander vorbeifluten, wie wenig wissen sie von den Reizen des Naturlebens!

Den Glanz des Sternenhimmels muß ich immer wieder bewundern. Wie glüht und leuchtet das da oben, wie schön ist doch diese Nacht! Die große, weite Steppe schläft. Ein Schakal bellt in der Ferne, Grillen zirpen, sonst Stille ringsumher. Ein Sternbild nach dem andern kommt und geht. Mit ihnen wechseln immer weiter die Erinnerungen, große Gedanken durchleuchten die Seele. Die flammende Sternenpracht der weiten, unabsehbaren Steppe hat für den Menschen etwas Großes, Erhebendes.

Digitized by Google

»Und wenn mich am Tag die Ferne
Blauer Berge sehnlich zieht,
Nachts das Übermaß der Sterne
Prächtig mir zu Häupten glüht,

Alle Tag' und alle Nächte
Rühm' ich so des Menschen Los,
Denkt er ewig sich ins Rechte,
Ist er ewig schön und groß.«

Goethe hat die Stimmung der weiten, endlosen Flächen geschildert, wie er sie vielleicht auf der italischen Campagna erlebt hat. Auf der ungarischen Pußta, der nordamerikanischen Prärie, der argentinischen Pampa, auf unserer südwestafrikanischen Steppe klingen dieselben Saiten der Seele....

Es ist schon recht spät geworden. Ich liege immer noch und träume. Der Eingeborene holt die Pferde herbei, um sie für die Nacht an einen Baum in der Nähe anzubinden. Dann legt auch er sich schlafen.

Manch solche Tour habe ich über die Steppe gemacht. Am schönsten jedoch war unser Aufenthalt an der Etoschapfanne, die wir in monatelanger Arbeit kurz vor dem Kriege erforschten.

Pfannen nennt man in Südafrika wannenartige Vertiefungen der Erdoberfläche, die aus Lehm oder Ton bestehen, in der Regenzeit mit Wasser angefüllt sind und in der Trockenzeit Salzausblühungen aufweisen. Die 120 km lange und 50 km breite Etoschapfanne ist eine der größten Naturerscheinungen dieser Art. Dunkle Dornwaldufer mit weiten Buchten goldgelber Grasstreifen umgeben die Pfanne. Von einer mit Aloe bestandenen Kalkterrasse bricht sie mit mehrere Meter hohem Steilabfall hinab. Unten folgen rotviolette Brackbüsche und Tausende von rosaroten, kleinen Kieseln und Achaten. Dann kommt eine Zone weißer Salzausblühungen, und zuletzt dehnt sich tischglatt, unermeßlich wie das Meer, nach allen Seiten der voll-

Digitized by Google

kommen kahle, graugrüne Tonboden der Pfanne. Rätselhaft, grauenvoll, unheimlich wie ein verschleiertes Gespenst tritt sie dem Menschen entgegen. Es fehlt jeder Maßstab zur Beurteilung ihrer Größenverhältnisse, jeder Vergleich zum Verständnis ihres Wesens.

Des Morgens erhebt sich die Sonne glühendrot, wie verschlafen, rasch von ihrem Lager und wirft glänzende Goldstreifen über die mattfarbene Fläche. . . . Über Mittag bringen ihre senkrechten Strahlen das tote Meer in Bewegung. Graue, 1 m hohe Flammen züngeln über dem Tonboden, und über der Salzkruste kocht weiße Glut. Bläuliche Stellen daneben spiegeln wie Wasser. Im grünen, grauen, weißen Dunst verschwindet alles, der Himmel, die Pfanne, der Horizont. Hohe Staubwolken mit breiten Schneckenfüßen treibt der Wind über die weite Bahn. . . . Des Abends löschen lange Schatten die brennende Glut. Der Himmel färbt sich goldbraun wie eine große Bronzeglocke, geht nach oben in ein zartes blasses Grün über. Darunter dehnt sich das dunkle Waldufer des Salzsees, und davor leuchtet der Pfannenboden wie Neuschnee. Ein riesengroßes Leichentuch spannt sich über das tote, trockene Meer. Der kahle Boden kühlt sich rasch ab. Die nackte Erde friert. Kaltes Grauen strahlt der leblose Körper aus.

Eine erschreckende Wüste und Einöde ist die Etoscha für den Menschen, und im weiten Bogen führen seine Pfade um sie herum. Nur an der Südseite der Pfanne findet sich reiches Tierleben. Hier tritt das unterirdische Wasser des großen Karstgebietes in zahlreichen Quellen zutage. Dunkelgrüne, satte Riedgräser und Binsen wachsen an solchen Stellen und säumen gleich einer grünen Brandung die weißen Ufer des Salzsees.

Die Osthälfte der Etoschapfanne hatten wir von Namutoni aus aufgenommen und auch einen Teil des Nordrandes. Doch mußten wir damals sehr bald wegen Wassermangels umkehren. Deshalb wurde beschlossen, von Westen, von Okaukwejo aus, nochmals vorzudringen. Dieses Mal sollte alles besser vorbereitet werden. So ein geographisches Unternehmen ist ein Kriegszug im kleinen,

Digitized by Google

muß mit aller Überlegung und Umsicht in Angriff genommen werden. Der Feind ist: 120 km kein Wasser, auf große Strecken voraussichtlich kein Holz, ferner keine Menschen, also keine Führer. Ins Ungewisse müssen wir vordringen, mit möglichster Kraftausnützung von Tieren und Menschen.

Der Tatbestand vor dem Feldzug ist folgender:

60 km nördlich von Okaukwejo ist die erste Wasserstelle am Westrande der Pfanne. Nach Angabe der Polizei ist das Wasser aber so schlecht, daß es nur Tiere genießen können. Weide ist reichlich, Holz sehr wenig vorhanden. Zwischen Okaukwejo und Ekutumare ist nicht ein Baum, alles weite, unermeßliche Grassteppen.

Von Ekutumare aus ostwärts beginnt das unbekannte Gebiet. Nach 70 bis 80 km muß ich Anschluß an meine Route von Namutoni her bekommen. Ebenso viele Kilometer muß ich wieder zurück, das sind im ganzen 150 km, die unsere Tiere ohne Wasser zurücklegen müssen. Für die Menschen nehmen wir auf der Karre mehrere große Fässer mit Trinkwasser aus Okaukwejo mit, die in Ekutumare deponiert werden. Zur Vorsicht will ich mit der Karre den ersten Tag ein Faß Wasser auf die Tour mitführen. Abends am Lagerplatz wird es abgeladen, und die Ochsen kehren mit der leeren Karre sofort wieder nach Ekutumare zurück. Sollte der Vormarsch mißlingen oder uns zu lange aufhalten, dann haben wir und zur Not auch die Tiere hier immer einen Trunk Wasser zu erwarten. Das Faß muß allerdings dabei geopfert werden; mit unseren Reittieren können wir es nicht zurückbringen.

Am 9. August 1914 — vom Ausbruch des Weltkriegs war noch keine Kunde zu uns gedrungen — fuhren wir vormittags von Ekutumare aus direkt nach Osten auf die Pfanne zu. In deren weiteren Umgebung, auf alten Strandterrassen, ist der Boden von kleinen Höhlentieren unglaublich durchwühlt und durchlöchert. Die Pferde sinken jeden Augenblick ein, oft mit Vorder- und Hinterbeinen gleichzeitig. Sie sind so unbeholfen wie ein Kind, das noch nicht recht gehen kann. An Reiten ist überhaupt nicht zu denken. Nach

Digitized by Google

einer Stunde betreten wir den steinharten, tischgleichen Pfannenboden und kommen rasch voran.

Wie auf einer photographischen Platte entwickelt sich nun das Bild. Eine weite, hellgraue Bucht eröffnet sich nach Norden. Ein breiter, trockener Fluß mündet in sie. Auf der gegenüberliegenden Seite taucht eine dunkle Halbinsel auf. Ein steiler Abfall wird erkennbar. Vorerst verhindert die Insel jeden Fernblick, jede neue Entdeckung. In zwei Stunden, schätze ich, werden wir da sein.

Hier in der Bucht ist der Pfannenboden vom Winde ganz ausgescheuert. Von Süden und Südosten her bläst er in sie hinein, wie man deutlich an den Spuren sieht, an Kritzern und Schrammen, die er auf dem harten Tonboden hinterlassen hat. Ein welkes Blatt liegt einsam und verlassen auf der kahlen Fläche, ein paar Straußenfedern, seltsam gestaltete Tonkretionen bedecken den Boden. Stellenweise laufen viele Wildspuren aus der letzten Regenzeit auf die Halbinsel zu. Um 12 Uhr sind wir auch dort. Ich gehe sofort hinauf und sehe oben, wie die Pfanne im flachen Bogen weit nach Norden zurückbiegt. Also werden wir nordöstlich über die Halbinsel hinüberfahren.

Nachmittags zogen wir weiter, immer an der Pfanne entlang. Sie war total ausgetrocknet, so daß man überallhin fahren und reiten konnte. Wir treckten bis ½6 Uhr. Dann verließen wir das Ufer und schlugen, 1 km von ihm entfernt, im Grasveld das Lager auf. Die Karre wurde gleich wieder zurückgeschickt, das Wasserfaß abgeladen und unter einen Baum gestellt.

Am andern Morgen begann zeitig der eigentliche Vorstoß. Johannes Krüger, der alte Bastard, begleitete mich. Die ersten zwei Stunden ritten wir gegen einen fürchterlichen Staubsturm. Man sah keine 500 m weit. Auf allen Seiten lagerte schwerer, grauer Dunst, wie Nebelmassen auf der See. Und dabei war es fürchterlich kalt. Wir hatten in der Nacht 5° Kälte gehabt; das Wasser war noch immer in den Feldflaschen gefroren. Ich war alles weniger als froh. Was bedeutete doch weite Fernsicht für mich auf dieser

Digitized by Google

Tour! Nach ihr allein konnte ich ja mich richten! Aber so war man furchtbar unsicher. Das Reiten in den ungewissen Nebel hinein wirkte geradezu entmutigend. Dazu kamen wir nur langsam vorwärts. Die Pferde kämpften gegen den Sturm. Den Kopf vornüber gebeugt, die Beine hochgezogen, die Hände in der Tasche, so saß ich im Sattel, mit den Augen krampfhaft bemüht, die graue Dunkelheit zu durchdringen. Aber es nützte nichts. Die Platte blieb verschleiert. Erst gegen 10 Uhr kam die Sonne langsam durch. Es wurde wärmer, der Schleier lichtete sich.

Jetzt entwickelte sich das Bild rasch weiter. Wir kamen ordentlich voran. Ich ritt 10 Minuten Trab und 10 Minuten Schritt. Stundenlang. In mehreren flachen Buchten verläuft die Pfanne ungefähr von West nach Ost. 1 bis 2 km landeinwärts ist sie auf dem ganzen Nordufer von einem 20 m hohen Terrassenrand begleitet. Er ist stellenweise mit Bäumen bestanden, die auf die Ferne wie dunkle Wälder aussehen. Der Wald, die dunklen Flecken, tauchen zuerst auf der weißen Nebelferne auf, wie im Bild auf der photographischen Platte. Sie dehnen sich aus, wachsen, gewinnen an Schärfe, werden immer dunkler. Deutlich kann man jetzt die einzelnen Bäume unterscheiden. Allmählich treten auch die helleren Stellen hervor. Die Abgrenzung der Pfanne gegen das Gras hin wird sichtbar. Einbuchtungen in der Pfanne treten auf. Die gelben Grasflächen, ihr von Höhlentieren durchwühlter Boden, vereinzelte Büsche lassen sich erkennen. Das Bild ist fertig entwickelt. Wir sind in der richtigen Augenhöhe. Munter greifen jetzt unsere frischen Tiere aus. Kilometer fliegen unter uns hinweg, im Trab, im Schritt und wieder im Trab. Auf dem harten, tischgleichen Pfannenboden, in der ruhigen Luft, bei der guten Fernsicht macht das Reiten jetzt Spaß. Und jeder Augenblick bringt neue Entdeckungen.

Nach kurzer Rast um 2 Uhr reiten wir weiter. Kleine und große Inseln treten auf. Wild steht auf ihnen, allerdings nur in ganz kleinen Herden. . . . Stellenweise konnten wir sehr weit sehen. Es war bald 6 Uhr abends. Schon kamen mir die Umrisse der Pfanne,

Digitized by Google

der Terrassenumrahmung, der vorgelagerten Inseln bekannt vor. Und auch der Johannes meinte, das sei dieselbe Welt, die wir von Namutoni aus gesehen hätten. Die Mündung eines Omuramba brachte mir dann eine halbe Stunde später die freudige Gewißheit. Dieselbe Flußmündung hatte ich damals abends in der Ferne schimmern sehen.

Nach einer weiteren Stunde war der äußerste Punkt unserer früheren Route, eine vorspringende Waldecke, erreicht. Damit war der Nordrand der Etoschapfanne erforscht, einer der letzten weißen Flecke auf der Karte Deutsch-Südwestafrikas ausgefüllt.

Digitized by Google

Orlog

Digitized by Google

Die Steppe ist eine kriegerische Natur.

Auf allen Steppen der Erde war Kampf und Krieg von jeher zu Hause. Feldgeschrei und Rossegetrab gehören zur Steppe wie brausende Stürme und flüchtiges Wild. Vor allem endlose Kämpfe zwischen Weißen und Eingeborenen hat die Steppe gesehen. Die Indianer auf nordamerikanischer Prärie, auf argentinischer Pampa, die Ureinwohner Australiens, die Buschmänner und Kaffern Südafrikas, sie alle haben auf weiter, einsamer Steppe um Freiheit und Leben gegen den weißen Eroberer gekämpft. Die endlosen Völkerkriege auf den Steppen und Halbwüsten Innerasiens sind weiter zur Genüge bekannt.

Auch die südafrikanische Steppe ist, soweit wir geschichtliche Nachricht haben, immer der Schauplatz kriegerischer Unternehmungen gewesen. Vor der Zeit des weißen Mannes haben Kaffern, Hottentotten und Buschleute stets untereinander auf Kriegsfuß gestanden. Ein Stamm machte dem andern die Wasserstellen, das Weide- und Jagdgebiet streitig. Dann kamen die Holländer von dem Kap her, die Buren. Sie haben beinahe zwei Jahrhunderte lang an der Nordgrenze des von ihnen bewohnten Landes einen Kampf auf Leben und Tod gegen die gelben und schwarzen Eingeborenen geführt. Das kleine Volk der Buschleute vor allem machte ihnen das Leben schwer. Sie trieben ständig Vieh ab und machten Überfälle auf entlegene Farmen, wie sie es in Südwestafrika heute noch vielfach tun. Als Gegenleistung haben die Buren die gelben Zwerge weggeschossen, wo immer sie ihnen begegneten, weggeschossen wie Antilopen und anderes Wild des Veldes. Ohne Gewehr gingen selbst Kinder zu jener Zeit nicht aus dem Hause.

Dann haben die Buren jahrzehntelange Kämpfe um ihre Freiheit und Unabhängigkeit gegen die Engländer gefochten. Ihr letzter großer Freiheitskampf ist noch in aller Erinnerung.

Auch wir haben unsern Teil an der südafrikanischen Steppe mit Blut bezahlen müssen. Vier Kriege hat die Schutztruppe mit den aufständischen Eingeborenen innerhalb 20 Jahren geführt. Der Frei-

Digitized by Google

heitskampf des Hererostammes und dann der letzte Aufstand der Hottentotten haben manchen deutschen Reiter den Heldentod auf afrikanischer Erde sterben lassen. Manch einsamer Grabstein steht aus jener Zeit im schattigen Rivier, unter steilen Felsen, im stillen Veld. Und der große Völkerkampf, der zu Hause im alten Europa in der Luft, auf hoher See, auf und unter der Erde ausgefochten wurde, hat auch ganz Südafrika wieder unter die Waffen gebracht. Da wurde jeder waffenfähige Mann eingezogen, um das teure, liebgewonnene Steppenland gegen einen übermächtigen Feind zu schützen und zu schirmen. Elf Monate lang hat sich die Schutztruppe, die kleine Schar von 4500 Mann, gegen eine zwölffache Übermacht gehalten, hat ihr möglichstes getan, um die aufblühende Kolonie dem Vaterlande zu erhalten. Da habe auch ich den Orlog, den Krieg auf afrikanischer Steppe kennengelernt.

Das Wort Orlog entstammt dem Holländischen. Aber es leitet sich ab von dem altdeutschen »urlag«, was soviel heißt wie Urrecht, Urgesetz. Und das ist eben der Krieg. Er ist der höchste Gerichtshof, die letzte Rechtsinstanz zwischen den Völkern. So wird das Wort urlag neben anderen schon im Altdeutschen für Krieg gebraucht, und in der holländischen Sprache ist es der gebräuchlichste Ausdruck dafür. Aber in Südafrika hat der europäische Begriff vom Krieg wie so viele mitgebrachte Kulturelemente der Holländer eine ganz neue Bedeutung erhalten. Wie Veld, Pad, trecken, Rivier und andere Worte, die aus dem Holländischen stammen, ist auch »Orlog« ein echt südafrikanischer Begriff geworden. »Steppenkrieg« ließe das Wort sich noch am ersten übersetzen.

Der Orlog ist eben ein Krieg, wie er nur auf der weiten, menschenleeren und wasserarmen Steppe geführt werden kann. Die wesentlichen Bedingungen dabei sind:

1. Dünn besiedeltes Land oder gar menschenleere Wildnis,
2. Wassermangel,
3. dadurch bedingt große Verkehrsschwierigkeiten, und
4. Herren- und Eingeborenenbevölkerung.

Digitized by Google

Das sind die Lebensbedingungen des Orlogs, die uns sein Wesen und seine Eigenart verständlich machen.

Der Orlog ist ein rauhes Kind der freien, unberührten Natur, der sonnigen, weiten Steppe. Dicht besiedelte Gegenden meidet er. Da fühlt er sich nicht wohl. Da gedeiht er nicht. Am liebsten ist ihm die gänzlich unbewohnte Wildnis. Da kann er sich am besten entfalten, da zeigt er sich am typischsten, in seiner wahren Gestalt.

Quartiere gibt es nicht im Orlog. Jeder Fleck Landes, jeder Busch, jede Klippe, jeder Sandhügel dient der Truppe, dem Soldaten als Lagerstätte. Wind und Wetter, Hitze und Kälte, Sonnenschein und Regen muß der Reiter ertragen wie der Buschmann oder der Hottentott. Jahrelang liegt die Truppe im Felde herum, ohne ein Quartier, ohne jede Bequemlichkeit.... Im Frühjahr 1904 brach die Fackel des Aufstandes im Schutzgebiete aus, erst 1907 und 1908 konnte das letzte Flackern und Schwelen des Kriegsbrandes gelöscht werden. Die ganze Zeit zogen unsere Truppen im wilden, unwegsamen Lande umher. Lagerten sich an den einsamen Wasserstellen der Steppe, ritten durch Sonnenbrand und Sternenkälte, schliefen auf Sand oder Steinen, unter Sträuchern oder im dürren Gras. Litten Hunger und Durst und Not jeder Art. Sie führten ein Leben so einfach und wild wie die Tiere des Veldes, mit denen sie auf Wasser und Weide angewiesen waren. Dabei wurden ihre Sinne hell und die Herzen hart. Der Tod durch eine versteckte Kugel oder eine tückische Krankheit waren ihre ständigen Begleiter, folgten der Truppe wie unheimliche Schatten. Frische Gräber waren die Spur, die sie hinterließen.

Dies Naturleben verleiht dem Orlog den ihm eigenen Reiz, wie ja auch den anderen Lebensarten der Steppe, bringt aber auch Strapazen und Entbehrungen mit sich, wie sie ein moderner europäischer Krieg als Regel, als Alltägliches doch wohl nicht kennt.

Die dünne Besiedlung des Landes verlangt von einer Truppe einen vorzüglichen Aufklärungsdienst, um Lage, Stellung und Streit-

Digitized by Google

macht des Feindes festzustellen. Denn in der Wildnis ist gerade wie im Seekriege jede Abteilung, jede Station gezwungen, sich selbst nach allen Seiten zu sichern. Eine Basis, auf die man sich stützen könnte, gibt es nicht. Patrouillenreiten ist so eine der wichtigsten Aufgaben im Orlog. Es ist die sicherste und einfachste Art, um Nachrichten über den Feind zu erhalten. Und was für Patrouillen müssen da manchmal geritten werden! Nicht wie zu Hause von einem Dorf ins nächste oder gar übernächste, sondern oft hundert und mehr Kilometer weit muß die Patrouille gegen den Feind vorgehen.

Das Leben auf Patrouille hat mir immer am besten gefallen. Da kommt man heraus aus dem langweiligen Kompagnie- oder Abteilungsverband und sieht sich einer ganz bestimmten Aufgabe gegenüber, die man selbständig lösen muß. Proviant wird für die Dauer des Rittes in den Packtaschen mitgenommen. Die Wassersäcke werden gefüllt, Hafer für die Pferde in die Freßbeutel gepackt, und die kleine Schar von acht bis zehn Mann ist fertig zum Abmarsch.

Von dem Moment an, wo die Patrouille die Station oder die Abteilung verläßt, befindet sie sich auf Kriegspfad. Eine Spitze wird vorausgeschickt, bald auch eine Seitendeckung. Die andern erhalten den Befehl, ebenfalls das Gelände zu beobachten, Augen und Ohren offen zu halten. Je nach dem Terrain, der Vegetationsbeschaffenheit, ist die Sicherung einer Patrouille sehr verschieden. Im Süden, im weiten, baumlosen Veld sieht man jeden einzelnen Menschen auf kilometerlange Entfernung. Eine kleine Schar Reiter verrät sich schon 20 und noch mehr Kilometer vorher durch weiße Staubwölkchen, die wie helle Schatten hinter ihr herziehen. Mit Leichtigkeit ist das flache Gelände zu übersehen. Ein Überfall oder eine Umgehung durch feindliche Truppen ist am Tage kaum möglich. Anders ist dies im gedeckten Gelände, im zerrissenen Bergland, im Dornbusch des Hererolandes, in den Laubwäldern des Nordens. Hier entbehrt man fast jeder Aussicht. Bei einer Biegung der Pad kann die Patrouille unvermutet auf den Gegner treffen. Deshalb

Digitized by Google

haben wir im Norden auf Erkundungsritten nur selten eine Pad benutzt, sind stets abseits durch den Busch geritten, quer Beet, wie man im Lande sagt. Auch Wasserstellen dürfen nur unter größter Vorsicht betreten werden. Rasch werden die Tiere getränkt, die Wassersäcke gefüllt, und zurück geht es wieder in den sicheren Busch.

Hauptsächlich die Eingeborenen haben es immer vortrefflich verstanden, an einer Pad, im Busch versteckt, oder in einer engen Schlucht unseren Patrouillen aufzulauern und sie dann alle Mann auf wenige Meter abzuschießen. Wie oft steht im Hererolande ein Grabstein an der Pad, rohe Steinplatten umrahmen ihn. »Hier ruht die Patrouille des Leutnants v. Bodenhausen«, oder wie sonst all die Tapferen heißen mögen, die einsam in der Steppe den Heldentod starben.

Besonders wichtig für den Aufklärungsdienst einer Patrouille ist das Spurenlesen. Die Spuren sind die Schrift der Steppe. Jeder Eingeborene, jeder Bur, jeder, der viel auf Pad und lange im Lande ist, kann sie lesen. Der Neuling braucht viel Mühe, muß lange lernen, um sie entziffern zu können. Art, Rasse, Alter und Geschlecht der Tiere und Menschen kann man an ihren Fährten und Spuren erkennen. Bei den Tieren ist die Gangart, ob Schritt, Trab oder Galopp von Wichtigkeit, ob sie frisch oder müde waren, ob sie frei geweidet haben oder von Menschen angetrieben wurden. Bei dem Menschen wiederum ist das Schuhwerk, die Beschaffenheit des Fußes und ebenfalls die Gangart von Bedeutung. Vor allem wertvoll ist die Feststellung des Alters einer Spur. Junge Spuren sehen meist heller aus als ihre Umgebung, der Boden ist gelockert und aufgewühlt, während ringsum das Veld eine graufarbene, harte Kruste trägt. Ganz frische Spuren haben haarscharfe Ränder, von denen der krümelige Boden in den Eindruck hineingleitet. Bei alten Spuren ist der Rand bereits verwischt und abgerundet, Ameisen, Käfer, Schlangen oder andere Tiere sind schon darüber hinweggekrochen. Aus solchen Anzeichen können erfahrene Padreiter noch nach vielen Tagen das Alter einer Spur bis auf die Stunde genau angeben.

Digitized by Google

Vor allem erleichtert ein Regen oder Taufall sehr die Altersbestimmung einer Spur. Spuren, die in einem Regen gegangen sind, bewahren durch die nachfolgende Austrocknung des Bodens ihre scharfen und kantigen Ränder mehrere Tage und machen so einen frischen Eindruck. Dasselbe gilt für den Tau; die Gräser sind durch das Gewicht der Wassertropfen niedergebeugt und mit Sand bedeckt. Auch aus der Beschaffenheit des Mistes kann man leicht das Alter einer Fährte erkennen. Alter Mist ist trocken und hart, frischer Mist ist naß und weich, oft sogar noch warm. Mit der Zeit bilden Sonne und Luft eine Kruste um den Kot, und daraus kann man sein Alter nach Stunden genau berechnen. An sonnigen Tagen trocknet er natürlich wesentlich schneller ein als in der Nacht oder bei bedecktem Himmel. Auch der Harn, der in den Boden eingesogen ist, kann wichtige Aufschlüsse geben; nur darf man es sich nicht verdrießen lassen, ihn wie den Kot zu untersuchen und zu befühlen.

Hat man das Alter und die Beschaffenheit einer Spur erkannt, dann muß man Richtung und Verlauf derselben feststellen. Im lehmigen Boden ist dies leicht. Verliert sich aber eine Spur im klippigen Gelände oder in einer dichteren Vegetation, dann schlägt man im großen Bogen einen weiten Kreis um die betreffende Stelle, so daß man bestimmt ihre Fortsetzung finden muß. »Spuren schneiden« nennt der Südafrikaner diese Tätigkeit. Auch wenn man im spurenreichen Boden einer Werft oder einer Lagerstelle die gesuchte Fährte verliert, dann wendet man diese Methode an.

Der erfahrene Orlogsmann kreuzt keine Pad, ohne nach dieser Schrift der Steppe zu suchen. Sie verrät ihm jeden Menschen, jedes Tier, das hier durchgekommen ist, wann und wohin es ging. Vor allem jede frische Spur sieht er sich genau an. Er steigt vom Pferde, um besser lesen zu können, folgt der Spur eine Strecke lang. Dann liest er vor: Zwei Reiter mit einem Packmaultier sind gestern in der Frühe hier vorbeigekommen. Es sind deutsche Hufabdrücke, wahrscheinlich ein Polizeisergeant von uns mit seinem Diener. Also kein Feind. Aufsitzen, weiterreiten.

Digitized by Google

Besonders alte Eingeborene haben eine große Fertigkeit im Spurenlesen. Einem Farmer war ein Pferd weggelaufen. Er machte sich auf die Spur, um es zu suchen. Unterwegs begegnete ihm ein Herero. Er fragte ihn, ob er kein Pferd gesehen habe? »Nein, gesehen habe ich keines«, bekam er zur Antwort, »aber es war eine Schimmelstute.« Preisfrage: Woran hatte der Eingeborene das Tier erkannt?

Ein ander Beispiel. In den Otavibergen suchte ich einst eine Pad, die vor 6 Jahren von einem Landmesser einmal gefahren war. Sechs Regenzeiten hatten inzwischen den Boden überschwemmt. Das hohe Gras bildete eine dichte, geschlossene Decke. Für mich war absolut nichts von einer Spur zu sehen. Und doch erkannten sie die Eingeborenen. Lange sah ich zu, wie immer zwei bis drei Leute der Karre voraus durch den Busch sprangen. Erst auf Befragen erfuhr ich, was das bedeutete. Der Boden war häufig von großen Felsblöcken durchragt. An ihnen konnte man noch hier und da die Kritzer der Wagenräder erkennen, die vor 6 Jahren einmal über sie hinweggegangen waren. Und danach suchten meine Leute, daran erkannten sie die einstige Pad. Natürlich kamen wir nur langsam vorwärts.

Eingeborene Viehwächter erkennen oft aus 50 und mehr Spuren fast jedes einzelne Tier heraus. Die Hottentotten vor allem sind sehr gewandte Pfadfinder; sie können nicht selten sogar eine Spur über steiniges, kiesiges Gelände halten.

Die Kunst des Spurenlesens ist auf allen Steppenländern zu Hause. Bedingt ist sie durch den Regenmangel und die dünne Besiedlung. Auf trockenem Boden erhält sich eine Spur monate-, ja jahrelang. Dieselbe Wirkung hat der geringe Verkehr. Und da Menschen, die über den Feind Auskunft geben könnten, fehlen oder doch nur in weiten Abständen wohnen, so ist der Soldat direkt dazu gezwungen, diese Schrift der Steppe zu beachten, sie dankbar auszunutzen.

Eine weitere, für eine Patrouille höchst wichtige Aufgabe ist die Deckung, in dem sichtigen Gelände sich vor dem Feinde zu verbergen. Denn eine so kleine Abteilung hat ja nie den Zweck, den Feind anzugreifen; nein, sie soll ihn bloß auskundschaften und auf

Digitized by Google

alle Fälle Meldung darüber machen. Sie wird sich also stets vor dem Gegner zu verbergen suchen. Vor allem vorsichtig muß sie mit der Wahl des Lagerplatzes sein. Man sattelt deshalb mit Vorliebe in einer abgelegenen kleinen Schlucht, hinter einem Bergvorsprung oder in einer dichten Buschgegend ab. Oder, wenn das Gelände dazu nicht günstig ist, so reitet man doch mindestens von der Pad weg. In erster Linie ist es Prinzip, nie an einer Wasserstelle zu lagern. Da läuft man am meisten Gefahr, sich dem Feinde bemerkbar zu machen.

Weiter muß man sehr vorsichtig in der Nacht mit dem Feuer sein. Der Schein des Lagerfeuers ist besonders auf freien Flächen weithin sichtbar. Einen besseren Kundschafter für den Gegner kann man sich gar nicht denken. Am sichersten ist es ja, wenn in der Nacht gar kein Feuer angezündet wird. Oft genug haben wir es auch so gehalten, abends ein Stück Brot und kaltes Fleisch gegessen, morgens einen Schluck Wasser aus der Feldflasche getrunken. Nur einmal am Tage, über Mittag wurde abgekocht.

So ist das Patrouillereiten ein interessanter, wichtiger und schwieriger Dienst. Aber es hat mancherlei Erfahrungen bedurft, um hier das strategisch Richtige zu treffen. Größere Patrouillen werden vom Feinde leichter bemerkt als kleinere. Wird eine große Patrouille überfallen und aufgerieben, wie 1904 bei Ovikokorero, dann sind die Verluste um so viel schwerer, während bei einem erfolgreichen Ausgang der Nutzen auch nicht größer ist. Aus solchen »wirtschaftlichen« Gründen hat man immer mehr sich kleineren Patrouillen zugewandt. Sie sind billiger, werden vom Feinde weniger leicht bemerkt, können sich leichter und freier bewegen als eine große Abteilung. Und das ist vor allem wichtig. Denn auf der endlosen Steppe ist wie auf dem Meere der Aufklärungsdienst fast die wichtigste Aufgabe einer kämpfenden Truppe.

Neben der dünnen Besiedlung ist der Wassermangel der Steppe für die Art der Kriegführung von großer Bedeutung. Die Wasserverhältnisse bestimmen jede kriegerische Aktion in Südafrika.

Digitized by Google

Wasserlose oder wasserarme Gegenden sind für große Truppenmassen überhaupt nicht passierbar. Für den Feind, hauptsächlich für Eingeborene bieten sie den besten Schutz. Die Wasserstellen, seien es natürliche oder künstlich geschaffene, sind ja nur spärlich über das Land zerstreut. Es ist von größter Wichtigkeit, sie besetzt zu halten. Dann ist der Gegner wehrlos. Tiere und Menschen verdursten ihm. Er muß entweder die Wasserstelle in seine Hand bekommen oder einen raschen Rückzug antreten. In dem Sinn ist der Orlog eigentlich ein Kampf um das Wasser. Nur längs der Wasserstellen kann man vorgehen, nur sie sind wichtige Stellungen, natürliche Festungen der Steppe. Erst wenn alle Wasserplätze besetzt sind, hat man das Land in seiner Gewalt.

Die Gefechte in den Kriegen mit den Eingeborenen waren in den meisten Fällen Kämpfe um Wasserstellen. Die Hauptschlacht, in der sich das Schicksal der Hereros endgültig entschied, wurde an den Quellen der Waterberge geschlagen. Hier saßen sie in den steilen, buschbedeckten Hängen. Auf dem Plateau oben weideten ihre Herden, hatten sie ihre Weiber und Kinder in Werften untergebracht. An den zahlreichen Quellen, die in dreiviertel Höhe des Berges an den Sandsteinschichten austreten, tränkten sie ihr Vieh. Mit der Verdrängung vom Wasser war das Schicksal der Hereros besiegelt. Im wasserlosen Sandfeld sind Menschen und Tiere elend verdurstet.

Oder ein anderes Beispiel: Sieben Monate lang haben wir 1914/15 das ganze Schutzgebiet gegen überlegene Kräfte der Engländer gehalten. Kaum etwas deutschen Boden hatten sie erobern können. Unser Hauptbundesgenosse waren die wasserarmen Grenzgebiete, die Namib im Westen, die Kalahari im Osten und das kleine Namaland im Süden. Sie machten das Schutzgebiet tatsächlich zu einer natürlichen Festung. Nur durch Wasser konnte sie genommen werden. Vor allem nach der Küste zu machte die Namib, die trockene Wüste, dem Feinde ein Vorgehen unmöglich. Die Engländer mußten erst Brunnen graben und Bahnen bauen, um ihre Truppen mit Wasser versorgen zu können. Auch dann noch hätten wir ihnen

Digitized by Google

den Eintritt in das Schutzgebiet verwehren können, wenn sie nicht von Süden und Osten her eine Umgehung versucht hätten. Denn hier im Namalande und in der Kalahari hatten im Februar 1915 außergewöhnliche Regenfälle alle Riviere abkommen lassen, hatten alle Vleys im Velde gefüllt und alle Brunnen reichlich mit Wasser versorgt. Jetzt erst konnte der Feind größere Truppenmassen in Bewegung setzen, seine Übermacht zur Geltung bringen. Schritt für Schritt mußten wir uns zurückziehen. Das Wasser hatte uns verraten.

Noch eine weitere Schwierigkeit bieten die Wasserverhältnisse der Steppe für eine kämpfende Truppe. Die starke und andauernde Benutzung der Wasserstellen durch viele Menschen und mehr noch durch die zahlreichen Tiere führt in einem dünn besiedelten, fast wilden Lande leicht zur Verunreinigung des Wassers, zu ansteckenden Krankheiten aller Art. Besonders schlimme Erfahrungen in der Hinsicht haben wir ja im Herero-Aufstande gemacht, wo 42% aller Verluste auf solche Krankheiten zurückzuführen waren. Damals allerdings waren die Wasserstellen im Lande auch in einem furchtbaren Zustande. Irgendwelche Sanierungen in der Hinsicht kannten die Eingeborenen natürlich nicht. Ferner waren unsere Leute durch mangelhafte Verpflegung und durch übergroße Anstrengungen meistens auch schon so geschwächt, daß sie den heimtückischen Infektionskrankheiten keinen Widerstand mehr leisten konnten. Heute ist vieles verbessert worden. Der letzte Orlog hat auffallend wenig Verluste durch Krankheiten gebracht.

Aus der dünnen Besiedlung des Landes, aus seiner Wasserarmut, ergeben sich große Verkehrsschwierigkeiten für eine kämpfende Truppe.

Der Orlog, wenigstens in seiner ursprünglichen Gestalt, kennt nur den schwerfälligen Ochsenwagen als Transportmittel. Man bedenke, was das heißt in einem Kriege! Ein unförmiges Fahrzeug, das mit Zugtieren eine Marschtiefe von mehr als 50 Meter darstellt, soll den ganzen Verkehr bewältigen! Täglich können nur etwa

Digitized by Google

25 bis 30 Kilometer zurückgelegt werden. Wie umständlich und zeitraubend wird dadurch die Nachfuhr! Wie gefährdet sind die langen Etappenstraßen, wie teuer wird ein solcher Feldzug! Denn bei der Armut des Landes an menschlichen Siedlungen muß jeglicher Bedarf der Truppe auf Ochsenwagen nachgeführt werden: Proviant, Munition, Bekleidung. Die starken Transportkolonnen sind ebenfalls auf den Inhalt ihrer Wagen angewiesen, genau wie ein Frachtdampfer. Daraus folgt, daß nur verhältnismäßig schwache Abteilungen vorn am Feind unterhalten werden können. Die Zufuhr ist zu schwierig.

Durch den Ochsenwagen erhalten alle kriegerischen Operationen der Steppe etwas sehr Langsames, Schleppendes. Man wird an die Kriegführung vergangener Jahrhunderte erinnert. Und in der Tat hat der Orlog etwas Ursprüngliches, Altertümliches an sich. Wie uralte Geschlechter von Pflanzen und Tieren sich bis auf den heutigen Tag im südafrikanischen Veld erhalten haben, so auch der Orlog. Fern von Kultur und Technik führt er auf der weiten Steppe ein primitives Leben. Eisenbahnen und Automobile, überhaupt die modernen Verkehrsverhältnisse werden auch ihn ausrotten. Nur in steilen Felsengebirgen, in unzugänglichen, entlegenen Gebieten wird er sich noch lange Zeit erhalten.

Die schwierigen Transportverhältnisse machen die südafrikanische Kriegführung sehr teuer. Von den großen Kosten, die der Zulukrieg (1879) verursachte, entfielen nicht weniger als 75% auf den Transport... In den Aufstandsjahren 1904—1906 unterhielten wir 22000 Mann im Schutzgebiet. Davon standen bloß 6000 Mann im Felde, an der Front. Der Rest wurde auf den Etappenlinien verwendet. Ein ganzes Heer von Frachtfahrern folgte der Truppe, verschlang enorme Summen an Gehältern und Löhnen. Es ist einleuchtend, daß unter solchen Umständen Eisenbahnen von allergrößter strategischer Bedeutung sein müssen, gerade weil die natürlichen Verkehrsverhältnisse so schwierig und zeitraubend sind.

Glänzend haben sich unsere Eisenbahnen im letzten Kriege

Digitized by Google

bewährt. Sie bildeten die Basis unserer sämtlichen militärischen Operationen. Kalkfontein, Aus, Karibib, später Otjvarongo, Otavi und Tsumeb, die Endpunkte unserer Bahnlinien, waren die wichtigsten Stellungen im Feldzuge. Die Mobilmachung, die Verproviantierung, die Bewegung der Truppen ging rasch und leicht vor sich und war viel billiger als im Aufstande. Niemand konnte den großen Nutzen der Bahnen leugnen.

Zu den natürlichen Bedingungen des Kriegsschauplatzes gehört in Südafrika noch die Bevölkerung, die kulturell und sozial unter der herrschenden weißen Rasse steht. Sie ist als Gegner nicht zu verachten und als Bundesgenosse, als Helfer, von großer Bedeutung.

In früheren Zeiten standen sich Schwarze und Weiße in Südafrika immer nur als Feinde gegenüber. Die Eingeborenen waren mit Gewehren reichlich ausgerüstet. Ihre Ortskenntnis, ihr wildes Leben in der freien Natur, die geschärften Sinne, ihre Bedürfnislosigkeit machten sie zu geborenen Kriegern. Von Jugend auf an Kampf und Jagd gewöhnt, war der Orlog ihr Lebenselement. Er war für sie die schönste Jagd, der weiße Mann das herrlichste Wild. Ihre Kriegstaktik entnahmen sie ganz den Jagdgewohnheiten. Den Gegner wie ein Stück Wild aufzuspüren, ihn zu umstellen und in einem günstigen Moment abzuschießen, das war ihre Hauptstärke. Mit der Zeit haben auch die Weißen diese Taktik annehmen müssen. Meisterhaft haben es vor allem die Buren verstanden, den Feind auszukundschaften, ihm vorzulegen und ein Gefecht aufzuzwingen dann, wenn er am wenigsten darauf vorbereitet war.

Als Gegner sind die Eingeborenen dem weißen Manne durchaus für gleichwertig zu betrachten, wenn ihm nicht gar überlegen. Der Unterschied der Rasse, der Kultur, fällt im Gefecht weg. Ob der Schütze Jacken und Hosen anhat, oder ob er nur mit einem Fell bekleidet ist, ob er schwarze oder weiße Hautfarbe trägt, das ist ganz gleichgültig. Es kommt nur darauf an, daß er mit seiner Waffe umzugehen versteht und das Gelände zu seiner Deckung ausnutzen kann. Die Eingeborenen haben uns gezeigt, daß sie das ver-

Digitized by Google

stehen, ja ganz vortrefflich verstehen. Von ihren vielen Jagden her sind sie es gewöhnt, mit Ruhe zu feuern. Sie kleben fest hinter ihren Deckungen, bis sie getötet sind. Eine freiwillige Übergabe kennen sie nicht. Und auch jeder gefangene Gegner, ob verwundet oder nicht, wird stets getötet.

Auch als Bundesgenossen sind die Eingeborenen nicht zu verachten. Als Wegführer leisten sie hervorragende Dienste, als Spione sind sie ganz vortrefflich zu verwenden. Ein großer Troß von Eingeborenen folgt als Treiber, Fahrer und Diener der europäischen Truppe mit ins Feld. Aber bewaffnet werden sie nicht. Sie fungieren jetzt deutlich als die sozial tieferstehende Rasse.

Dies sind im wesentlichen die Bedingungen, unter denen eine europäische Truppe auf afrikanischer Steppe Krieg führen muß.

Den Kriegsschauplatz, das Milieu haben wir damit kennengelernt. Wir wollen jetzt betrachten, wie sich eine Truppe diesen Verhältnissen anpassen muß, vor allem, wie sich unsere deutsche Truppe in Südafrika, unsere Schutztruppe, der Steppe angepaßt hat. Die ehemalige deutsche Schutztruppe in Südwest läßt sich mit keiner heimischen Waffengattung vergleichen. Sie bildete eine Waffe für sich, hatte ihr eigenes Prinzip. Eine berittene Infanterie kann man sie noch am ersten nennen. Die Ausbildung glich ganz der heimischen Infanterie; Waffe und Gefechtsart waren dieselbe. Als Fußtruppe wäre sie aber auf der Steppe ganz unmöglich gewesen. Wie könnte eine solche ohne Eisenbahnen die weiten, menschenleeren und wasserarmen Strecken bewältigen? Für einen geborenen Nordländer ist dies in dem heißen Lande ganz undenkbar. Und wenn man es doch einmal versucht hat, dann hat sich bald das Unmögliche und Unrentable einer solchen Truppe herausgestellt. Deshalb war unsre Infanterie hier auf der Steppe beritten. Das Pferd war neben der Waffe ihr wichtigster Ausrüstungsgegenstand.

Dem entsprach die große Sorgfalt und Pflege, die in der Schutztruppe auf die Pferde verwendet wurden, dem entsprach eine sehr

Digitized by Google

bequeme, wenn auch vielleicht für das Tier zu schwere Reitausrüstung. Das Pferd war für die Schutztruppe nicht nur Reittier, das ihr die großen Entfernungen überwinden half, es war auch Pack- und Lasttier insofern, als es die ganze persönliche Ausrüstung des Reiters noch mittragen mußte, die nicht gering war. In voller Ausrüstung, mit Proviant, Wassersäcken, Decken usw. wog der Sattel allein fast 1 Zentner. Dazu kamen Gewehr, der Gurt mit 120 Patronen und meistens für das Pferd noch einige Pfund Hafer. Nehmen wir an, daß ein Reiter durchschnittlich 150 Pfund wiegt, so hatte sein Pferd ein Gewicht von 2 1/2 Zentnern zu tragen. Und das Wichtigste: Welche Touren mußte es mit der Belastung zurücklegen! Nach heimischen Begriffen hält man es für unmöglich, daß ein derart belastetes Tier wochen- und monatelang täglich 30 bis 40 km zurücklegen konnte. Oft noch dazu war die Ernährung mangelhaft, bestand in zwei Pfund Hafer im Tag, oder überhaupt nur in trockener Weide.

Durch die Pferde war es der deutschen Truppe überhaupt erst möglich, irgendwelche Operationen auf der Steppe zu unternehmen. Mit Hilfe von solch genügsamen Reittieren konnte sie jetzt überallhin. Wie auf dem Ozean standen ihr alle Wege, alle Himmelsrichtungen offen; ihre Bewegungsfreiheit war unbeschränkt. Proviant, Sanitätsmaterial, Gepäck für Offiziere wurden auf einer leichten Maultierkarre mitgefahren; erst bei großen Unternehmungen fand der Nachschub mittels der langweiligen Ochsenwagen statt. Allerdings waren meist nur kleinere Truppenkörper auf der Steppe aktionsfähig. Die dünne Besiedlung und die Wasserarmut verhinderten eine Ansammlung von größeren Truppenmassen. Daraus ergab sich eine große Selbständigkeit der einzelnen, kleineren Truppenteile.

Eine Kompagnie der Schutztruppe stand im Rang und leistete dieselben Dienste wie ein Regiment zu Hause. Die Offiziere, die Mannschaften mußten durchaus selbständig handeln können, und sie wurden auch dazu erzogen. Das war ein sehr wichtiges und notwendiges Prinzip in der Schutztruppe. Auf Patrouille, im Gefecht konnte in dem weiträumigen Lande der einzelne Mann zu leicht von

Digitized by Google

seiner Truppe abgesprengt werden. Er war dann ganz allein auf seinen Ortssinn, seine Tatkraft angewiesen. Auch die einzelne Abteilung von 70 bis 100 Mann befand sich in derselben Lage. Sie mußte sich selbständig sichern, mußte für Proviant und Nachfuhr sorgen, mußte selbständig marschieren und selbständig sogar ein Gefecht aufnehmen. Sie war so isoliert und so allein auf sich angewiesen wie ein einzelnes Kriegsschiff.

Vor allem kam es im Gefecht auf den einzelnen Mann viel mehr an wie zu Hause. Die Schutztruppe lag gewöhnlich mit 5 bis 10 m Zwischenraum zwischen den einzelnen Schützen im Gefecht. Die Weite des Raumes und die geringe Anzahl von Menschen zwang sie dazu. Sogar größere Entfernungen unter den einzelnen Gewehren kamen vor. Dasselbe war beim Gegner, vor allem auch gegenüber Eingeborenen der Fall. Salven und Massenfeuer hatten deshalb im Gefecht selten eine Wirkung. Vielmehr mußte jeder einzelne Schütze sich sein Ziel selber suchen, mußte sich eine geeignete Deckung wählen, mußte durchaus selbständig handeln, zumal da die Führung eine so lange und gestreckte Schützenlinie unmöglich einheitlich übersehen konnte. So bestanden die meisten Gefechte des Orlogs mehr aus Einzelleistungen als aus Massenwirkungen. Der Einzelschuß war wie auf der Jagd so auch im Orlog die beste Feuerwirkung.

Der Orlog ist Kleinkrieg, eine Art Guerilla. Der einzelne Mann, das einzelne Gewehr muß durchaus selbständig handeln. Das ist das wesentliche. Es kommt hinzu, daß Artillerie im früheren, im eigentlichen Orlog überhaupt nicht und heute nur in beschränktem Maße zur Verwendung gebracht werden kann. Das liegt an den großen Transportschwierigkeiten und daran, daß größere Truppenmassen sich nur sehr schwer konzentrieren lassen. Deshalb kennt der Orlog nur Gefechte. Schlachten im europäischen Sinn mit Geschützen und Kanonen, mit gewaltigen Menschenmassen, die einander bekämpfen, hat der Orlog in früherer Zeit überhaupt nicht gesehen. Heute ist es ja schon anders geworden. Die Eisenbahnen sind

Digitized by Google

der Todfeind des Orlogs. Vor ihnen weicht er immer weiter zurück. Es geht ihm wie dem Wild, dem Ochsenwagen, den Buschmännern und anderen ursprünglichen Erscheinungen der Steppe. Sie werden durch die moderne europäische Kultur verdrängt.

Charakteristisch für den Orlog ist es weiter, daß es zu Gefechten nur selten und in langen Zwischenräumen kommt. Der schwierige Aufklärungsdienst und das weiträumige Gelände machen die Berührung und Fühlung mit dem Feinde sehr schwer. Gelingt dies auch nach langem Suchen, so fällt noch lange nicht immer eine Entscheidung. Häufig genug weicht der Feind aus. Von neuem beginnt die Suche. Oder auch man erwartet den schon gemeldeten Feind an einer Wasserstelle, wochen- und monatelang.

Dies langweilige Warten, die faule Untätigkeit zwischen wirklichem Vorgehen und Entscheidungen ist ebenfalls sehr charakteristisch für den Orlog, erinnert durchaus an die Kriegführung vergangener Jahrhunderte. Die Überwindung der Natur ist in einem wenig kultivierten Lande die Hauptsache. Zuerst muß man gewissermaßen einen Krieg gegen die Wildnis führen. Dann erst kommt der böse Feind an die Reihe. Der Orlog besteht so fast mehr aus Strapazen und Entbehrungen als aus Gefahren. Uns allen ist dies Herumliegen in Schmutz und Langeweile schwerer geworden als die Zeit der Anmärsche, der Gefahren. Da gab es Neues zu erleben und Altes zu vergessen.

Oft kamen wir auf dem Marsche tagelang nicht zur Besinnung, zur Ruhe. Morgens um 4 Uhr ist Wecken, um $^1/_2$ 5 Uhr Abmarsch. Verschlafen, wie eine Herde Wild erhebt sich alles lautlos von den Decken. Zum Kaffeekochen ist keine Zeit. Auch dürfen keine Feuer angemacht werden. Die Pferde werden gesattelt, die Posten hereingeholt, und die Abteilung ist fertig zum Abmarsch. Wir reiten in langer Marschkolonne zu zweien, zugweise mit Staubabständen. In der Dunkelkeit Schritt, bei Tagesanbruch ein rascheres Tempo. Lange Trabs werden eingelegt. Um 9 Uhr ist Absatteln. Die Pferde gehen eine Stunde auf Weide. Rasch wird etwas Holz zusammengesucht

Digitized by Google

und Feuer gemacht. Der Kaffee schmeckt nach dem scharfen Ritt in der Morgenfrische. Um 10 Uhr geht es wieder weiter. Wir reiten noch 10 km bis zur nächsten Wasserstelle. Jetzt ist es drückend heiß, die Pferde wirbeln Staubwolken hoch, die Erde kocht und dampft unter ihren Tritten. Gesicht und Hände überziehen sich mit einer dicken Staubschicht. Schweiß rinnt darüber und reißt seltsame Rillen und Furchen ein. Wir sehen alle entsetzlich schmutzig aus.

Im Lager werden die Pferde getränkt und gehen gleich wieder auf Weide. Abwechselnd stehen vier Mann Posten dabei. Bis 3 Uhr ist Ruhe. Holz und Wasser wird herangeschleppt und Mittag gekocht. Auch zu einem kleinen Schläfchen unter dem Woilach reicht es noch. Die scharfe Stimme des Wachtmeisters »Pferde einfangen« bringt alles wieder auf die Beine. Schade, wie gerne hätten wir noch ein bißchen geschlafen. Die vielen Nachtmärsche und die ewigen Wachen machen einen ganz müde. Zuerst ist Pferdepflege, dann wird gesattelt, und um ½5 Uhr ist wieder Abmarsch. Wir reiten jetzt in einem Tempo durch bis gegen 9 Uhr. Es ist stockdunkle Nacht. In dem dichten Staub kann man nicht einmal seinen Vordermann sehen, viel weniger die Pad erkennen. Die Pferde straucheln, manch ein Reiter stürzt. Diese Nachtritte auf staubiger Pad in langer Marschkolonne habe ich in unangenehmer Erinnerung. Im Lager wird für die Pferde zuerst Gras gerupft, dann werden sie für die Nacht halbzugweise gekoppelt. Es dürfen kleine Feuer unterhalten werden. Zum Kochen hat aber niemand Lust heute, wir sind alle zu müde. Nur schlafen, schlafen.

Hat man solch anstrengende Ritte und die nötigen Wachen tage-, ja wochenlang hinter sich, dann freut sich alles, wenn die Kompagnie wieder ein Lager bezieht. Schon beim Absatteln sieht sich jede Kochgruppe nach einem geeigneten Kochplatz um, am besten unter einem schattigen Busch oder Baum. Dann macht es sich jeder gemütlich. Eine Zeltplane wird hoch gespannt und sorgt für Schatten; eine andere wird auf die Erde gebreitet und dient als Tisch. Nun wird gekocht, gebraten, gebacken, daß es eine Lust ist.

Digitized by Google

Außer Wachen und Kochen gibt es keinen Dienst. Jeden Tag kocht ein anderer Mann aus der Kochgruppe, die übrigen schaffen ihm Wasser und Holz heran. Man lernt es bei der Truppe, unter den schwierigsten Umständen schmackhafte Speisen zuzubereiten.

Das einzige Kochgeschirr wird zum Kochen, Braten, Backen verwendet. Der Deckel dient als Teller, als Bratpfanne, als Kaffeemühle. Mit dem Gewehrkolben wird der Kaffee darin fein gestoßen. Tasse, Messer, Gabel, Löffel führt jeder Reiter in der Packtasche mit sich. Brot wird in den Kochgeschirren gebacken. Man gräbt ein Loch in der Erde aus, macht Feuer darin an und legt dann das Kochgeschirr mit dem fertigen Teig in die abgestorbene Glut. Langsam gibt man frische Glut von den Seiten und von oben nach. In einer Stunde ist das Brot fertig.

Brot ist für den Feldsoldaten neben Fleisch die wichtigste Nahrung. Es ist eine Speise, die jeden Augenblick zubereitet ist, die man jederzeit essen kann, auch auf dem Ritt, wenn es sonst einmal nicht reicht. Mit Wasser, Brot und Fleisch kommt man aus. Mehr braucht man nicht zum Leben. Kaffee ist zwar auch recht gut, und Zucker gar nicht zu verachten. Hat er noch einen Schluck Rum in der Feldflasche und eine Pfeife Tabak in der Tasche, dann ist der Soldat ein zufriedener Mann. Ja, man lernt es im Orlog, seine Bedürfnisse zu reduzieren!

Aber nur in Ausnahmefällen war die Kost knapp. Die Verpflegung der Feldtruppe war reichlich und gut. Reis, Gemüse, Dörrkartoffeln, Backobst, Schmalz, Kaffee, Tee, Zucker und natürlich Mehl und Fleisch gab es bei jeder Kostausgabe. Monatlich einmal empfing der Reiter kalifornische Früchte, alle vierzehn Tage Fruchtsaft und jede Woche Rum, je nach den vorhandenen Beständen. Tabak und Streichhölzer gab es ebenfalls jede Woche.

Man sieht, im Prinzip lebten die Reiter der Schutztruppe ganz gut. Daß mitunter nicht alles ausgegeben werden konnte, was dem einzelnen der Verpflegungsliste nach zustand, ist selbstverständlich. Niemand beklagte sich auch darüber. Nur zwei Artikel mußten da

Digitized by Google

sein: Tabak und Rum. Es ist erstaunlich, wie viel im Felde geraucht wurde. Ebenso nötig zum Leben scheint der Rum zu sein. Bei den oft schlechten Wasserverhältnissen des Landes ist der Alkohol zweifellos gesundheitlich vom Vorteil. Wenn man in kalter Nacht verfroren auf dem Pferde sitzt und vor Frost die Zügel kaum halten kann, dann wirkt ein Schluck Rum, feiner, alter Jamaika-Rum Nr. 1 direkt Wunder. Und schließlich ist das Feuerwasser auf allen Steppenländern zu Hause. Das weiß jeder, der in seiner Jugend einmal Karl May gelesen hat. Ausschreitungen kamen natürlich auch vor. Beim einzelnen Reiter störten sie nur die nächste Umgebung. Gefährlicher wurden sie bei Offizieren, hatten in Stunden der Gefahr oft schlimme Folgen.

Das Kochen, die Zubereitung des Essens war der Hauptlagerdienst. Pferdepflege, Wachen und andere Verrichtungen kamen daneben nicht in Betracht. Der Orlog ist eben noch zu rückständig, zu unmodern, als daß er sich großen Feldküchenbetrieb gestatten könnte. Dazu waren die Verkehrs- und Transportschwierigkeiten zu groß, die Truppen zu sehr zerstreut. Deshalb mußte jeder einzelne Mann für seinen Lebensunterhalt selber sorgen. Das brachte ihm viel Mühe und Arbeit, machte ihn aber andererseits auch selbständiger als den Soldaten zu Hause.

Und nun ist der Orlog klar. Der Frieden ist im Lande. Die Truppen ziehen heimwärts. Strapazen und Mühen sind zu Ende. Was hat das kurze Kriegsjahr uns eigentlich gebracht? Der Orlog, vielleicht jeder Krieg ist die Reduktion des menschlichen Lebens auf einen möglichst tierischen Zustand. Die animalische Natur des Menschen kommt im Kriege zum Durchbruch. Was sonst Mord und Verbrechen ist, wird jetzt geschätzt und gewertet, sogar mit Auszeichnungen belohnt. Der beste Soldat ist derjenige, der die meisten tierischen Instinkte hat.

Der Krieg wertet die Männer, ähnlich wie die Frauenliebe, nur persönlich, rein menschlich. Das scheint mir das wesentliche zu

Digitized by Google

sein, und kommt im afrikanischen Orlog wiederum mehr zum Ausdruck als in einem modernen europäischen Kriege.

So haben wir gehungert, gedurstet, gegessen, geschlafen wie die Tiere, haben einander bekämpft und bekriegt wie wütendes Raubwild. Bald hatten wir viel zum Essen, bald wenig, bald nichts. Jeder Busch, jede Klippe, jedes Grasbüschel war unser Lager. Wir haben Tage durchschlafen, Nächte durchwacht. Haben von Wasser und Fleisch gelebt, haben uns wochenlang nicht gewaschen, von Schmutz und Dreck gestarrt. Und haben uns wohl gefühlt, sind gesund geblieben, trotz dieser tierischen Lebensweise. Wir haben es gelernt, Wind und Wetter zu trotzen, jede Strapazen zu ertragen, das Unmögliche möglich zu machen.

Jetzt verstehen wir es, uns im Gelände zu orientieren, nach Sonne und Sternen uns zu richten, eine Spur zu lesen und zu halten. Von Süd nach Nord haben wir das ganze Schutzgebiet durchzogen, haben das rauhe Land liebgewonnen und mit blutendem Herzen ein Stück nach dem andern dem übermächtigen Feinde überlassen müssen. Und jetzt ist dies Naturleben zu Ende.

»Orlog klar« geht die Parole durchs Feldlager.

Es geht wieder nach Hause, an ein geregeltes, reinliches Leben. Die Zeit des Erlebens ist zu Ende. Auch seelisch hat uns der Krieg weiter gebracht. Wir haben es gelernt, an unser früheres Leben den passenden Maßstab anzulegen. Wir haben das richtige Bewußtsein über uns erlangt, sind zur reifen Selbsterkenntnis gekommen. Weit, unendlich weit war uns die Vergangenheit entrückt. Wie von einem hohen Aussichtspunkte sah man hinab in alle Wege und Gänge, in verborgene Höhlen und tiefe Schluchten. Wir sind bescheiden geworden.

Der Orlog war für uns alle Lehrer und Erzieher! Aus allen Ständen und Berufen sind wir gekommen und gute Kameraden geworden. Und wenn auch die neuen-alten Wege uns wieder auseinanderführen, des Lebens buntbewegter Tag seine Anforderungen

Digitized by Google

stellt: die Erinnerung bleibt. Der Orlog war unser größtes Erlebnis und wird es auch immer sein.

Schon heute klingt sein Name nicht mehr so ernst und schwer wie zu Anfang. »Orlog«, das Wort hat schon einen stillen, fast wehmütigen Klang. Immer mehr werden die Töne sich klären, und zuletzt bleibt ein reiner, voller, wenn auch schwerer Akkord, das Wort: Orlog!

Digitized by Google

Die Wüste

Digitized by Google

»Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Und die Erde war wüste und leer, und es war finster auf der Tiefe; und der Geist Gottes schwebete auf dem Wasser. Und Gott sprach: Es werde Licht. Und es ward Licht.« Und es war nichts anderes denn Wasser und Wüste und Licht und Luft. Und blieb so durch alle Jahrtausende hindurch bis auf unsere Zeit. Den dritten Schöpfungstag, da Gott Gräser und Kräuter schuf und fruchtbare Bäume, den hat die »Namib« nicht mehr miterlebt. So erscheint uns diese südwestafrikanische Küstenwüste als ein Relikt aus den Schöpfungstagen der Erde. Es ist eine uralte, heroische Landschaft, eine Landschaft voll gewaltiger Stimmung und elementarer Wirkung. Gerade jetzt in der Kriegszeit, wo das Meer tot ist und vereinsamt daliegt, wirkt diese afrikanische Küstenlandschaft altbiblisch.

Nur Urelemente, Grundformen alles Irdischen, setzen das Bild zusammen: Das gewaltige Meer auf viele hundert Kilometer Erstreckung neben der kahlen, nackten Wüste. Über beiden wölbt sich der gleiche, erhabene Himmel, auf der See oft von grauen Nebelbänken verhüllt, über der Wüste in großer Klarheit, ein zweites Meer von Licht und Luft.

Vor allem im Winter liegen schwere Nebel auf der See und reichen oft auch weit ins Land hinein. Dann ist es kalt am Strande und unfreundlich. Die hohen Dünen, die stellenweise bis ans Meer reichen, stehen in einem feuchten, rötlichgelben Licht, das sich auch in der darüber lagernden Nebeldecke widerspiegelt. Das Meer ist meist schmutziggrün, häufig bewegt, Nähe und Ferne durch graue, wogende Schleier verdeckt. Selten eine freundliche Stimmung.

Anders im Sommer, während der binnenländischen Regenzeit. Im Dezember lassen die Nebel nach, im Januar und Februar bleiben sie oft mehrere Tage aus. Dann wird das Meer schön. Wenn man vom Innern kommt, über die heiße, gelblich flimmernde Namib, sieht man erst kurz vor der Küste die See unter sich liegen: das

Digitized by Google

große, blaue Meer wie ein samtfarbener, glatter Teppich, umsäumt von den weißen Borten der Brandung. Wohlig ruht das Auge aus auf dieser milden, ruhigen Farbe, nachdem es durch das grelle, überreiche Licht der Wüste schon ganz geblendet und ermüdet ist.

Das schönste, tiefste Mittelmeerblau zeigt jetzt im Sommer hier unten der Atlantische Ozean: In reiner Klarheit, wenn die See unbewegt ist; von vielen weißen Schaumkätzchen belebt, wenn sie sich zu regen beginnt; und von zahlreichen, aufeinanderfolgenden, immer höher sich türmenden, oliven- oder glasgrünen Wellenlinien durchzogen, wenn sie in Aufruhr gerät. Hüpfend, eilend, sich überschlagend, wieder hochspringend, kommen die einzelnen Brecher heran, drei, vier, viele hintereinander, wie anstürmende Schützenlinien mit wehenden, weißen Fahnen, wie herangaloppierende Schimmelrosse mit schäumenden Nüstern und fliegenden weißen Mähnen. . . . . Eine Reihe bricht zusammen. Die andere überholt sie, reißt ihre Trümmer mit in die Höhe und stürmt weiter vorwärts. Immer neue Glieder folgen. Alle sinken sie am gelben Wüstenstrande zu Boden, unter donnerähnlichem Geheul und lautem Schmerzgebrüll. Eine letzte, verzweifelte Anstrengung, als wolle sie dem ungeheueren Drucke, der hinter ihr lastet und sie vorwärts treibt, nachgeben, als wolle sie den ganzen Strand wegräumen oder doch sieghaft in voller Höhe ihn hinanstürmen . . . . und dann hemmt plötzlich ihr Fuß, das schäumende, sprühende Haupt gerät ins Stocken. Noch einmal braust die Welle auf unter fürchterlichem Zucken und Zischen. Dann sinkt sie matt vornüber, und zu Tode getroffen bricht die stolze Welle zusammen, zerfließt in schaumigen Brei, der kriechend, leckend den gelben Sand hinaneilt und dann eiligst wieder zurückflieht in den Schutz der neu ankommenden Scharen.

Das Meer am Strande der Wüste weiß viel zu erzählen, leise und eindringlich, laut und erregt. Man muß seine Sprache nur verstehen. »Siehe, ich bin doch groß und stark und mächtig, und ich arbeite viel. Tag und Nacht. Ununterbrochen. Schon seit Jahrtausenden wühle ich hier an diesem gelben Strande. Immer un-

Digitized by Google

verzagt, mit neuer Kraft schicke ich eine Brandungswelle nach der andern ans Land, um zu helfen, zu räumen, mir und meiner gewaltigen Druckkraft Platz zu verschaffen. Wenn ich in hundert Jahren einen Meter vorwärts komme, so ist es viel. All meine gewaltigen Kräfte brechen sich an dem harten Fels der Unmöglichkeit. So dauert dies furchtbare Spiel schon fast Millionen von Jahren!.... Und ihr kleinen Menschen, macht ihr es nicht ebenso? Kämpft nicht auch ihr zeitlebens einen aussichtslosen Kampf gegen einen harten, felsigen Wüstenstrand, gegen Unkenntnis und Bosheit, gegen Schicksal und Not? .... Und kommt ihr etwa viel weiter als ich? Brecht nicht auch ihr am Ende euerer Lebenswelle zusammen, wenig weiter als da, wo ihr angefangen habt? All unser Tun ist eitel!«

So spricht das Meer hier am Strande der Wüste.

Der ewige Kampf der Brandung mit der Küste ist charakteristisch für ganz Westafrika. An der Küste von Kamerun haben wir schon die weiße Brandungslinie vor der dunklen Urwaldmauer gefunden. Hier unten im Südwesten erhält das Bild durch die eigenartige Umrahmung der Wüste noch erhöhten Reiz.

Übertragen wir das Prinzip des Meeres, die ewig bewegte Einöde, in feste Formen, so erhalten wir die starre, öde Dünenlandschaft, wie sie auf weiter Erstreckung in der Namib die Küste begleitet. Die Dünenwellen verlaufen — wie die Brandungslinien — senkrecht zu dem herrschenden Südwestwinde, also von Nordwest nach Südost. Am Tage über kommen sie ja in der Landschaft wenig zur Geltung. In dem starken Licht, das sie auf allen Seiten gleichmäßig umflutet, erscheinen sie als eine unförmige, gelbe, ausdruckslose Masse. Aber wenn gegen Abend das Meer sich wie ein blitzender Riesenspiegel dehnt, wenn die Dünen im kleinen Winkel von den silbernen Strahlen der untergehenden Sonne getroffen werden, dann liegen ihre steilen Nordostseiten in einem überaus zarten, violetten Schatten, während die flacheren Südwestseiten in einem frischen Indischgelb leuchten. Die Dünenkanten sind messerscharf,

Digitized by Google

wie von Menschenhand gezogen. Das Ganze ist ein äußerst belebtes Relief. Wie in der Bewegung erstarrte Wellen liegen die einzelnen aufeinanderfolgenden Dünenzüge da. Das grünblaue, bewegte Wasser neben dem wogenden, erstarrten gelben Sandmeere. Es ist dasselbe Prinzip in zweierlei Form! Und in diesem Kontakt des Flüssigen mit dem Starren, des wellenschlagenden, ewig rauschenden, grünen Ozeans neben der lichtreichen, klanglosen, toten, gelben Wüste liegt der große Reiz der südwestafrikanischen Küstenlinie. Das glasige Grün des Meeres hebt sich ausdrucksvoll ab von dem samtartigen Rotgelb der Dünen und dem orientalisch blauen Himmel darüber. Auf viele Meilen Erstreckung dehnen sich diese beiden großen, reinen Farbenflächen nebeneinander, wie die Streifen eines Riesenregenbogens.

Vor allem zwischen Swakopmund und Lüderitzbucht treffen wir diese flache, dünenbesetzte Küstenlandschaft. Es ist stets das gleiche, eindrucksvolle, wenn auch etwas eintönige Bild. Wo ist die waldbekleidete Küste des Golfes von Guinea? Wo sind die glatten Berghänge, das milde Grün der Wälder, das feuchte Grau des wolkenschweren Himmels? .... In Erinnerung an jene Landschaft kommt mir die Wüste hier vor wie ein feuriges Flammenmeer, wie eine metallisch glänzende Erde mit glutigem Brandhimmel darüber Über dem ockergelben, kahlen, flachen Festland flackert und flimmert der Himmel in dunstig gelben Farbentönen. Vereinzelt sieht man einen fernen Berg als violetten Kegel durch den trüben Schleier hindurchschimmern. Vor dem Lande dehnt sich das kalte, olivengrüne Meer mit dem schäumenden, silberweißen Brandungsstreifen. Draußen im Westen ruht eine blaßgraue Nebelschicht unmittelbar dem Wasser auf, gleich einer langen Mauer, und darüber wölbt sich der hellgrüne Himmel wie eine durchsichtige Glaskugel. Schwarzweiße Möwen ziehen hoch über dem Wasser ihre unruhigen Kreise, und große Scharen von schwarzen Kormoranen streichen tief darüber hin, einer hinter dem andern, in einer rhythmisch auf und ab wogenden Kettenlinie ..... Dann wieder nähern sich die

Digitized by Google

Nebelbänke dem Festlande, der Horizont schrumpft zusammen, es wird Nacht am hellen Tage. In der feuchten, kalten Nebelluft friert und fröstelt man, kaum einige Kilometer von dem sonnigen Glühofen der flimmernden Wüste entfernt. In solchen Gegensätzen bewegt sich hier die Natur!

Schon einige Meilen nördlich Lüderitzbucht ändert sich der Charakter der Küstenwüste. Das Land steigt an und bricht mit einem 50 bis 100 m hohen Steilabfall jäh zum Meere ab. Unten rollt und heult die schäumende Brandung und schlägt unablässig wie mit einer Riesenfaust gegen das felsige Gerüst des Festlandes. Drohend, düster, ausdrucksvoll erhebt sich das dunkle oder fleischfarbene Gestein aus der Flut empor. Vom unablässigen, starken Südwind werden die Felsen geglättet, oder es fressen sich seltsam gestaltete Hohlformen in sie hinein. Allmählich untergräbt die Brandung den stolzen Bau der Steilküste, zertrümmert unablässig die hohe Wand und löst die ursprünglich geschlossene Mauer in eine Reihe kleiner Buchten und vorspringender Halbinseln auf. Am berühmten »Bogenfels« — etwa 100 km südlich Lüderitzbucht — hat das Meer ein Riesenfenster in die steile Küste hineingelegt, unter dessen hochgewölbtem Bogen das Wasser schäumend und dröhnend hindurchfließt. Durch das schmale Tor sieht man wie durch die Pforte der Unendlichkeit hinaus auf das uferlose Meer.

Von der Küste ab landeinwärts reicht die Wüste etwa 100 km weit bis an den Rand des binnenländischen Hochplateaus. Nur im Unterlauf des Oranje greift die kahle, wüstenhafte Landschaft sogar auf das Hochland hinauf und breitet sich oben zu beiden Seiten des tiefen Flußtales aus. Nördlich des Oranje bis zum Kunene hin findet die Küstenwüste an der steilen Mauer des Hochlandsrandes ihre Grenze; dahinter dehnen sich die sonnigen Grasfluren der Steppe, die wir schon kennengelernt haben.

Diese ganze Landschaft zwischen Küste und Hochlandsrand ist äußerst einfach in den Formen, in den Farben, in der Stimmung

Digitized by Google

und eben darum groß. Zwar den meisten Menschen erscheint die Namib öde und langweilig, wie eben eine richtige »Wüste«. Kein Gras, kein Strauch, kein Baum deckt den kahlen Boden. Nur öde Steinfelder und nackte Berge. Die Augen schmerzen unter all der Lichtfülle, die sich draußen ausbreitet. Am Tage herrscht eine schlimme Hitze, des Nachts eine böse Kälte in dem Eisenbahnzug. Was soll man in dieser gottverlassenen Landschaft? So atmen die meisten Menschen auf, wenn sie in Usakos oder Aus die ersten grünen Gräser und Bäume sehen.

Den Eindruck einer armen, vom Schöpfer vernachlässigten Aschenbrödelnatur habe ich in der Wüste nie gehabt. Im Gegenteil, sie erschien mir stets groß und furchtbar in ihrer nackten Schönheit, der starren Einöde und den vollen, klaren Farben. Es ist eine Landschaft, die mit den einfachsten Mitteln den größten Effekt erzielt. Wie ein großer Mensch wirkt sie durch die natürliche Einfachheit ihres Wesens.

Wo dem Boden der Schmuck der grünen Grasfluren und dunklen Wälder fehlt, da beschäftigen, wie auf dem Meere, Wind und Wetter, Licht und Schatten, Sonnenschein und Regen in erhöhtem Maße unsere Einbildungskraft. Die Lufterscheinungen, ihre Form und Farbe, geben der Wüste Leben und Ausdruck. Sie bestimmen ihre Physiognomie, wie im Binnenlande die wechselnde Gruppierung der Pflanzengestalten.

Es ist eine Eigenart der trockenen Wüstenluft, daß sie in der Beleuchtung des Erdbodens wie des Himmels die allerzartesten Effekte schafft: Hellgrüner Himmel, rosa Beleuchtung und violette Schatten, das sind die Farben der Namib, wie sie Axel Erickson, ein geborener Südwestafrikaner, gemalt hat. In großer Ausdehnung beherrschen diese drei blassen und doch so leuchtenden Farben das Landschaftsbild. Es fehlt das frische, belebende Chlorophyllgrün vor allem ganz. Das Grün der Pflanzen ist eine junge, erst spät in der Erdgeschichte auftretende Farbe. Dem altertümlichen Charakter der Namib entsprechend kommt sie hier nicht vor.

Wir wollen einen Tag im Leben der Namib und damit das Spiel ihrer Farben und Beleuchtungswirkungen schildern.

Digitized by Google

Frühmorgens taucht ein rötlicher Strahl, wie die Spitze eines Riesenkegels, über der flachen Horizontlinie im Osten empor und kündigt das Herannahen der Tageskönigin an. Das Licht wird heller, blaßgelb, rundet sich und wächst in die Breite und Höhe. Aber noch liegen die weiten, kahlen Flächen in braunvioletter, schattiger Dämmerung. Da glüht der Horizont auf wie in Flammen getaucht, und gleichzeitig springen die ersten Strahlen der Sonne wie ein Fanfarenruf in die Welt hinaus. Sie lassen hoch gelegene Kuppen rosig erscheinen, färben den Himmel hell mit jener blaßgrünen Farbe, die für die Wüste so charakteristisch ist. Wie durch Zaubergewalt bekommen die vorher mattfarbenen Berge ein wild zerklüftetes, hochgebirgsartiges Aussehen. Das Sonnenlicht durchglüht die spitzen Grate und schmalen Rücken, während in den Schluchten noch die schwarzen Schatten der Nacht schlummern.

Jetzt fällt auch das erste Licht auf die braunen, glatten Flächen, und vereinzelte, niedere Sträucher, selbst kleine Steinchen werfen lange, schmale Schatten hinter sich. . . . Höher reitet die Sonne auf ihrer steilen Bahn. Als strahlende feurige Kugel steht sie nun in einem hellen, gleißenden Schrein. Von den Bergschluchten schmilzen die Schatten ins Tal hinab, und auch auf den Flächen schrumpfen sie zusammen. Mit unendlicher Klarheit sieht man jetzt in der frühen Morgenstunde in alle Winkel der Welt.

Rein in den Farben und klar in den Formen liegt die Landschaft wie ein Riesengemälde vor uns. Gelbbräunlich dehnt sich der kiesige Boden nach allen Seiten als eintönige, glatte Farbenfläche. Dort oben bilden rotviolette Schichtgesteine einen kahlen Kranz, und hier unten erheben sich rosafarbene oder kupferbraune Granitberge mit steilen, wild zerschluchteten Hängen vereinzelt aus den weiten Ebenheiten. Im Osten wiederum setzen tiefschwarze Diabastafeln die Horizontlinie zusammen. In Helligkeit und Freude, sauber und glatt dehnt sich die Landschaft nach allen Seiten, ohne daß man von Hitze und Dunst, den schlimmen Begleitern der Sonne, schon etwas merken könnte.

Digitized by Google

Aber bald beginnt am Horizont mit der stärkeren Erwärmung die Luft zu flimmern und sich zu trüben. Der Wind, der über Nacht auch geschlafen hat, erhebt sich von seinem Lager und eilt mit frischen Kräften im Eilschritt über die weite Bahn. Er hebt Staub und Sand von der Erde auf und hüllt rasch Berge und Flächen in einen diesigen Schleier. Mit der zunehmenden Erwärmung und dem großen Luftdruckunterschiede zwischen Land und Meer schwillt der Wind in der Namib am Tage mitunter zu großer Stärke an. Der Wind, der im Urwalde gefesselt zu Boden lag, der auf den Grasfluren der Savanne und Steppe im munteren Spiel gleich einem jungen Fohlen umhertrabte .... er rast im tollen Galopp über die Wüste wie ein wild gewordenes Pferd. Der Wind tritt uns hier als allmächtiger Herrscher entgegen. Mit furchtbarem Sausen und Zischen fegt er wie ein Riesenstrom über die Wüste dahin und nimmt alles mit, was in seinen Bereich kommt. Große Sandkörner und selbst kleine Steinchen hebt er auf und schleudert sie schnurgerade, wie Miniaturpfeile, durch die Luft. Sie schlagen an die Felsen an, polieren und glätten deren Wände und zwingen den Wanderer, hinter einer Bergkuppe Schutz zu suchen gegen dies Sandgebläse. Der Staub und der feine Sand dringt durch die Kleider hindurch und setzt sich in den Poren der Haut fest. Diese Wüstenwinde bringen keine Abkühlung, wie sonst die bewegte Luft, sondern sie steigern im Gegenteil die Hitze ins Unerträgliche. In der heißen, vollkommen trockenen Luft kommt man sich vor wie in einem Glühofen. Die Sand- und Staubwolken hüllen die Erde mit einem blaßgelben Mantel ein und blenden das strahlende Licht der Sonne zu einer trüben, roten, mondähnlichen Scheibe ab.

Oft auch bleibt der Wind aus, und dann liegt über Mittag auf den weiten Flächen in träger, bleierner Ruhe ein Dunstmeer, aus dem sich die Berge mit zitterndern, verschwommenen Umrissen erheben, und das von der Sonnenglut in heiße, flimmernde Wogen zerlegt wird. Oder der blasse Dunst hüllt Nähe und Ferne in einen rätselhaften Schleier. Die Berge schwimmen in einem weißen Ring,

Digitized by Google

undeutlich nur sind ihre Gipfelsilhouetten erkennbar. Wie hochgespannte Telegraphendrähte ziehen jetzt die schwarzen Diabasrücken am Horizont entlang. Dort in der Nähe wallt heißer Dampf über die Erde. Die Luft zittert wie weißes Feuer, weiße Wellen laufen über den glühenden Boden hinweg. Die Augen schmerzen und brennen in dem erhitzten Raum; wie mit scharfen Messerstichen dringt das Licht in sie ein. Der Mund ist wie ausgetrocknet. Bleiern schwer drückt die Hitze. Nirgends der kleinste Schatten. Nur der graugrüne Himmel über uns ist ruhig und klar. Er allein bietet dem ermüdeten, gequälten Auge einen Ruhepunkt.

Immer mehr erhitzt sich die Wüste. Der ganze Boden ringsum ist weiß vor lauter Licht, ein heißer Glast, in dem alles verschwimmt, jede Form sich löst, jede Farbe flimmert. Dann sieht die Wüste aus wie ein unvollendetes Ölgemälde. Gelbe, weiße, dunkle Farbenstreifen, je nach dem Untergrund, stehen mit zitternden Rändern und beweglichen Umrissen auf der Erde oder laufen rasch über sie hinweg. Der ganze, lichterfüllte Raum ist in Bewegung.

Jetzt ist es heiß in der Wüste, in dieser schattenlosen Welt, viel heißer, als es auf den grasbedeckten Steppen je werden kann. Ungehindert fallen die Strahlen der Sonne senkrecht ein, und ungehindert strahlen sie wieder aus. Es ist wie in einem Glühofen oder Hohlspiegel. Der kiesige Boden ist feuerheiß, die zahlreichen, kleinen Steinchen, die ihn bedecken, glänzen wie glitzerndes Glas. Wie geröstet und verbrannt ziehen sich schwarze Schuttstreifen die Berge hinunter, und ein Meer von Licht ist über die Flächen ausgestreut. Wie ein großer Riesenspiegel leuchtet die weite, steinige Wüste. Es ist die Erde in Flammen, ein flackerndes, brennendes, glühendes Land. So auch etwa müßte die Übersetzung des Wortes »Namib« lauten.

Die Wärmeenergien, die die Steppen und Wälder in ihren Holzgewächsen aufsammeln, gibt die Wüste gleich wieder von sich, so wie sie dieselben empfängt. Dort brennt nur das Holz, hier brennen die Steine. Dort ist die aufgespeicherte Wärme dem Menschen nützlich, hier verbrennt sie wertlos im leeren Raum.

Digitized by Google

Gegen Abend löst sich die ölige Dunstschicht von der Erde, die Luft hellt sich auf, und die kleinste Bodenunebenheit hebt sich nun deutlich hervor. Die Berge bekommen wieder haarscharfe Umrisse; von den Strahlen der sinkenden Sonne getroffen, glühen sie auf wie gewaltige Bronzereliefs, als wären sie von einem inneren Feuer durchwärmt. Der Abendsonnenschein zaubert ihnen purpurne Fenster, während in den Schluchten violette Vorhänge zu Tale wallen. Über die Flächen flutet ein Meer von Farben und läßt sie oft in märchenhafter Buntheit glänzen und leuchten, je nach dem Gestein, aus dem sie gebildet sind. Vor allem braune Farbentöne kommen in allen Schattierungen vor.... Dann verschwindet die Sonne hinter dem Horizont. Langsam erstirbt die Glut der Berge, und dunkle Schatten breiten sich über die weiten Flächen. Sie verlieren ihren leuchtenden Glanz, und ein einförmiger, mattbrauner Farbenton legt sich wie »ein Pilgermantel« über die Wüste. Im Westen aber leuchtet der Himmel noch in wunderbar blassen und zarten Farben, bis auch sie hinter dem Horizont untertauchen, in die kühle Meeresflut hinein.

Jetzt ist der Farbenzauber der Wüste verschwunden, Berge und Flächen liegen in einem stummen Schlaf. Nur der Mond mit seinem weichen Silberlicht zaubert von neuem Leben in die steinerne Welt. Er breitet einen zarten Duft und einen blauen Glanz über Felsen und Flächen. Nun blüht die Wüste auch ohne Blumen, und der keusche Reiz der nackten Steine läßt seltsam weiche Töne im Menschenherz erklingen.

Neben der hellen Farbenfülle ist vor allem der kahle Boden für die Wüste charakteristisch und uns Nordländern fremd. Wie ein großer Schutthaufen liegt die Namib stellenweise da. Oder große Steinblöcke lagern mauerartig wie zerfallene Ruinen den Gipfeln und Abhängen auf. An anderer Stelle wieder ist die Wüste glatt, sieht aus wie gerodetes, gepflügtes und geeggtes Land, soweit das Auge reicht. Gleichmäßig, braungelb, ohne einen größeren Stein oder Strauch oder Grashalm ist dann ihre Oberfläche. Das ist die Wüste,

Digitized by Google

auf der die Pferde nicht straucheln, wie es in der Bibel heißt. In leichter Bewegung heben und senken sich ihre glatten, dürstenden Flächen, die nur aus feinem Kies bestehen. Wie gehobelt oder geplättet sieht der Boden aus. Es ist der Wind, der mit ungehemmter Kraft über die kahle Erde hinfegt und sie ausscheuert. Den aufgehobenen Sand legt er in kleine Wellenlinien, die an die Wellenfurchen am Strande erinnern, oder er häuft sie gar zu den haushohen Dünen an, die wir schon kennengelernt haben.

Stärker noch wirkt die kahle Nacktheit in den Bergen und Schluchten der Wüste. Durch das Fehlen einer jeglichen Bodenkrume und der sie bedingenden chemischen Verwitterung erinnert das Aussehen der Wüstenberge sehr an Hochgebirgsformen. Es sind dieselben nackten Felsen, die schroffen Grate und steilen Hänge, die gleichen Schutthalden und Steinfelder am Fuße. Die Talwände sind in ein Gewirr von unzähligen Schluchten und Rillen, Graten und Rücken aufgelöst. Wie von Termiten oder Bohrwürmern zerfressen sehen die Flächen aus, in die der Swakop und der Oranje in ihrem Unterlauf sich eingeschnitten haben: ein wildes, wogendes Meer von spitzen Felsen und engen Schluchten, ausdrucksvoll belebt und wildromantisch in der Glut der Farben und dem Wechsel der Formen.

Hier in der Wüste kommt — dem Hochgebirge gegenüber — noch das Fehlen von Wasser und Schnee hinzu, um das Gestein seiner Beschaffenheit nach möglichst unversehrt zu erhalten, gewissermaßen zu konservieren. Die Oberfläche der Wüstenfelsen zeigt wohl Nischen und Fugen, die der mechanischen Verwitterung, der Windwirkung und Sonnenstrahlung zuzuschreiben sind, große und kleine Spalten und Klüfte; aber sonst ist ihre Beschaffenheit nicht verändert. Mit unverhüllter Nacktheit zeigen die Berge der Wüste ihr inneres Wesen. Sogar die Farbe der einzelnen Gesteinsarten und Mineralien hält ungeschwächt der Wirkung von Wind und Wetter gegenüber stand, und farbenbunt wie ein Glasmosaik leuchten uns mitunter die Felsen der Wüste entgegen. Wie eine geologische Karte im Maßstab 1 : 1 sehen die Flächen aus, und an ein großes, farbiges Relief erinnern

Digitized by Google

Die Namib

phot. Jaeger

Digitized by Google

Welwitschia mirabilis

phot. Jaeger

Aloe und Euphorbien

phot. Waibel

Digitized by Google

die Berge. Falten und Verbiegungen, Verwerfungen und Überschiebungen des geologischen Aufbaues kann man oft aus dem Farbenbilde der Natur ablesen, und zwar so mühelos, daß auch der Laie sie erkennt. Gänge, Adern, Intrusionen lassen sich ebenfalls an ihrer Farbe viele Kilometer weit verfolgen. Sie springen über Täler weg oder laufen als hochragende Rippen weithin sichtbar über die Flächen. Im rechten oder schiefen Winkel können sie von anderen Gängen wieder geschnitten werden, so daß ein weitmaschiges Netz die Berge und Flächen überzieht.

Mit Leichtigkeit kann man von einem Berge aus die Umgebung geologisch kartieren, natürlich erst, wenn man sich vorher mit den Grundzügen des Baues und der Gesteinsarten vertraut gemacht hat. An ihrer Farbe kann man dann die einzelnen Gesteine ziemlich sicher erkennen, auch aus größerer Entfernung. Diabasgänge sind tiefschwarz, Schiefer braungrau, Quarz rosaweiß, Marmor glitzernd hell, Granit gelblich oder rot. Sachlich kann es also für den Geologen gar kein besseres Arbeitsfeld geben als so eine Wüstenlandschaft.

Trotz aller Kahlheit ist die Wüste doch nur selten — eigentlich nur in den Dünen — ohne jeglichen Pflanzenwuchs. Wenn auch in vielen hundert Meter weiten Abständen, so sieht das Auge doch hier und da einen dunklen Fleck, der sich als eine seltsame Pflanzengestalt herausstellt. Es sind merkwürdige Gebilde, diese Pflanzen der Namib. Uralte, sonst längst auf der Erde ausgestorbene Formen finden sich hier vor neben solchen Typen, die hochgradig der Trockenheit und dem Wassermangel angepaßt sind. Es regnet in der inneren Namib vielleicht alle paar Jahre einmal 2 bis 3 cm, und davon müssen die Wüstenpflanzen leben. Am Strande bringen die Seenebel häufigere, wenn auch sehr unergiebige Niederschläge.

Von den altertümlichen Formen ist die berühmte Welwitschia mirabilis ein den Koniferen nahestehendes Holzgewächs, das fast stammlos ist und nur zwei riesige, zerschlissene, derbe Blätter über den Boden hinrollt. Die Früchte gleichen den Fichtenzapfen.... Die »Naras« ist ein Kürbisgewächs, das große, hellgrüne Sträucher bildet.

Digitized by Google

Sie sind vollkommen blattlos, tragen dafür aber lange, starke, grüne Dornen. Die Früchte sind ebenfalls ganz mit Stacheln bedeckt. Während die Welwitschia auf der steinigen, trockenen Wüste lebt, kommt die Naras nur in den Flußbetten vor, wo sie ihre langen Wurzeln bis hinunter zum Grundwasser sendet.

Die anderen Pflanzen der Namib fallen weniger durch ihr hohes Alter als durch ihr seltsames, der Trockenheit und der Wassernot angepaßtes Aussehen auf. Die Regenarmut der Wüste zwingt sie, Wasser zum Vorrat in ihren Körpern aufzuspeichern. Sie sind alle fleischig und wasserhaltig. Dicke, saftige Blätter als wasserspeichernde Organe finden wir bei vielen Wüstenpflanzen. So haben die zahlreichen Arten der Eiskräuter (Mesembryanthemum) kahnförmige, wurstartige, halbkugelige oder kugelige Blattgebilde. Häufig sind auch die Stämme der Pflanzen dick geschwollen, fleischig und von lockerem, saftigem Gewebe. Aloe dichotoma und Cissus Cramerianus sind beides 4 bis 6 m hohe Bäume mit mannsdickem, gichtig geschwollenem Stamm und wenigen armdicken Ästen. Ihr Holz ist so rübenartig weich, daß man mit einem Spazierstock bequem hindurchstoßen kann. Die Rinde ist grau und glatt, pergamentartig. Mit Recht hat man diese unförmigen Pflanzengestalten die Dickhäuter des Pflanzenreiches genannt. Sie sind der Dürre gewachsen und halten es lange Zeit ohne Regen aus. Hauptsächlich auf Bergabhängen kommen sie zahlreich vor.

Bei anderen Wüstenpflanzen ist der Stamm kugelig, fladenartig ausgebreitet oder kaktusähnlich aufgerichtet. Die meisten von ihnen passen sich in ihrem bleifarbenen Aussehen so sehr der Umgebung an, daß sie sehr leicht übersehen werden können. Hier haben wir eine Erscheinung, die durchaus an die Mimikry im Tierreiche erinnert. Es sind durchweg monströse Gebilde, diese Wüstenpflanzen, und ihr fremdartiges, wunderliches Aussehen erhöht sehr den altertümlichen Eindruck, den die Namib in uns hervorruft.

Sehr arm ist die Wüste an Tieren. Flüchtige Antilopen durcheilen sie nur in seltenen Jahren, nach einem guten Regenguß. Aber

Digitized by Google

sie sind nur wandernde Schatten im Reiche des Todes. Schon nach wenigen Tagen oder Wochen fliehen sie vor dem Sonnenbrand und dem Hungertod zurück in die grasige, futterreiche Steppe. Strauße und Gemsböcke können in guten Jahren auch einmal Standwild werden. Sonst sind nur Eidechsen, Schlangen und viel kleine Käfer dauernd in der Wüste zu finden. Sie alle sind nach ihrem geringen Wasserbedürfnis absolut als »xerophil« zu bezeichnen. Auch in ihrer inneren Organisation und dem äußeren Bau sind sie vielfach dem Wüstenleben angepaßt.

Die Wüste ist ein grausamer Feind aller lebenden Wesen. Das Wasser, die fürsorgende Mutter des Lebens, fehlt ihr ganz. Nur in den großen Rivieren, die aus dem Binnenland kommen, und die in tiefen, schattigen Cañons die Wüste schnell durcheilen, finden sich im Flußsand einige Quellen und Wasserstellen mit grüner Vegetation. Es sind echte Oasen in der Wüste. Hier haben auch die Menschen Fuß gefaßt und sich angesiedelt. Die Eingeborenen hielten an solchen Stellen einige versprengte Viehposten, die Europäer haben sich künstliche Bewässerungsanlagen geschaffen und bauen Gemüse, Südfrüchte, etwas Getreide. Doch ist der heiße Sommer, vor allem im tiefen Tal des Oranje, dem Pflanzenbau sehr hinderlich. Hier ist auch die Entfernung zum Markte, nach den kleinen Städten des Landes viel zu groß. Günstiger liegen die Siedlungen im Swakoptal bei Goanikontes. Sie haben im benachbarten Swakopmund einen guten und dauernden Absatz.

Außerhalb dieser Riviere ist die Wüste für den Menschen vollkommen unbewohnbar. Hunger und Durst und die große Einsamkeit lauern wie gefährliche Raubtiere auf jeden, der sich in ihren Bereich verirrt. Nur mit Hilfe von sehr viel Arbeit und ganz ungeheueren Geldmitteln kann der Mensch auch die Wüste überwinden und sich dort ansiedeln. Doch muß er all seine Bedürfnisse, wie Wasser, Holz, Lebensmittel, Futter für seine Tiere usw., immer wieder Tag für Tag von neuem sich holen.

Digitized by Google

Die Diamantenfelder bei Lüderitzbucht zeigen uns, wie es deutscher Geist und Fleiß verstanden haben, die Wüste zu knechten, dem Menschen und seinen Zwecken dienstbar zu machen. Man staunt über die vielen Schienenstränge, Telegraphenlinien, elektrischen Stromleitungen, Häuser und Anlagen, die in die fleischfarbene Wüste hineingestellt sind, und die nötig sind, nur um einige hundert Weiße und ein paar tausend Schwarze zu ernähren und arbeiten zu lassen. Vor allem die Versorgung mit Wasser macht die Diamentenbetriebe so sehr teuer. Es wird nicht nur zum Haushalt der Menschen gebraucht, sondern ist auch in den Betrieben nötig zum Waschen und Ausschlämmen der Edelsteine. Überall wird Meerwasser benutzt, das in langen Leitungen von der Küste in die Namib hinaufgepumpt wird; für den Gebrauch des Menschen muß es natürlich erst kondensiert werden. Eine weniger wertvolle Produktion als Diamanten oder Edelmineralien könnte sich in der Wüste gar nicht lohnen. Erzlager, die anderswo als reich und lohnend angesprochen würden, müssen hier vielfach ungenutzt liegenbleiben.

Das reiche Diamantenvorkommen mitten in der Wüste ist ein wirkliches Naturkuriosum. Die Namib, die so kahl und öde ist, die nach ihren organischen Werten als eines der ärmsten Länder der Welt bezeichnet werden muß, stellt sich durch die Diamanten ihrer Produktion nach zu den reichsten Gegenden dieser Erde. Tagtäglich werden auf einem kleinen, beschränkten Gebiet Diamanten im Werte von einigen Millionen Mark gefördert, vielfach roh von der Erde aufgelesen oder doch nur in einem oberflächlichen Abbau gewonnen. Wie glänzende Tauperlen liegen die wertvollen Steine zwischen Sand und kiesigem Geröll, lose oder auch fest verkittet. Allein dieser märchenhafte Reichtum ermöglichte es dem Menschen, die Namib zu besiedeln und zu knechten. Die Unkosten waren nebensächlich. So konnte man zahlreiche Wellblechbauten, kleine Dörfer und selbst schmucke Villen in die Wüste hineinstellen und sie mit Menschen bevölkern. Zu roden und zu räumen brauchte man nicht; das Wasser mußte doch heran-

Digitized by Google

geführt werden, und so konnte man bauen, wo man wollte, am besten mitten zwischen die Diamanten hinein. Das Landschaftsbild hat sich durch die Siedlungen des Menschen nicht viel verändert. Die grauen Mauern der Häuser heben sich wenig vom steinfarbenen Wüstengrund ab. Nur die rot gestrichenen Wellblechdächer und die schwarzweißroten Fahnen darüber bringen einen lebhaften, fremden Farbenton in die blasse, steinerne Welt. Fremd sind natürlich auch die schwarzen Schienenwege und Telegraphenlinien auf dem kahlen Untergrund.

Doch nur vorübergehend haben die Diamanten eine Herrschaft des Menschen in der Wüste errichtet. Wenn sie einmal erschöpft sind — und damit muß man sicher rechnen —, dann wird der rege Betrieb und die fleißige Produktion mit einem Schlag wie ein Kartenhaus zusammenfallen. Der Mensch wird seine Wohnungen und Arbeitsstätten verlassen oder einreißen, leer und öde wie vordem wird sich die steinerne Welt ausbreiten. Die Wüste sinkt wieder in ihre ewige, starre Ruhe zurück.

Diese Natur ist zu groß, als daß der Mensch sie je ganz besiegen, seinen Zwecken dauernd unterwerfen könnte. Während die tropischen Wälder in Asche zerfallen, die Steppen sich in wogende Felder verwandeln, Meer und Luft dem Menschen immer tiefer sich beugen, schließt sich die Wüste einsam und stolz von den irdischen Werken der Menschen aus. Von Ewigkeit zu Ewigkeit zieht sich die Bahn dieser schweigenden Einsamkeit. Zeitlos, in eherner Ruhe verharrend, ragt sie aus den fernen Schöpfungstagen dieser Erde hinüber in die offenen Räume der Zukunft.

Der Mensch ist nur ein flüchtiges Bild, ein irrender Schatten in dem großen Haus dieser Unendlichkeit. Durchreitet man die Wüste, so kommt man sich vor, als verließe man die Erde und fliege geradeswegs in den Weltenraum hinein. So leer ist die Namib und so weit. Unwillkürlich sucht man alle dunklen Gegenstände, die dem Auge auffallen, zu beleben. Eine Klippe, eine Polster-

Digitized by Google

pflanze, ein leeres Zementfaß erscheint uns als Tier. Und kommt wirklich einmal ein lebendes Wesen, sei es Mensch oder Tier, durch den leeren, körperlosen Raum, dann halten wir es für einen unwahrscheinlichen Spuk, für ein dunkles Irrlicht, für einen verirrten Schatten, wer weiß von woher. Eine Menschen- oder Tierfährte auf dem kiesigen Boden erregt unser größtes Verwundern, und eine Wagenspur erscheint uns so zwecklos, so irrsinnig, so ohne Anfang und ohne Ende wie zwei Parallelen im unendlichen Raum.

Stumm ist die Wüste und schweigsam wie nichts mehr auf Erden. Man hat so die absolute Gewißheit, ganz allein auf der Welt zu sein, in dieser starren Umgebung des Todes und des Schweigens. Aber trotz der erhabenen Einsamkeit und der unbegrenzten Freiheit der weiten Räume fühlt man sich unfrei in der Wüste. Diese Natur ist zu groß, sie wirkt drückend auf das Gemüt. Wie äußerlich die Lebensweise hier im Bereich des Todes beschränkt ist, so liegen auch innerlich Geist und Sinne in Fesseln. Man kommt sich vor wie in einem Gefängnis. Bei aller blendenden Helle wirkt die Wüste doch finster und grauenvoll auf das Gemüt. Diese Landschaft kennt ja nichts von all dem, das sonst überall — auch in der Fremde — vertraut zu unserm Herzen spricht. Sie kennt keinen Blumenduft und keinen Vogelsang, sie weiß nichts vom Wasserrauschen und vom Waldesgrün. Sie ist ihrem ganzen Wesen nach wie versteinert. Und gerade die erhabene Stille, diese starre Ruhe, redet drohender als Bewegung und Leben zur menschlichen Seele. Das Schweigen einer großen Natur ist eine eindringliche Sprache für jedes Menschenherz!

Druck von Günther, Kirstein & Wendler in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY,
BERKELEY

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW

Books not returned on time are subject to a fine of 50c per volume after the third day overdue, increasing to $1.00 per volume after the sixth day. Books not in demand may be renewed if application is made before expiration of loan period.

FEB 18 1925

28Feb51PM

5

15m-12,'24

Digitized by Google

518476

DT567
W6

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google